

Badische Heimat

Juni
2/1994

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Sch St BW
Hx



31/ 2 0, 07. 94

Geldanlage – gezielt und systematisch



Wer seine Ersparnisse planvoll anlegen will, braucht Klarheit über die Anlagemöglichkeiten. Möchten Sie für eine größere Anschaffung sparen? Geht es um die Gründung einer eigenen Existenz oder um die Vorsorge für die Wechselfälle des Lebens? Zu jedem Ziel gibt es die richtige Geldanlage. Wir beraten Sie gern – kompetent und individuell. Sprechen Sie mit uns.

Wir machen den Weg frei

 **Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken**

Unser FinanzVerbund: Volksbanken Raiffeisenbanken, SGZ-Bank, DG Bank, Bausparkasse Schwäbisch Hall, R+V Versicherungen, Süddeutsche Krankenversicherung, Deutsche Genossenschafts-Hypothekenbank, Münchener Hypothekenbank, VR-Leasing, DIFA Deutsche Immobilien Fonds, Union-Investment

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,
Di. 8.00—12.00Uhr,
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor.

Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75
Sparkasse Freiburg,
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01
J. A. Krebs, Freiburg, Privatbankiers,
Konto-Nr. 873, BLZ 680 301 00
Spenden bitte an das
Konto der Stadt Freiburg
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg
Vermerk „Spende Badische Heimat“
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung: G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG
Anzeigenverwaltung:

G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG
G. Braun Verleger Services
Karl-Friedrich-Straße 14—18
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 65-2 33
Telefax (07 21) 1 65-7-3 76
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen:
G. Braun GmbH

Inhalt

I. Badische Geschichte

- Badische Liberalität als Verfassungsprinzip
Ihre Entfaltung und ihre Grenzen 1818—1970
(Teil II 1914—1970)
Robert Albiez, Ettlingen 171

II. Regionen

- Brücken und Barrieren
Grenzüberschreitende Zusammenarbeit
am Oberrhein
Klaus Oesterle, Karlsruhe 185

III. Denkmalschutz

- Denkmalschutz — Käseglocke oder Erhalt
heimatlicher Lebensqualität
Traudl Schucker, Karlsruhe 195

IV. Aus Regionen Badens

- Erinnerungen an das Lahrer Bühnel
Martin Frenk, Ottenheim 207
- Aus dem Leben eines Durlacher Bürgers und
Geschäftsmannes in der Napoleonischen Zeit
Walter Vesenbeckh, Bad Dürkheim 215
- Anne-Rose wäre jetzt siebzig Jahre alt
Ein Lebensbild mit Trauerrand
Dr. Johannes Werner, Elchesheim 229
- Der Heidelberger Philosophenweg
Tischer, Heidelberg 237

V. Literatur

- Reinhold Schneider — Dichterwort in
bewegter Zeit
Reiner Haebling von Lanzenauer, Baden-Baden . 243
- Johann Peter Hebel als biblisch-aufgeklärter
Kritiker der Aufklärung
Johann Anselm Steiger, Heidelberg 257

VI. Ausstellungen

- Ein Jahrhundert Möbel für den Fürstenhof
Rosemarie Stratmann-Döhler, Karlsruhe 267

VII. Volkskunde

- Peter Assion (5.8.1941—1.4.1994)
Waltraud Werner-Künzig, Freiburg 273

VIII. Hebel-Gedenkplakette

- Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette
für Prof. Dr. Gustav Oberholzer
Elmar Vogt, Hausen 289

IX. Landesverein

- Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg
für Andreas Mannschott
Martin Frenk, Schwanau-Ottenheim 291
- Bundesverdienstkreuz für Dr. Lothar Brandstetter
Dieter Baeuerle, Baden-Baden 293

X. Buchbesprechungen

Badische Liberalität als Verfassungsprinzip

Ihre Entfaltung und ihre Grenzen 1818—1970

(Teil II 1914—1970)

Robert Albiez, Ettlingen

Diese Spannungen hatten sich im Zeitalter des Imperialismus anfangs durch die Ausdehnung der europäischen Mächte beim Erwerb von Kolonien oder Einflusssphären an der Peripherie, dann auf dem Balkan, im Vorderen Orient, in Asien und in Afrika zu sich steigernden Verhärtungen entwickelt und verbanden sich im Zentrum des alten Kontinents etwa ab 1890 durch zwei entgegengesetzte Bündnissysteme zu zementierten Feindschaften. Aus der Sorge, das nach 1911 noch einmal gesteigerte Hochrüsten aller europäischen Großmächte sei nicht weiter tragbar und der jeweilige Gegner würde unaufholbar immer stärker, wagten beide Seiten nach den beiden Balkankrisen bei der dritten eine Entscheidung durch die Waffen, zumal alle auf schnelle Erfolge hofften.

Nach zwei Jahren erbittert und verlustreich geführten Ringens entwickelte sich auf deutscher Seite nach mehrfach vergeblich angesetzten Friedensversuchen zwei Überlegungen. Gemeinsam war die Erkenntnis, daß zunächst nur im Osten ein Erfolg möglich sei. Dann aber unterschieden sie sich eindeutig. Ludendorff, ab Sommer 1916 unter Hindenburg der Kopf der 3. Obersten Heeresleitung (OHL), wollte den militärischen Siegfrieden zunächst im Osten und danach auch auf der dann einzigen Front im Westen, bevor der Kriegseintritt der USA vom Mai 1917 sich auswirken konnte. Prinz Max von Baden¹⁾ wollte dagegen den Frieden mit Rußland so gestalten, daß er besonders für die öffentliche Meinung der wesentlichen Gegner die Einleitung zu einem allgemeinen Verständigungs-

frieden bilden konnte, weil ihn der USA Präsident Wilson als „Friede ohne Sieg“ gegenüber Lenins Parole „Frieden ohne Annektion durch eine sozialistische Weltrevolution“ verkündet hatte. Es mußten also die am 8. 1. 1918 verkündeten 14 Punkte Wilsons schon von Deutschland und Österreich-Ungarn auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker von Finnland bis zum Schwarzen Meer so angewendet werden, daß es durch die Abstimmungen unter dem Schutz deutscher und österr.-ung. Truppen nicht zu einer Abhängigkeit und damit zu einer großen Machtausweitung der Mittelmächte in Osteuropa kommen konnte. Dabei war dieser Schutz zunächst nötig, da ohne ihn eine Abstimmung überflüssig war²⁾. Durch die Entlastung Deutschlands im Osten, während die USA noch keine stärkeren militärischen Kräfte vor der deutschen Westfront versammeln konnten, war Deutschland für die Westmächte noch ein Gegner, der ernstgenommen werden mußte, weil seine Überwindung nur mit starken eigenen Verlusten erkaufte werden konnte. Wenn dieser Gegner, die eigenen Ziele tatsächlich durch faire Regelungen auch im Westen (Belgien und Elsaß-lothringische Frage) zu verwirklichen suchte, war die Weiterführung des Krieges durch den Druck der öffentlichen Meinung der Westgegner unmöglich.

Doch der Prinz wurde erst dann zum Reichskanzler berufen, als beide Voraussetzungen für einen allgemeinen Verständigungsfrieden entfallen waren. Den Frieden von Brest-Litowsk empfand die westliche Welt als Frieden

der Gewalt, und die deutsche Angriffskraft war vom März bis zum Juni durch vier Großangriffe, die zwar große taktische Erfolge brachte, aber keinen kriegsentscheidenden Durchbruch im Sommer 1918 verbracht. Die ab Juli einsetzenden alliierten Gegenoffensiven, monatlich von etwa 250 000 US Soldaten unterstützt, konnten einen Durchbruch bis an den Rhein erzwingen.

Unter diesem Druck, dazu unter der Gefahr, daß durch das Zusammenbrechen der Verbündeten — Türkei, Bulgarien und Österreich-Ungarn — im Süden und Südosten des Reiches neue Fronten entstehen, ergab sich als entscheidende Frage, wie nach der bisher auf Annexionen gerichteten deutschen Regierungspolitik eine Friedensabsicht glaubwürdig gemacht werden könne³).

Der jetzt auch von Ludendorff berufene Kanzler Max von Baden sollte sich auf die Mehrheitsparteien des Reichstags MSPD, Zentrum und Fortschritt (FVP) stützen und durch Verfassungsreformen Parlamentarier in die Regierung einbeziehen, also durch eine Revolution von oben eine Revolution von unten überspielen. Dazu forderte Ludendorff Anfang Oktober ein sofortiges Waffenstillstandsangebot, während Prinz Max ein allgemeines Friedensangebot vorzog, da ein Waffenstillstandsersuchen das Eingeständnis einer totalen Niederlage erkennen ließ. Ludendorff setzte sich dennoch durch, denn er wollte der Armee Schmach und Katastrophe einer Niederlage ersparen. Dazu befürchtete er, ein total geschlagenes Heer könnte Aufruhr und Revolution in die Heimat tragen. Zumindest erwartete er für die erschöpften Truppen eine Atempause. Wären die Bedingungen für das Reich unannehmbar, könnte der Kampf wieder aufgenommen werden. Hinter dem dann auch schriftlich begründeten sofortigen Waffenstillstandsverlangen ist ersichtlich, daß die OHL versuchte, so gut wie möglich aus dem von den Alliierten geführten Offensivkrieg herauszukommen⁴). Der neue Kanzler fügte sich trotz seiner Be-

denken diesem Wollen und war dazu bereit, die militärische Führung zu schonen. Dadurch wurde dieser Schritt von der völlig unvorbereiteten Öffentlichkeit auch seiner Regierung angelastet.

Dazu mißtraute Wilson der deutschen Friedensbereitschaft⁵) und geriet immer stärker unter den Druck seiner Verbündeten. Von Note zu Note steigerte er seine Forderungen nach deutschen Vorleistungen: Zunächst Räumung der besetzten Gebiete, dann Sicherheiten für die Fortdauer der gegenwärtigen militärischen Überlegenheit der Alliierten, Einstellung des uneingeschränkten Ubootkriegs und für die bisherige Macht eine Herabminderung bis zur tatsächlichen Ohnmacht. In der 3. Note vom 23. 10. folgte, daß „beim Versuch die unendlichen Schäden und Ungerechtigkeiten (Hinweis auf Reparationen) dieses Krieges gutzumachen, die Regierung der USA mit keinen anderen als wahrhaftigen Vertretern des deutschen Volkes verhandeln kann, deren eine echte konstitutionelle Stellung . . . gesichert ist. Wenn sie mit den militärischen Beherrschern und monarchischen Autokraten Deutschlands jetzt verhandeln muß . . . dann muß sie nicht Friedensverhandlungen, sondern Übergabe fordern.“

Und dieses Mißtrauen blieb auch bestehen trotz der Verfassungsreform, die unter Zeitdruck überhastet beraten und am 26. 10. vom Reichstag verabschiedet wurde. Der Übergang zur parlamentarischen Monarchie war gegeben, wenn auch durch unklare Regelungen Konfliktfelder offenblieben oder nicht politisch wirksam werden konnten, da sie entscheidend an die Person und das Verhalten des Kaisers geknüpft waren⁶). Als Ludendorff eigenmächtig die 3. Note Wilsons zurückweisen und zum Entscheidungskampf aufrufen wollte, entließ ihn der Kaiser auf Drängen des Kanzlers. Aber diese 3. Note bewirkte bei der Bevölkerung, die bisher in weiten Teilen nicht gegen die Monarchie als Staatsform eingestellt war, jetzt weitergehen-

de staatliche Umwandlung zu fordern. Die Abdankung des Kaisers wurde auch in der Presse diskutiert und gefordert.

Man erwartete durch die Abdankung nach einem annehmbaren Waffenstillstand einen fairen Verhandlungsfrieden. Hier wurde offenbar, daß ein Obrigkeitsstaat in einer Industriegesellschaft am Ende ist, wenn die Belastungen für weite Teile seiner überforderten Bevölkerung untragbar geworden sind und nur noch durch Änderung der Verhältnisse Aussicht auf Abhilfe besteht, die bisherige Führung aber die notwendigen Entscheidungen aufschiebt oder keinen Handlungsbedarf erkennt.

Zu deutlich war sichtbar, „daß trotz des im Gang befindlichen Verfassungswandels Krone und militärische Führung im Oktober nicht bereit waren, sich der zivilen Reichsleitung unterzuordnen und sich von ihr kontrollieren zu lassen“⁷). Am 29. 10. entzog sich der Kaiser ziviler Führung durch seine Flucht ins große Hauptquartier in Spa (Belgien), und zur gleichen Zeit kam es zu Befehlsverweigerungen auf der Hochseeflotte, der von der Seekriegsleitung ohne Wissen der Reichsregierung ein Vorstoß in Richtung Kanal befohlen worden war, um vor der englischen Küste eine Verzweigungsschlacht zu liefern, durch die im Sinne Ludendorffs der deutsche Widerstandswille bezeugt werden sollte. Teile der Besatzungen befürchteten, die Flottenführung beabsichtige, den von der Reichsregierung verfolgten politischen Kurs zur Erreichung eines Waffenstillstandes zu unterlaufen, und sahen in diesem Vorstoß ein militärisch fragwürdiges und verantwortungsloses Unternehmen. Durch Fluten der Kesselanlagen bei einigen der schweren Einheiten mußte die Operation abgebrochen werden. Beim Versuch nach Eintreffen in Kiel den meutern den Teil der Besatzungen zu verhaften, kam es zu Schießereien, Soldatenräte wurden gebildet und Offiziere verhaftet. Am 4. 11. befand sich die Stadt in den Händen der aufständischen Matrosen und Soldaten. Wohin

die von Kiel ausschwärmenden Matrosen gelangten, schlossen sich Soldaten der Heimatgarnisonen und Arbeiter der Fabriken an oder leisteten keinen Widerstand. Die Ordnungskräfte des Staates blieben gelähmt. Eine spontane Bewegung der kriegsmüden Massen — die Revolution von unten — wollte die sofortige Beendigung des Krieges und eine Neugestaltung der politischen und sozialen Ordnung. Es war wohl kein Zufall, daß endlich am 5. 11. von Wilson die Nachricht kam, eine deutsche Delegation könne vom französischen Marschall Foch empfangen werden. Alle Versuche des Reichskanzlers, durch eine freiwillige und rechtzeitige Abdankung des Kaisers, die Monarchie als Staatsform zu retten, fanden in Spa kein Gehör, selbst als die MSPD bis zum 7. 11. ultimativ diese Abdankung forderte⁸). Am 9. 11. hatte die revolutionäre Welle Berlin erreicht und gegen Mittag wälzten sich riesige Demonstrationzüge durch die Straßen der Hauptstadt. Der Führer der MSPD, Friedrich Ebert, forderte, die Regierungsgewalt müsse jetzt an Männer übergehen, die das volle Vertrauen des Volkes besäßen. Deshalb wolle er auch die USPD als Erweiterung der bisherigen Mehrheitsparteien auf der Grundlage der Oktoberverfassung einbinden, um die revolutionäre Bewegung aufzufangen und ein Übergangskabinet mit diktatorischen Vollmachten bis zum Zusammentritt einer umgehend zu wählenden Nationalversammlung zu bilden. Diese sollte dann die Entscheidung über die Staatsform fällen. Doch Prinz Max konnte sich nicht durchringen, das von Ebert angebotene Amt eines Reichsverwesers zu übernehmen, einmal weil er nicht vom Kaiser dazu beauftragt war, zum anderen, weil er eine Erweiterung der Regierung durch die USPD nicht mittragen konnte. Golo Mann meint hierzu, der Prinz habe gespürt, daß Eberts Pläne so nicht mehr durchführbar waren. Ohne autorisiert worden zu sein⁹), übergab er Ebert das Amt des Reichskanzlers, während Scheidemann um die Mittagstunde vom Balkon des

Reichstages eigenmächtig die Republik ausrief.

Zur gleichen Zeit stellte Gröner und die Mehrzahl der eilig zusammengerufenen Frontgeneräle in Spa fest, daß das Heer nicht mehr bereit sei, für den Kaiser gegen die Revolution in der Heimat zu marschieren. Der Vorschlag, der gegen 14 Uhr bei Prinz Max eintraf, Wilhelm II, wollte nur im Reich, nicht aber als König von Preußen abdanken, läßt erkennen, wie verwirrt und realitätsfern er und einige seiner Berater dort dachten. „Die Flucht des Kaisers nach Holland war dann die unvermeidliche Folge seiner verzögerten Abdankung“ (Herzfeld).

Aber schon am nächsten Tage ließ Ebert den Plan der Bildung eines sozialistisch-bürgerlichen Koalitionskabinetts fallen, um einer Regierungsbildung durch die Revolutionären Obleute, die auf dem linken Flügel der USPD standen und in der Berliner Arbeiterschaft einen erheblichen Rückhalt besaßen, zuzukommen. Er akzeptierte die weitgehenden Bedingungen der USPD Führung und bildete auf paritätischer Grundlage den Rest der Volksbeauftragten von MSPD und USPD¹⁰⁾. Damit war neben dem politisch-militärischen Zusammenbruch im größten Krieg, den Deutschland bis dahin geführt hatte, eine politisch innerstaatliche Entwicklung getreten, die es in seiner nationalen Geschichte bis dahin nicht gegeben hat: Das Entstehen einer deutschen Republik. Dies war das Ergebnis eines weitgehenden Vertrauensverlustes zwischen den bisher Regierenden und ihren Regierten. Für die Zukunft mußte es entscheidend werden, ob es Wilson gelingen kann, mit den nun „wirklichen Beherrschern Deutschlands“ einen für diese Seiten tragbaren Verhandlungsfrieden durchzusetzen.

Dazu urteilt Gunther Mai^{10a)}: „Trotz des berechtigten Mißtrauens gegenüber den Absichten, die die OHL mit Waffenstillstandsverhandlungen verband, waren Härte und Reichweite der alliierten Forderungen nicht mehr allein als militärische Vorsichtsmaßnahmen zu erklären. Denn auch

Wilson brauchte gleichermaßen aus ideologischen wie aus pragmatischen Gründen einen Siegfrieden. Das Reich sollte nicht länger zur „friedlichen Koexistenz“ gezwungen werden, sondern der Präsident war offenkundig gewillt, von der „Eindämmung“ des preußischen Militarismus zur „Befreiung“ durch den von außen herbeigeführten Verfassungswandel voranzuschreiten. Auch wenn er dies als Voraussetzung für eine stabile europäische, ja globale Friedensordnung ansah, war er doch im Interesse dieses Zieles bereit, die Anwendung seiner universalen Prinzipien auf das Reich zumindest für eine Übergangszeit auszusetzen. Damit geriet nicht alleine Wilsons moralischer Kredit ins Wanken, sondern er erweckte den Eindruck, im Sieg ebenso maßlos zu sein, wie Deutschland es im Krieg gewesen war. Er gefährdete zugleich sein weiter gestecktes Ziel, Lenins weltrevolutionärer Friedenskonzeption eine sozusagen reformistisch-demokratische Alternative gegenüberzustellen. Schon im Rahmen dieses Notenwechsels vom Oktober 1918 provozierte er den deutschen Revisionismus gegenüber einer Nachkriegsordnung, die in ihren Grundzügen noch kaum entwickelt war.“

Wie wirkten diese Abläufe auf die Bundesländer, für uns auf die Verhältnisse in Baden? War es in diesem Land, in dem sich Liberalität schon mehrfach politisch entfalten konnte, möglich, diesen Bruch in eigener Weise abzufangen? In Baden, besonders in den südlichen Teilen war der Gefechtslärm der Vogesenfront fast während der ganzen Kriegszeit vernehmbar, seit 1916 wurden die Städte Karlsruhe, Mannheim, auch Freiburg, Müllheim und Offenburg wegen ihrer Frontnähe durch Bombenwürfe beunruhigt.

Man war daher besonders enttäuscht, als die groß angekündigten Schläge vom März bis Juni 1918 an der Westfront keine Entscheidung erzwingen. Ende 1917 hatte der bisherige Innenminister von Bodmann die Leitung der Regierungsgeschäfte übernommen und vorsichtig gewisse Verfassungsreformen angekündigt, doch sollten diese erst zu einer stärkeren „Beteiligung aller Volkskreise an der Leitung und Gestaltung der öffentlichen An-

gelegenheiten“ führen, wenn „es die Zeitlage gestattet“, hieß es in der Thronrede im November 1917. Bei der Verfassungsfeier am 22. 8. 1918 erörterte Friedrich II. mit dem Vizepräsidenten der II. Kammer Anton Geiß die Schwierigkeiten durch die Lebensmittelnot im Raum Mannheim, wo es zu Arbeitsniederlegungen gekommen war. Daher wurde die Ernennung des badischen Thronfolgers zum Reichskanzler hier mit besonderen Erwartungen begrüßt, weil man von ihm die Erfüllung aller Friedenshoffnungen erwartete. Dazu erhoffte man von der begonnenen Parlamentarisierung im Reich auch Verfassungsreformen im Land. Man ließ sich aber in Karlsruhe erstaunlich lange Zeit. Erst am 19. 10. 1918 informierte von Bodmann die Parteiführer über die Lage, widersprach der SPD und FVP (Freisinn) auf deren Begehren, den Landtag einzuberufen. Während die SPD Fraktion einige Tage später ihre Forderungen nach verantwortlicher Regierung aus Vertrauensmännern des Volkes, Vereinbarung von Regierungsamt und Mandat, Abschaffung der I. Kammer, Verhältniswahlrecht, Stärkung der Selbstverwaltung der Gemeinden und Einberufung eines außerordentlichen Landtags präzierte, erklärte sich erst am 3. November die Regierung bereit, Gesetzesentwürfe für eine Verhältniswahl, Stärkung des Ständigen Ausschusses und die Demokratisierung des Gemeindevahlrechts vorzulegen. Es wurden in diesen wichtigen Wochen fällige Entscheidungen unnötig vertagt.

Der badische Reichskanzler bekam vom badischen Großherzog, seinem Vetter, weder bei der Abdankungsfrage des Kaisers noch beim rechtzeitigen Übergang zu einer parlamentarischen Monarchie in Baden Unterstützung. Der vertrauenssuchende Einheitswille von Krone und Volk (siehe Teil 1, Heft 4/93, S. 586) wurde dadurch ernstlich zerbrochen, von Führung war in diesen entscheidenden Wochen nichts zu spüren. War diese Lähmung die Folge jahrzehntelanger Entschei-

dungsentwöhnung, oder war eine tiefgreifende Reform einfach nicht vorstellbar?¹¹⁾

Es bleibt denkbar, daß bei rechtzeitigem Handeln sowohl im Reich als auch in den Ländern die parlamentarische Monarchie mit Rechten, wie sie die Weimarer Verfassung dann dem Reichspräsidenten einräumte oder wie diese teilweise in Skandinavien und im Benelux-Raum, sogar noch ab 1945 in Japan gelten, möglich gewesen wäre. Auf jeden Fall hätte Hitlers Spiel mit der gemäßigten Rechten 1932—1934 so nicht geführt werden können¹²⁾.

Am 7. 11. 1918 war es zu Unruhen in den Garnisonen Lahr und Offenburg gekommen. Ludwig Marum, Fraktionsführer der SPD im badischen Landtag, forderte die sofortige Parlamentarisierung in der Presse (Volksfreund und Volksstimme). Ebenso drohte am 8. 11. eine SPD-Vertreterversammlung in Mannheim mit Generalstreik, wenn nicht sofort die Regierung zurücktreten und der Landtag einberufen werde. Als ihr Sprecher kam ihr Abgeordneter Anton Geiß am 9. 11. nach Karlsruhe, der nach kurzen Beratungen auch mit bürgerlichen Politikern gegen 16 Uhr bei von Bodmann erschien, um sofortiges Handeln anzumahnen. Doch die Regierung war schon zurückgetreten, war nur noch geschäftsführend im Amt und der Landtag auf den 15. 11. einberufen.

Der Monarch beruhigte am gleichen Nachmittag in der Karlsruher Zeitung: „In Anlehnung an die Entwicklung des deutschen Volksstaates den Landständen den Ausbau der Verfassung und die Neugestaltung der Regierung in dem Sinne vorzuschlagen, wie es den Wünschen der überwiegenden Mehrheit des badischen Volkes entspricht“.

Doch am Abend tagten im Karlsruher Rathaus nebeneinander ein Soldatenrat und im Nebenzimmer ein Wohlfahrtsausschuß. Dieser war aus Vertretern aller Parteien zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf Anregung des Oberbürgermeisters von Karlsruhe gebildet worden, während im großen Rathaussaal

eine lautstarke Gruppe, meist Landsturmlaute, erst nach den Streiks in Mannheim eingezogen, zum „Teil in Drilllichkiteln und gelb-rote Schärpen umgebunden . . . in der Nacht auf dem Rathausbalkon, gestikulierend und schreiend standen . . . es war ein jämmerliches Bild“^(13.1)), „Diese Reden waren übrigens nicht von großer politischer Bedeutung . . . Was nur notwendig schien . . . den Soldaten . . . konnte man politische Dinge nicht zutrauen und nicht anvertrauen. Nun muß man dafür sorgen, daß die Parteien, die an die Macht wollten, auch tatsächlich an die Macht kommen . . . insbesondere die Parteien, welche den Umsturz der Machtverhältnisse auf gesetzmäßigem Wege wollten“^(13.2)).

Am nächsten Tage (10. 11.) trafen sich Vertreter dieser Parteien (SPD, FVP und Zentrum) im Karlsruher Rathaus, einig in dem Willen, eine Regierung zu bilden, auch mit Vertretern der USPD. Eine verhältnismäßig schnell zusammengestellte Ministerliste unter dem Vorsitz von Anton Geiß umfaßte 11 Namen: 5 SPD, 2 USPD, 2 Zentrum, 1 FVP und 1 NLP, die vom Soldatenrat und Wohlfahrtsausschuß gebilligt wurde. Der noch amtierende Staatsminister von Bodmann verlangte die bisher notwendige Bestätigung durch den Großherzog, was die beiden USPD Minister energisch ablehnten. Die übrigen Minister strebten diese dann auch nicht an. Friedrich II. stellte dazu nur fest, daß er die Bildung der Provisorischen Regierung „zwar als verfassungsmäßig nicht anerkennen“ könne, aber „in Anbetracht der durch die Zeitumstände geschaffenen besonderen Lage einen Widerspruch gegen die geplanten Maßnahmen nicht erheben“ wolle⁽¹⁴⁾.

Er nahm zur Kenntnis, daß eine Verfassungsgebende Nationalversammlung berufen wird, die auch — so wollte es die Mehrheit der Minister — über die Staatsform entscheiden werde. In der Nacht vom 11. auf den 12. 11. begab er sich mit seiner Familie auf das Schloß Zwingenberg bei Eberbach, weil eine

kleine Soldatengruppe einige Gewehrschüsse auf das Karlsruher Schloß abgegeben hatte. Heinrich Köhler stellte dazu in einer Fußnote fest: „Wir haben alle den Eindruck, daß die alte Regierung ungemein kurzsichtig und der ganzen Sache nicht gewachsen war. Die Regierung hat nichts getan zum Schutze des Großherzogs“⁽¹⁵⁾).

Als immer wieder Arbeiter und Soldatenräte auf die Verwirklichung der Republik drangen, wobei es sich bei den Soldaten nicht um Abordnungen des Feldheeres⁽¹⁶⁾, sondern um Garnisonseinheiten handelte, entschloß sich die provisorische Regierung, den Großherzog durch von Bodmann und Geiß zu bewegen, seine Regierungsrechte bis zur Entscheidung der badischen Nationalversammlung über die Staatsform ruhen zu lassen.

Ihre These lautete: „Die Republik wird ausgerufen. Es ist nicht mehr zu halten. Wenn die Republik ausgerufen wird, ohne daß der Großherzog zurückgetreten ist, steht zu befürchten, daß die Beamten aufgrund ihres Treueids der republikanischen Regierung die Gefolgschaft verweigert. Rufen wir die Republik nicht aus, dann bekommen wir den Generalstreik. Die Arbeiter legen die Arbeit nieder, und dazu rufen sie die Republik aus. Dann aber wird das Chaos noch viel größer. Deshalb gibt es nur einen Weg, den Großherzog zu ersuchen, zurückzutreten und die Beamten ihres Treueids zu entheben“⁽¹⁷⁾.

Auf was Geiß seine Behauptung stützte, die Arbeiter errichteten durch einen Generalstreik ihre Form der Republik, kann nur damit erklärt werden, daß er die Lage in Mannheim auf das ganze Land einfach übertrug und auch dort die Stärke der USPD weit überschätzte. Von Bodmann, der diese These voll übernahm, mußte über 2 ½ Stunden (nach dem Bericht von Geiß Anm. 17) seinen eingeschüchterten Großherzog in Schloß Zwingenberg bearbeitet haben, bis dieser bereit war, bis zur Entscheidung der kommenden Nationalversammlung auf seine Regierungsgeschäfte zu verzichten. Dazu forderte

er die Beamten und Soldaten auf, im Dienst zu bleiben und die Anordnungen der provisorischen Regierung zu befolgen. In der Erklärung von Bodmanns im Staatsanzeiger vom 15. 11. 1918 hat der Monarch der provisorischen Regierung sogar eingeräumt, schon vor dieser Entscheidung die republikanische Staatsform zu beschließen, „wenn sie diese für ein Gebot der Stunde erachten sollte“.

Wer hat, so muß man sich fragen, diese provisorische Regierung für eine weitgehende Entscheidung legitimiert? Sie ging bei ihrer gleichzeitig im Staatsanzeiger vom 15. 11. formulierten Verlautbarung bewußt weiter: „Alle Staatsgewalt ist in den Händen der badischen vorläufigen Volksregierung. Wir erklären, daß Baden eine freie Volksrepublik ist. Endgültig über die Staatsform entscheidet die badische Nationalversammlung.“ Auf den 3. 1. 1919 wurde die Wahl für sie festgelegt. 10 Tage später sollte sie zusammentreten. Friedrich II. blieb jetzt nur noch der Rücktritt, den er am 22. 11. für sich und seinen Nachfolger Prinz Max auf Schloß Langenstein erklärte. Der Schlußteil der Erklärung lautet: *„Mein und meiner Vorfahren Leitstern war die Wohlfahrt des Badischen Lands. Sie ist es auch für diesen meinen letzten Schritt. Meine und der Meinigen Liebe zu meinem Volke hört nimmer auf! Gott schütze mein liebes Badener Land!“*

Es war also nicht einmal möglich, wenigstens im Lande Baden das Volk, der neue Souverän, selbst seine Staatsform durch Wahl entscheiden zu lassen, obwohl nur hier auch bürgerliche Minister in eine provisorische Regierung eintreten konnten und ein Teil der SPD Minister der badischen Monarchie freundlich gesinnt war. Rechte Gruppen verhielten sich wie gelähmt. Im Zentrum, so berichtet Köhler¹⁸⁾ herrschte auf der Sitzung ihres Zentralkomitees am 11. 11. 1918 in Offenburg weitgehend Verwirrung und geradezu jammervolle Entschlußlosigkeit. Die geforderte Umstellung kam offensichtlich zu schnell. Auch in Berlin entwickelte sich kein ernsthafter Ver-

such zur Rettung der monarchischen Staatsform. „Keine eigenständige Revolution, sondern Anpassung an die Vorgänge im Reich“ vollzog den Übergang zur Republik¹⁹⁾.

Auch in Baden war das Vertrauen zu seiner bisherigen monarchischen Führung, die unabhängig, aber aus Einsicht und Überlegenheit zusammen mit einer Kammermehrheit behutsam und langfristig die anstehenden politischen Fragen zu lösen versuchte, unter den Opfern und Entbehrungen des nun verlorenen Krieges verbraucht. Man erhoffte auch hier durch die von Wilson verlangte Änderung der Regierungsform den Weg zu einem Verständigungsfrieden mit den Siegern. Dazu sahen jetzt politisch breit organisierte Gruppen die Möglichkeit, den Staat als Ordnungsmacht für ihre Interessen und sozialen Vorstellungen zu gewinnen und zu bestimmen. Ihr Pluralismus und ihre Überprüfung im konkurrierenden Wettbewerb zur politischen Willensbildung bei periodisch durchzuführenden Wahlen sollten durch erungene Mehrheiten die Garantie für Freiheit und Weiterentwicklung bilden. Für die Zukunft wird es entscheidend sein, ob tragfähige Mehrheiten sich bilden können, wenn neue Belastungen breite Bevölkerungsgruppen überfordern. Die für den 5. 1. 1919 angesetzte Wahl zur badischen Nationalversammlung für eine von den gewählten Volksvertretern formulierten und dann vom Volk bestätigten Verfassung zeigte eine breite Zustimmung durch eine Wahlbeteiligung von 88,1% zu dieser Entwicklung.

Die USPD, die bei der Umwälzung der Staatsform am heftigsten aufgetreten war, bekam gerade 1,5% der Wähler und blieb ohne Mandat. Die politische Rechte (DNVP), die für die Erhaltung der Monarchie eingetreten war, erreichte 7%, das Zentrum 36,6%, die SPD 32,1% und die Deutsche Demokratische Partei 22,8%. Schon am 25. April 1919 konnte die kurz zuvor durch eine große Mehrheit vom Volk gebilligte Verfassung amtlich verkündet und damit in Kraft gesetzt werden.

Was sich von badischer Liberalität über die Umwälzung erhielt, zeigt sich schon darin, daß in Baden die erste Wahl zu einer verfassungsgebenden Nationalversammlung durchgeführt und die zügig geformte Verfassung auch als erste verabschiedet werden konnte. Die Wahlbeteiligung betrug 88,1% — nur Württemberg übertraf diese etwas später mit 90,9%. Aber bei der Koalitionsbildung erreichten die drei Parteien: SPD, Zentrum und DDP, die sich schon Ende 1916 im Interfraktionellen Ausschuß des damaligen Reichstages zusammenfanden und dann mit Prinz Max von Baden Anfang Oktober — 9. 11. 1918 die letzte kaiserliche Regierung gebildet hatten, mit 91,5% in Baden das eindeutige Ergebnis.

Die Volkssouveränität als das Prinzip ist das Neue: „Träger der Staatsgewalt ist das badische Volk“ (Artikel 2,1), das entweder unmittelbar durch Volksbegehren und Volkstentscheid (nach dem Vorbild der Schweiz) oder mittelbar durch den gewählten Landtag sich die Gesetze gibt. Unter Beifügung eines ausgearbeiteten Entwurfs konnten 80 000 stimmberechtigte Staatsbürger ein Gesetz vorschlagen, die Abänderung oder Aufhebung eines bestehenden Gesetzes verlangen. Nahm der Landtag diese Vorlage nicht an, so war eine Volksabstimmung durchzuführen. Dazu konnte die gleiche Zahl von Stimmberechtigten Vertagung oder Auflösung des Parlaments erzwingen. Das Staatsministerium (Regierung) entschied in kollegialer Form mit einfacher Mehrheit und bestellte jährlich einen Minister zum Staatspräsidenten. Es bestand zunächst aus 7, dann aus 4 Ministern, wobei es durch Staatsräte ergänzt werden konnte. Die Minister erhielten Gehalt, aber keine Versorgungsansprüche, die Staatsräte nur Diäten. Die Staatsverwaltung blieb schon von oben her bescheiden und sparsam. Die Frauen erhielten das Wahlrecht, 10 Frauen zogen ins Parlament. Einige Monate später wurde durch die Reichsverfassung vom 11. 8. 1919 der Kompetenzbereich der Länder wesentlich

beschnitten. War bisher das Reich „Kostgänger“ (Bismarck) der Länder gewesen, die Matrikularbeiträge an das Reich zur Deckung der ihm entstehenden Kosten abführten, so wurden nun die Länder zu Kostgängern des Reiches, weitgehend zu Verwaltungseinheiten. Die Zentralisierung der Steuerhoheit beim Reich schuf Reichsfinanzämter in den Ländern, denen alle direkten Steuern zugewiesen wurden. Den meisten badischen Politikern waren diese Strukturen zu unitarisch. Ihre Forderungen nach mehr Föderalismus bleiben erfolglos. Denn „Reichrecht bricht Landrecht“ (Artikel 13), der Reichsrat als Vertretung der Länder bekam nur ein abgeschwächtes Einspruchsrecht. Dennoch entwickelte sich in Baden — auch in Preußen — eine beachtliche Stabilität, auch wenn es in Mannheim mehrfach und 1923 auch in Lörrach zu kleineren Unruhen kam. Da das Zentrum und die SPD zusammen immer eine starke Mehrheit im Landtag besaßen, bildeten sie bis in den November 1932²⁰) eine große Koalition, die bis 1925 durch die DDP ergänzt war. Die so notwendige Rücksicht auf langjährige Partner und die oben angedeutete schmale Kompetenz dämpfte die Gegensätze, obwohl genügend Schwierigkeiten zu lösen waren:

Demobilisierung des zurückgeführten Heeres, eine entmilitarisierte Zone 50 km tief für Baden bis zur Linie Mosbach-Schiltach-Waldshut, bei der immer die Gefahr einer französischen Besetzung mit Verkehrsbehinderungen der Rheintallinie, bis 1925 Teilbesetzungen der Rheinhäfen von Mannheim und Karlsruhe, das Ende der wirtschaftlich engen Verflechtung mit dem benachbarten Elsaß, Verlagerung der Großindustrie ins Neckarbecken²¹), eine hohe Arbeitslosenquote um 1923/24, durch Besetzungen und Inflation erzeugt, lag über dem damaligen Reichsdurchschnitt.

Erst 1926/27 besserte sich die allgemeine wirtschaftliche Lage.

Stolz konnte der damalige Finanzminister,

Heinrich Köhler, im Landtag verkünden: „Die Anlagen des Badenwerks bilden das wertvolle Verbindungsstück der großen Elektrizitätsverkehrsstraße vom St. Gotthard bis zur deutsch-holländischen Grenze.“ Bei der Einbringung des Doppelhaushaltes 1926/28: „Daß der neue Vorschlag ohne Defizit abschließt . . . ist nicht nur eine Frage der politischen Tradition unseres Landes . . . sie bedeutet auch tatsächlich den stärksten Grund für die Existenzberechtigung unseres Landes“²²). Doch wieder entschied die Entwicklung im Reich seit 1929 die Lage im Lande.

Am 19. 1. 1919 hatte das deutsche Volk seine Nationalversammlung mit ähnlichen Ergebnissen wie in Baden gewählt: 83% Wahlbeteiligung, davon erreichten SPD 37,7, das Zentrum 19,7 und DDP 18,6%, zusammen 76,2% als demokratisch-republikanische Koalition. Die Gruppe der Rechten erreichten 13% und die USPD 7,5%. In seiner würdevollen Eröffnungsrede verlangte Friedrich Ebert den Wilsonfrieden als Friede der Verständigung und des Rechts.

Doch mit Entsetzen mußten alle deutschen Politiker und die Bevölkerung erkennen, daß das ultimativ erzwungene Unterzeichnen des Vertrags durch die Anerkennung der Alleinschuld am Weltkrieg vor allem wirtschaftlich mit seinen ungeheuren Reparationsforderungen langsam das Ende seines Daseins bedeuten mußte. Wilson war fast ganz vor allem von französischem Sicherheitsbedürfnis überfahren worden und konnte nur noch eine Revisionsklausel, teilweise Abstimmungen bei Gebietsabtretungen, die Errichtung eines Völkerbunds und die Aufnahme des Friedensvertrages in die Völkerbundsakte durchsetzen. Sein eigener Senat unterzeichnete diesen Vertrag nicht, die USA traten dem Völkerbund auch nicht bei. Dadurch blieb dieser das Instrument der Sieger, die verhinderten, daß eine mögliche Revision rechtzeitig durchgeführt werden konnte. Dabei bildete für alle Weimarer Parteien und Regierungen diese Revision die entscheidende

Aufgabe. Über den Weg zu ihr blieb man sich von Anfang an uneinig. Aus der Einsicht in die Zwangslage entschloß sich die Regierungsmehrheit, durch den Versuch, die auferlegten Bedingungen zu erfüllen, ihre Unmöglichkeit auch für die Sieger offenkundig zu machen. Dieser Versuch brachte ihr den Vorwurf einer Erfüllungspolitik als Zeichen einer schwächlichen Demokratie ein. Die Schwäche der Weimarer Republik begriff nur eine Minderheit als Folge der Kriegsniederlage, die sie nicht verschuldet hatte.

Schon bei der ersten Wahl nach Inkrafttreten der Verfassung verloren die drei „Weimarer Parteien“ zusammen 32,6%. Gewinner waren die Parteien, die gegen die Verfassung und gegen die Annahme des Versailler Vertrags gestimmt hatten. Alle Wahlen auf Reichsebene zeigten seitdem, daß in der Bevölkerung keine demokratisch-republikanische Mehrheit existierte. Wechselnde Koalitionen mit kleineren Gruppen, nur begrenzt handlungsfähig, lavierten oft ohne formelle Koalitionsvereinbarungen, denn es gab auch keine Mehrheiten gegen die Republik. So mußte achtmal von 1920—1933 der Reichstag neu gewählt werden, in der gleichen Zeit amtierten 20 Regierungen. Das war ein Ausdruck einer gesellschaftlichen Fundamentalkrise. „Konnte der Reichstag nicht stabiler, kompromißbereiter und mehrheitsfähiger sein als die Bevölkerung, die ihn wählte?“²³)

Dennoch war es bis 1928 gelungen, über Putsche von links und rechts, über die Besetzung des Ruhrgebietes, welche die Währung endgültig zusammenbrechen ließ, diese zu stabilisieren, 1924 und 1928 mit Hilfe der USA mögliche, wenn auch harte Bedingungen für die Reparationszahlungen zu erreichen. 1925 und 1926 konnte durch die Locarnoverträge die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund eine aufkeimende europäische Zusammenarbeit, leider nur kurzfristig, erreicht werden. Dazu flossen amerikanische Privatkredite nach Deutschland, die eine beginnende wirtschaftliche Gesundung ermög-

lichten. Eine große Koalition unter dem Reichskanzler Hermann Müller (SPD) konnte bis Frühjahr 1930 eine Amtszeit von 21 Monaten durchstehen. Dann war das Regieren nur noch durch Notverordnung nach Artikel 48 durch Präsidialkabinette möglich, weil sie nur noch vom Vertrauen des Reichspräsidenten getragen waren. Und der hieß seit 1925 von Hindenburg.

Als Ende 1929, ausgehend von Zusammenbrüchen der New Yorker Börse, eine allgemeine und weltweite, sich über mehrere Jahre erstreckende wirtschaftliche Talfahrt begonnen hatte, traf diese neben den USA vor allem Deutschland, das kurz zuvor durch seine Inflation die schlimmste Geldentwertung, die jemals eine fortgeschrittene Industriegesellschaft heimgesucht hatte, zu überstehen begann.

Noch glaubte auch in Deutschland die seit März amtierende Regierung Brüning an eine schnell überwindbare Konjunkturkrise, wie sie der damalige Wirtschaftsliberalismus als unausweichlich hinnahm, und entschloß sich zu einer scharfen Geldverknappung (Deflation), obwohl gerade dagegen 1930/31 von Außenseitern²⁴⁾ Theorien der Konjunktursteuerung durch eine intensive staatliche Investitionspolitik entstanden sind. Aus Sorge vor einer neuen Inflation und aus dem Zwang, Reparationszahlungen in Goldwährung²⁵⁾ zu begleichen, entschloß sich Brüning, die Siegermächte, die auch in der Krise Zahlungen forderte, zur Streichung des Schuldenberges zu zwingen. Seine Sparpolitik wirkte krisenverschärfend und zeigte die Ohnmacht des Staates gegenüber der immer steigenden Wirtschaftskrise, so daß die wirren Appelle der Nationalsozialisten auf fruchtbaren Boden fielen. Erst nach dem Höhepunkt der Krise²⁶⁾ gelang die Revision der Reparationsfrage. Sie kam zunächst nach dem Sturz Brünings der Papenregierung, aber dann den neuen braunen Machthabern zugute.

Der im Oktober 1929 in Baden gewählte Landtag eröffnete 6 Mitgliedern der NSDAP

mit 7% der Wähler den Einzug. Aber die Reichstagswahlen des Jahres 1932 zeigten, daß diese Partei auch die stärkste im Lande geworden war (36,9%). Die erst im Herbst 1933 durchzuführende Wahl mußte auch in Baden einen politischen Erdbeben erwarten lassen. Der aber kam schon vorher.

Nachdem der Reichspräsident, der im Sommer vorher in zwei Wahlgängen von den Weimarer Parteien wieder gewählt worden war, am 30. 1. 1933 Hitler / v. Papen die Regierungsbildung übertragen hatte, erreichte die NSDAP in Baden am 5. 3. 33 — 45,4% und die DNVP 3,6% der Stimmen. Am 8. 3. 33 war der NS Gauleiter Wagner schon Reichskommissar im Lande, am 7. 4. 33 schon Reichsstatthalter und der Landtag nach dem Ergebnis der Märzahlen im Reich mit absoluter Mehrheit der NS Partei umgestaltet. Ab 30. 1. 1934 wurde die Staatlichkeit der Länder durch einfaches Reichsgesetz²⁷⁾ aufgehoben. Baden war in eine Provinz des Reiches umgewandelt. Eine knappe Mehrheit der Wähler hatte das Vertrauen zu den demokratischen Parteien verloren, die Unterlegenen konnten nur noch kurzfristig ihren Willen höchstens verbal äußern. Niemand konnte oder wollte verhindern, daß eine politische Gruppierung sich der Macht des Staates für seine totalitären Ziele bemächtigte. Bis März 1939 nahmen die westlichen Mächte hin, daß Hitler den Versailler Vertrag schrittweise (Salomitaktik) aufhob und die Wirtschaftskrise durch eine massive staatliche Investitionspolitik, besonders durch Rüstungsaufträge, beendete. Dann mündete Hitlers Expressionspolitik in den Neubeginn eines neuen Weltkrieges, ein nur 20jähriger Waffenstillstand war zusammengebrochen. Er endete fast 6 Jahre später mit der totalen Kapitulation Deutschlands und einer weitgehenden Zerstörung Europas und Teilen Ostasiens.

Schon vor der deutschen Kapitulation am 8./9. 5. 1945 war das Land Baden im Nordteil von US Truppen, ab Bruchsal von französischen besetzt. Erst am 1. Juni kam zwischen

beiden eine interalliierte Übereinkunft über ihre Abgrenzung zustande. Da die jeweilige Besatzungsmacht die öffentliche Gewalt in ihrem Gebiet ausübte, war das Land entlang der Autobahn Karlsruhe-Pforzheim zunächst verwaltungsmäßig, dann ab 1. September 1945 auch politisch getrennt.

Während Nordbaden auf Befehl des US Generals Clay mit Nordwürttemberg vereinigt und dort teilweise an ein größeres südwestdeutsches Bundesland gedacht wurde, behielt (Süd)Baden eine eigene Repräsentation, welche die Wiederherstellung eines eigenständigen Bundeslands Baden verfolgte.

Zum dritten Mal, jetzt von Freiburg aus, stellte sich die Aufgabe, eine neue Verfassung zu schaffen, wobei die Vorstellungen der Besatzungsmacht zu berücksichtigen waren. Erst nach Bildung von Parteien und Kommunal- und Kreisverwaltungen konnte sich Anfang Oktober 1946 durch Verordnung der Militärregierung aus diesen Gremien eine beratende Versammlung bilden, die im Einvernehmen mit der Provisorischen Regierung eine Verfassung ausarbeiten konnte.

Da auch von der deutschen Seite erkannt war, daß die Schwächung der deutschen Länder der Weimarer Epoche ein wichtiger Grund war für die Errichtung der Diktatur, wurde die Staatlichkeit des Landes betont ausgebaut. Die Streichung des Grundsatzes, Bundesrecht bricht Landesrecht, wurde von der Militärregierung verlangt.

Schon der I. Teil der am 19. 5. 1947 verkündeten Verfassung enthielt als Grundsatz einen ausführlichen Katalog von „unveräußerlichen und geheiligten Rechten“, die von den christlichen Moralvorstellungen abgeleitet sind. Dazu gehören der besondere Schutz von Ehe und Familie, die häusliche Arbeit der Frau wird der Berufsarbeit gleich geachtet, der Zugewinn während der Ehe steht auch der Frau angemessen zu, kinderreiche Familien haben Anspruch auf Ausgleich. Weitere bedeutende Neuerungen, die sich auf das zwei Jahre später verabschiedete Grundgesetz aus-

wirkten, schufen das Recht auf Kriegsdienstverweigerung, den Anspruch auf Hilfe des Staates und der Gemeinde für Arbeitslose und unverschuldet in Not geratene, das Recht auf Arbeit — hier folgte das GG nicht — und Mitbestimmung wurde garantiert, die Ordnung des Wirtschaftslebens auf den Grundsatz der Gerechtigkeit bezogen. War der Wirtschaftszweck besser ohne Eigentum eines Unternehmers erreichbar, konnten Schlüsselindustrien in Gemeindeeigentum überführt werden, ebenso war eine Agrarreform angekündigt. Beides gelang nicht über Beratungen hinaus in das GG. Ein Parteienverbot war möglich, wenn sie sich gegen die Grundsätze des demokratischen Staates mit Gewalt wenden. Personen, die sich derartigen Bewegungen anschlossen, waren vom Wahlrecht ausgeschlossen. Hier wurden zuerst Bestimmungen für eine wahrhafte Demokratie und für Beachtung der Regeln des Völkerrechts festgeschrieben, wie sie dann in den Artikeln 18 + 21 + 25 + 26 des Grundgesetzes verankert wurden. „Das neue Baden wurde als normorientierte Demokratie konstituiert, eindeutiger als jedes andere deutsche Land“²⁸). Ihre sozialen Bestimmungen waren aus den Grundsätzen der christlichen Soziallehren abgeleitet. Hier wirkte leider nur wenig auf das Grundgesetz.

Die badische Verfassung blieb aber trotz dieser Qualitäten nur 5 Jahre in Geltung, weil nach dem Beschluß der Westalliierten, ein westdeutsches Staatswesen zu schaffen, die Frage einer territorialen Neugliederung nur im Südwesten gestellt wurde.

Der durch diesen Beschluß gebildete Parlamentarische Rat schuf ein Grundgesetz, das nach beiderseitigem Einvernehmen eine Föderation mit starken Ländern schuf, die mehr sein sollten als ein Ausführungsorgan eines Zentralstaates.

Daher müssen sie über eigene exekutive, legislative und judikative Institutionen verfügen und über den Bundesrat an der Gesetzgebung des Gesamtstaates beteiligt sein, also über

eigene, wenn auch beschränkte Staatsgewalt verfügen²⁹⁾).

Da bei der Neugliederung in Artikel 29 + 118 die Bundesregierung die Entscheidung über das Wahlgesetz erhielt, ist es zwangsläufig, daß sie diese Neugliederung im deutschen Südwesten nach ihren Zielen ausrichtete. Und das war damals die Bildung eines gemeinsamen Landes und nicht die Wiedererrichtung der alten traditionsreichen Länder Baden und Württemberg. Dadurch wurde 1950/51 der Wille der badischen Bevölkerung überspielt und eine mögliche Revision von 1956 bis 1970 verschleppt³⁰⁾.

Anmerkungen

¹⁾ Dazu ausführlich Robert Albiez „Prinz Max von Baden und sein Ringen um einen Verständigungsfrieden 1917/18“. Badische Heimat 1/90 S. 147–158

²⁾ Lenin vertrieb mit militärischer Gewalt nach der ersten allgemeinen Wahl zum Allsowjet Anfang Januar 1918, bei der seine Bolschewisten nur 24% der Stimmen erreicht hatten, die Mehrheit und erklärte seine Minderheit zur qualifizierten Mehrheit. Seitdem verliefen alle Wahlen im Sowjetbereich nach einem vorher festgelegten Schlüssel mit sicherer KP Mehrheit. So war es auch in der früheren DDR.

³⁾ Nach Gerhard Schulz „Revolutionen und Friedensschlüsse 1917–1920“. dtv Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts BD. 2 München 1969 S. 121–124.

⁴⁾ Gerhard Schulz (siehe oben) S. 128.

⁵⁾ Wilson stand der militärischen deutschen Führung und der neuen Regierung unter Prinz Max mißtrauisch gegenüber. Anfang Oktober 1918 wurde ihm ein Brief zugespielt, in dem Prinz Max die Überlegenheit der bad. monarchischen Präsidialdemokratie der reinen westl. Parteiendemokratie, Kritik an der Friedensresolution der Reichstagsmehrheit vom Dezember 1916 und eine Andeutung über Vergütungen nach einem deutschen Sieg darstellte. Golo Mann zitiert in der Einleitung zur 2. Auflage der „Erinnerung und Dokumente“ S. 38/39: Natürlich trauen wir der gegenwärtigen Regierung nicht; wir können ihr niemals trauen und wir wünschen nicht, mit ihr über den Frieden zu verhandeln“.

⁶⁾ Offen blieb die Frage, ob der Kaiser weiterhin den Kanzler (Prärogativrecht) ernennen konnte

oder ob auch dem Reichstag ein Initiativrecht zukam. Regelungen für den Fall einer Mehrheitsunfähigkeit fehlten, auch die Frage des Oberbefehls im noch laufenden Krieg blieb unklar.

⁷⁾ Eberhard Kolb „Die Weimarer Republik“, Oldenbourg Verlag, München 1984 S. 5.

⁸⁾ Die Krisen des persönlichen Regiments Wilhelms II. in der Vorkriegszeit, besonders aber die Entwicklungen im Sommer und Herbst 1918 führten zu einem sich steigernden Vertrauensverlust gegenüber dem verbitterten und resignierenden Kaiser. Nach der 3. Note Wilsons hielt es die Mehrheit der deutschen Fürsten für geraten, auf seine Thronentsagung zu dringen. Aber keiner wollte persönlich diesen durch eine Aussprache dazu bewegen. Lediglich der preussische Innenminister Drews erschien am 4. 11. in Spa und wagte würdevoll und energisch einen Versuch, fand aber keine Unterstützung durch die dortigen Generäle.

⁹⁾ Nachdem der Reichskanzler seit dem frühen Morgen des 9. 11. von Berlin in hektischen Telefonaten versucht hatte, eine Abdankungserklärung zu erhalten, wurde ihm gegen 12 Uhr mitgeteilt, es werde gerade noch formuliert. Angesichts riesiger Demonstrationen in der Innenstadt und dem Übergehen von Soldaten zu ihnen, publizierte Prinz Max, ohne noch länger zu warten, die Abdankung des Kaisers und übergab sein Amt an Friedrich Ebert.

¹⁰⁾ Rat der Volksbeauftragten: Ebert, Scheidemann, Landsberg SPD — Haase, Dittmann, Barth USPD.

^{10a)} Gunther Mai „Das Ende des Kaiserreiches“, dtv München 1987 S. 154/55.

¹¹⁾ Gerhard Kaller, „Die Revolution des Jahres 1918 in Baden und die Tätigkeit des Arbeiter- und Soldatenrats in Karlsruhe“, Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins 114 (1966) Beilage 3 Anton Geiß, S. 328–336, „wir können es nicht fassen . . . der Herr (Großherzog) könne es nicht fassen“.

¹²⁾ In den beiden Reichstagswahlen 1932 war die NSDAP die weitaus stärkste Partei mit etwa 1/3 der Mandate geworden. Auch noch bei der Wahl vom 5. 3. 1933 brauchte Hitler die DNVP zur Mehrheit. Deshalb ließ er die Frage nach der Restauration der Monarchie bis zum Tode v. Hindenburgs offen.

^{13.1)} Heinrich Köhler, „Lebenserinnerungen“, Josef Becker, Kohlhammer, Stuttgart 1964, S. 81.

^{13.2)} Gerhard Kaller (siehe oben) Beilage 1 Ludwig Marum S. 327.

¹⁴⁾ Hans Fenske, „175 Jahre Badische Verfassung“, Badenia Verlag, Karlsruhe 1993, zit. nach Karlsruher Zeitung v. 10. 11. 1918, S. 82.

¹⁵⁾ Heinrich Köhler (siehe oben) Fußnote 29 S. 88/89.

¹⁶⁾ Nach dem Waffenstillstand am 11. 11. 18 mußten die Truppen des deutschen Westheeres inner-

halb 14 Tagen über den Rhein marschiert sein. Am 17. 11. zog z. B. das Leibreg. 109 in guter Ordnung unter dem Kommando seiner Offiziere in Karlsruhe ein. Die Änderung der Staatsform wurde offenbar hingenommen.

¹⁷⁾ Gerhard Keller (siehe oben) Niederschrift Anton Geiß, Beilage 3 S. 334.

¹⁸⁾ Heinrich Köhler (siehe oben) S. 93, Köhler handelte dabei nach einem Ausspruch Ludwig Windthorst: „Hinauf auf die (schon fahrende) Lokomotive und den Hebel in die Hand!“ Die ordnende Hand des Prälaten Josef Schofer, der als Divisionspfarrer bei der rückmarschierenden Truppe war, fehlte.

¹⁹⁾ Hans Fenske (siehe oben) S. 84.

²⁰⁾ Ende 1932 verließ die SPD die Regierung wegen der Schlußverhandlungen der Konkordate mit den beiden Kirchen.

²¹⁾ Stärkstes Beispiel: Auf Druck der Deutschen Bank wurden 1926 die Benzwerke in Mannheim und Gaggenau mit dem Daimlerwerk um Stuttgart vereint und dort zentralisiert, obwohl Benz doppelt so groß war wie Daimler.

²²⁾ Heinrich Köhler (siehe oben) S. 112 und 136.

²³⁾ Horst Möller, „Weimar, die unvollendete Demokratie“, dtv München, 1987 S. 200. (eine rhetorische Frage verstärkt die Behauptung)

²⁴⁾ John Maynard Keynes hatte schon 1919/20 in Versailles die Deutschland auferlegten finanziellen Reparationsforderungen abgelehnt. Dann beschäftigten ihn die Fragen des Geldes und der Arbeitslosigkeit, zu deren Lösung er staatliche Investitionen erforderlich hielt. In seinem Hauptwerk: „Allg. Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“, forderte er den Staatseingriff auch durch Kreditaufnahme bei einer Konjunkturkrise, aber auch Maßnahmen bei einer Hochkonjunktur zur Rückführung der Schulden oder Reservebildung. Letzteres nie gelungen!

²⁵⁾ Unter Goldwährung versteht man die Deckung einer Währung durch Gold oder harte Devisen, die jederzeit austauschbar bleiben sollten. Das schließt eine massive Staatsverschuldung aus.

²⁶⁾ Für 1932 gelang ein Zahlungsmoratorium, danach eine einmalige Abschlagszahlung. Sie wurde erst 1952 bezahlt.

²⁷⁾ Nach dem Ermächtigungsgesetz vom 23. 3. 33 konnte die Reichsregierung auch neben dem Reichstag Gesetze erlassen. Da es ab Sommer 1933 keine Parteien gab, löste sich der RT auf. Ein neuer aus NS Leuten gewählter RT nannte man dann „teuerster Gesangverein der Welt“.

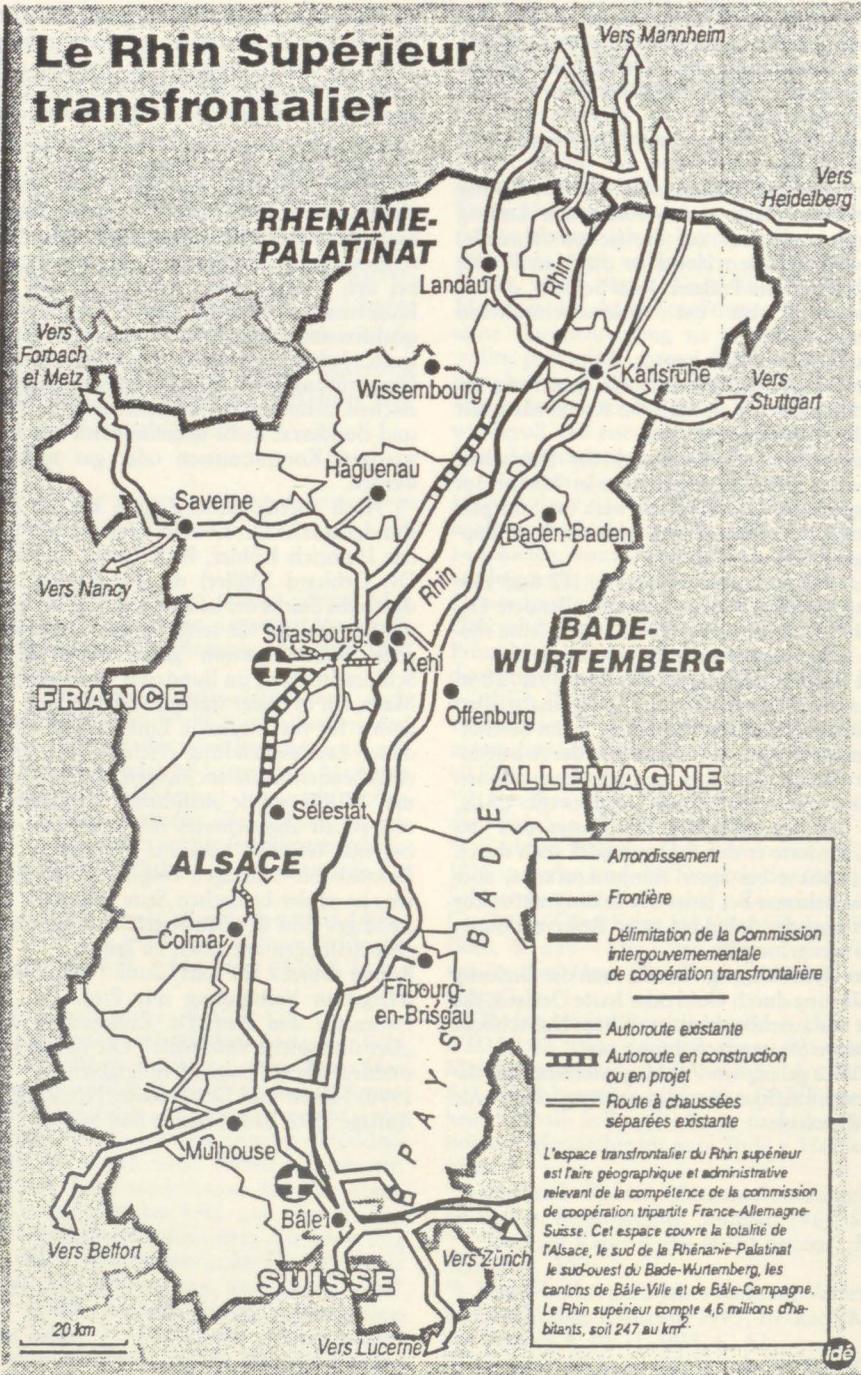
²⁸⁾ Hans Fenske (siehe oben) S. 109.

²⁹⁾ Im Bereich der ausübenden Gewalt (Exekutive), also der Verwaltung, besteht eindeutig das Übergewicht der Länder. Daher treten bei 60% der Gesetze diese nur bei Zustimmung der Länder in Kraft, bei den anderen kann jedes Land den Vermittlungsausschuß anrufen, dessen Ergebnis nur mit qualifizierten Mehrheiten überstimmt werden kann. Jedes Land kann bei einem Gesetz eine Überprüfung beim Bundesverfassungsgericht einreichen. Stimmen die Mehrheiten von Bundestag und Bundesrat nicht überein, kann nur mit langwierigen Kompromissen oder gar nicht regiert werden.

³⁰⁾ Nach anfänglichem Zögern hat der damalige Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer ab 1950 (vorher Heinrich Köhler, Kurt Georg Kiesinger und Dr. Gebhard Müller) die Möglichkeit gesehen, durch die Stärke der badischen CDU das gemeinsame Bundesland für seine Politik — schnelle und enge Westintegration gegen Reinhold Maiers Schlüsselstellung im Bundesrat — zu gewinnen. R. Maier sah in dieser starken Westbindung ein Hindernis für die Deutsche Einheit. Zur 40Jahrfeier dieser Landesgründung erschien eine Reihe von eingehenden Untersuchungen. In Badische Heimat 3/1992 wurde ausführlich kommentiert. Da vertraulich abgesichertes Archivmaterial und bisher nur teilweise bekannte Gutachten mehrerer Demoskopie-Umfragen eingesehen werden konnten, ist es der badischen Seite gelungen, ein vollständiges Bild der damaligen Vorgänge und Weichenstellungen entstehen zu lassen.

Robert Albiez / Dr. Karl Glunk / Reinhold Grund (Hrsg.) in Verbindung mit Prof. Dr. Karl H. Neumayer und Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht „Der überspielte Volkswille“. Die Badener im südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen (1945—1970) Fakten und Dokumente, Nomos Verlag, 2. Auflage 1992 Baden-Baden 464 Seiten.

Le Rhin Supérieur transfrontalier



Le Rhin Supérieur transfrontalier, «Les Echos, Supplément du 17 septembre 1993»

Brücken und Barrieren

Grenzüberschreitende Zusammenarbeit am Oberrhein

Klaus Oesterle, Karlsruhe

I Die „Regio“ als Realität

„La regio est une réalité géographique, historique, culturelle, économique,“ schrieben die *Dernières Nouvelles d'Alsace* am 12. Juni 1993. Gemeint war damit nicht das Elsaß allein, sondern die größere Region am Oberrhein, die französisches, schweizerisches und deutsches Gebiet umfaßt. Auf das lateinische Wort „regio“ greift man neuerdings zurück, wenn eine Landschaft gemeint ist, die nationale Grenzen überschreitet, z. B. die „Euroregio Ergensis — Bayern/Böhmen/Sachsen“, im Unterschied zu den innerstaatlichen Regionen, die gegenwärtig in ganz Europa ebenfalls Konjunktur haben. Beide Formen von Region werden als Ausdruck der kulturellen Vielfalt Europas und als Faktoren der Völkerverständigung hoch geschätzt, was sich u. a. in Dokumenten des Europarats, der KSZE und des Europäischen Parlaments sowie im Vertrag von Maastricht niedergeschlagen hat. (Erklärungen des Europarats von Galway 1975 und von Bordeaux 1978, Gemeinschaftscharta der Regionalisierung des Europäischen Parlaments vom 18. 11. 1988, Krakauer Symposium der KSZE 1991, Maastricht-Vertrag 1992, Artikel 198 a; Ausschluß der Regionen.)

Bei aller Hochschätzung der Regionen als Brücken zwischen den Völkern bleibt jedoch ihre Struktur und rechtliche Stellung schwierig, stellen sich ihrer Aktivierung gerade im Grenzraum erhebliche Hindernisse in den Weg. Die Regio am Oberrhein ist in der Tat eine Realität. Die geographische Einheit des

Oberrheingrabens mit seiner Ebene und den beiderseits nahezu symmetrisch ansteigenden Hügeln und Bergzonen ist unübersehbar. Geschichtlich war das Gebiet länger verbunden als getrennt, angefangen von der römischen Provinz *Germania superior* mit ihrem einheitlichen Straßennetz. Auch für das bunte Gewebe der Territorien und Städte des Mittelalters und der Neuzeit war der Rhein keine Grenze. Die linksrheinischen Bistümer umfaßten auch rechtsrheinisches Gebiet, Klöster und Grafschaften waren beiderseits des Flusses begütert. Die Markgrafen von Baden hatten vornehme Eigenheime in den mauerbewehrten Städten Straßburg und Basel. Auf der Ebene des Bürgertums bildeten z. B. Gelehrte in der Zeit des Renaissance-Humanismus einen Kollegenkreis zwischen Heidelberg und Schlettstadt, die *Sodalitas Rhenana*. Sie sahen ihre Region, die Wiege des Buchdrucks, als einen kulturell führenden Raum in Europa. Ein Zeitkritiker um das Jahr 1500, der sogenannte oberrheinische Revolutionär, forderte bereits dazu auf, die territoriale Zersplitterung des Gebiets zu überwinden. Indes waren die politischen Grenzen jener Zeit für die kulturelle Gemeinsamkeit nicht sehr bedeutsam. Auf den Gebieten des Bildungswesens, der Kunst und der Architektur gab es eine gemeinsame Entwicklung. Auch die Mentalität der Menschen beiderseits des großen Stromes gestaltete sich ähnlich: bodenständiger Broterwerb von der Fischerei und Goldwäscherei an den Ufern bis zum Weinbau an den Abhängen — und andererseits vielfältiges Kommen und Gehen, Offenheit für Fremdes in dieser Durchgangszone mit

ihren vielen Städten an einer Verkehrsachse zwischen Italien und England.

Die historische Realität der Region besteht heute noch fort trotz der Staatsgrenzen am Rhein, von denen sich die deutsch-französische in einer leidvollen Geschichte zur schier unüberwindlichen Barriere entwickelt hatte. Daß der Abbau dieser Grenzen und die Pflege der Freundschaft unter den beiden großen Nachbarvölkern dauerhaft bleiben, dazu kann die Region als Brücke beitragen. Sie kann es aber nur in dem Maße, in dem ihre regionale Identität von beiden Seiten anerkannt und ihre gemeinsame Entwicklung gefördert wird.

Gelegenheit dazu gibt es nicht zuletzt auf dem Gebiet der Wirtschaft, die auch für die Einigung Europas im großen als Zugpferd gewirkt hat. Auch ökonomisch ist die Region eine Realität. Ein Beweis dafür sind schon allein die über 90 000 Berufspendler, die in der Region täglich die Staatsgrenzen überschreiten. Das Beispiel zeigt aber auch, wie stark verbesserungsbedürftig diese Realität ist. Denn einmal fehlt es an Ausgewogenheit, weil es sich überwiegend um Auspendler aus dem Elsaß handelt, und dann fehlt es an einem zweckentsprechenden öffentlichen Nahverkehrsangebot, weshalb die meisten mit dem Auto fahren, auf ebenfalls teilweise unzureichenden Verkehrswegen.

Auf diesen und auf anderen Gebieten werden Strukturverbesserungen in der Region dringend gewünscht. Inwieweit sie möglich sind, hängt von vielfältigen rechtlichen und institutionellen Voraussetzungen ab.

II Rechtliche Probleme des Grenzabbaus

Das öffentliche Recht bietet Brücken und bildet andererseits Barrieren der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Barrieren sind und bleiben die Grenzen selbst bei aller Offenheit nach den Verträgen der Europäischen Union. Das Bundesverfassungsgericht hat diesen Zusammenhang im Maastricht-

Urteil vom 12. 10. 1993 angesprochen: „Der EU-Vertrag begründet einen Staatenverbund zur Verwirklichung einer immer engeren Union der — staatlich organisierten — Völker Europas, keinen sich auf ein europäisches Staatsvolk stützenden Staat“. Aus dem schlichten Sachverhalt, daß Europas Völker in Staaten verfaßt sind, ergeben sich grundlegende Folgerungen und Probleme: Grenzüberschreitende Zusammenarbeit gehört im Prinzip zur Außenpolitik, für welche die jeweilige Zentralregierung zuständig ist; insofern bedürfen amtliche Beziehungen zwischen Gebietskörperschaften beiderseits der Staatsgrenze der Mitwirkung der Außenministerien. Für die Übertragung von Hoheitsrechten auf zwischenstaatliche Einrichtungen gilt sogar, daß sie ausschließlich „durch Gesetz“ erfolgen kann (Art. 24, Abs. 1 GG), also nicht nur aufgrund eines Gesetzes. Seit einer vom Saarland angeregten Grundgesetzergänzung vom 21. 12. 1992 können die Länder im Rahmen ihrer Zuständigkeit „mit Zustimmung der Bundesregierung Hoheitsrechte auf grenznachbarschaftliche Einrichtungen übertragen“ (Art. 24, Abs. 1 a GG). Das neue Land Sachsen hat „grenzüberschreitende regionale Zusammenarbeit“ sogar als Staatsziel in seine Verfassung aufgenommen (Art. 12. 1992). Im Unterschied zu den deutschen Ländern und den Schweizer Kantonen besitzen die Verwaltungseinheiten Frankreichs keine Staatsqualität. Dennoch hat der französische Staat durch Gesetz vom 6. 2. 1992 seinen Gebietskörperschaften und ihren Verbänden (*collecitivités territoriales et leurs groupements*) die generelle Ermächtigung erteilt, mit ausländischen Gebietskörperschaften Zweckverbände öffentlicher Betriebe zu bilden (*sociétés d'économie mixte*). Der goldene Zügel aus Brüssel — es gibt 50% Fördermittel aus dem Programm Interreg — hat damit in Paris schneller gewirkt als auf der deutschen Seite. Eine entsprechende Vorschrift in der Gemeindeordnung von Baden-Württemberg fehlt noch. Bei der Einrichtung

grenzüberschreitender Zweckverbände öffentlichen Rechts, die z. B. Gebührenbescheide für die Entwässerung erlassen könnten, ergibt sich auch das Problem der Zuständigkeit bei Beschwerden, d. h. der Rechtsaufsicht und Kontrolle. Jede denkbare Lösung wäre ferner mit Verlust von Zuständigkeiten bestehender Behörden verbunden; welches Ministerium gibt gern Befugnisse auf? Schließlich stellt sich auf der lokalen Ebene die Frage der Volkssouveränität ebenso wie auf der gesamteuropäischen Bühne. Das BVerfG hatte zu überprüfen, ob durch Maastricht die Rechte von Abgeordneten des Bundestages und ihrer Wähler aus Art. 38 GG verletzt sind. Ebenso wenig wie der Bundestag können Gemeinderäte und Bürgermeister ohne weiters auf die Ausübung von Kompetenzen verzichten, für deren Wahrnehmung sie gewählt sind. Die rechtlichen Probleme einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit — so schwierig sie auch sein mögen — dürften indes allesamt lösbar sein, soweit der politische Wille dazu vorhanden ist. An entsprechenden Leitsätzen und Rahmenregelungen auf gesamteuropäischer Ebene fehlt es nicht. Die wichtigsten sind der Gemeinsame Staatsvertrag über grenzüberschreitende Regionalkonferenzen vom Dezember 1975 und das Europäische Rahmenabkommen von Mitgliedsstaaten des Europarates über die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen Gebietskörperschaften von 1980. Darin verpflichten sich die Vertragspartner, ihre grenznahen Gebietskörperschaften über die bestehenden Handlungsmöglichkeiten zu unterrichten und dazu erforderliche internationale Vereinbarungen zu treffen. Ein solches Abkommen ist von deutscher Seite bisher nur mit den Niederlanden vereinbart worden; die „Euroregio“ im Norden umfaßt über 100 deutsche und holländische Kreise und Gemeinden. Das Projekt eines vergleichbaren Rechtsrahmens für den Oberrhein befindet sich noch im Stadium innerstaatlicher Korrespondenzen (z. B. zwischen Landesregierung und Aus-

wärtigem Amt) sowie von Erörterungen der Deutsch-Französisch-Schweizerischen Regierungskommission.

III. Institutionen der Kooperation am Oberrhein

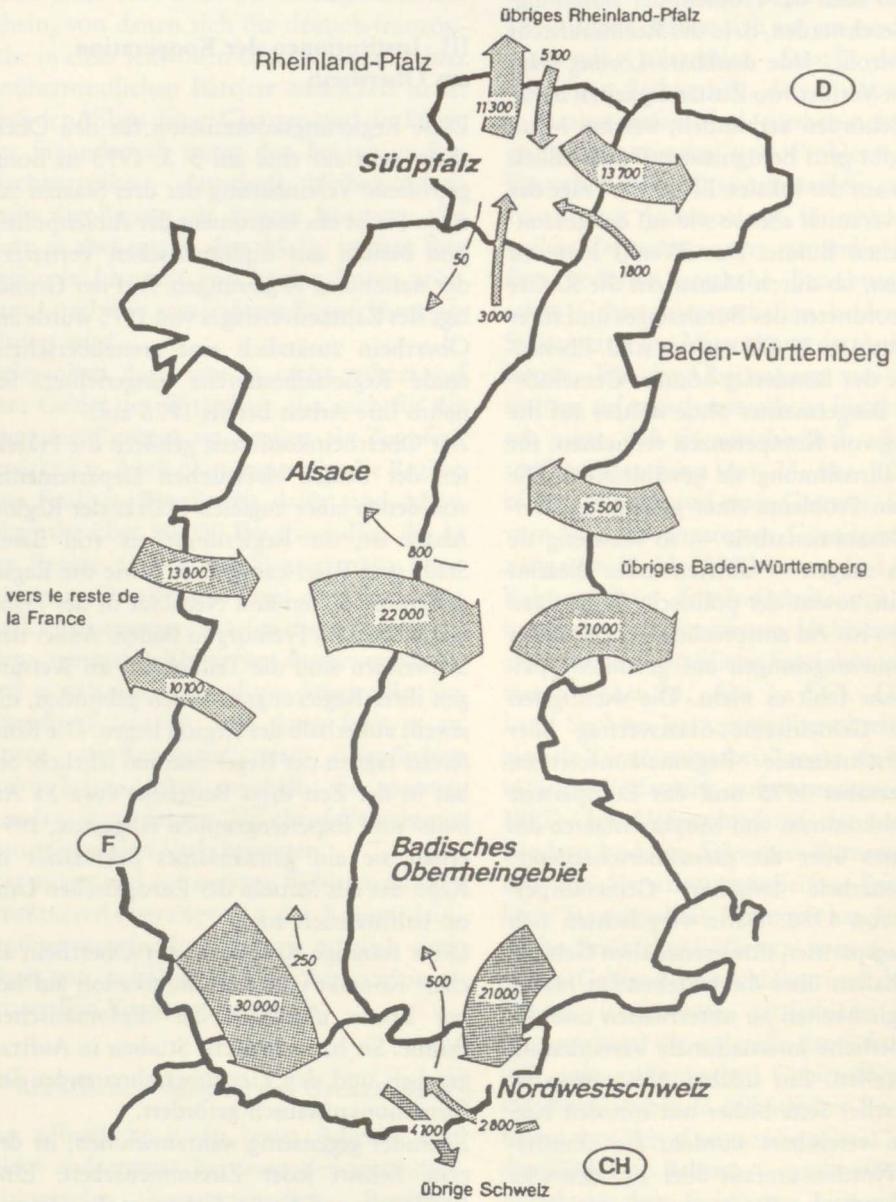
Diese Regierungskommission für den Oberrhein geht auf eine am 5. 3. 1975 in Bonn getroffene Vereinbarung der drei Staaten zurück. Sie ist ein Instrument der Außenpolitik und besteht aus diplomatischen Vertretern der nationalen Regierungen. Auf der Grundlage des Rahmenvertrages von 1975 wurde am Oberrhein zusätzlich eine grenzüberschreitende Regionalkonferenz eingerichtet. Sie nahm ihre Arbeit bereits 1976 auf.

Zur Oberrheinkonferenz gehören die Präfekten der beiden elsässischen Departements, von denen einer zugleich Präfekt der Région Alsace ist, die Regierungschefs von Basel-Stadt und Basel-Landschaft sowie die Regierungspräsidenten von Neustadt in der Pfalz, Karlsruhe und Freiburg in Baden. Außer den Schweizern sind die Teilnehmer an Weisungen ihrer Regierungszentralen gebunden, die jeweils außerhalb der Region liegen. Die Konferenz tagt in der Regel zweimal jährlich. Sie hat in der Zeit ihres Bestehens etwa 25 Arbeits- und Expertengruppen eingesetzt, 1994 erhält sie ein gemeinsames Sekretariat in Kehl, das aus Mitteln der Europäischen Union teilfinanziert wird.

Diese ständige Konferenz am Oberrhein sichert Kontakt und Kommunikation auf hoher Ebene unterhalb der diplomatischen Bühne. Sie hat zahlreiche Studien in Auftrag gegeben und den grenzüberschreitenden Informationsaustausch gefördert.

Einander gegenseitig wahrzunehmen, ist der erste Schritt jeder Zusammenarbeit. Eine Fundgrube auf diesem Gebiet ist die gemeinsame Veröffentlichung von Fakten und Daten zur Region durch die statistischen Ämter unter dem Titel „Wirtschaft und Gesellschaft am Oberrhein“. Dabei wird das Gebiet von

BERUFSPENDLER AM OBERRHEIN



Basel bis zum Raum Bruchsal — Speyer erfaßt; das ehemals kurpfälzische Territorium mit Ludwigshafen — Mannheim — Heidelberg wird nicht einbezogen.

Die Oberrheinkonferenz war zur Zeit ihrer Gründung ein Muster grenznachbarlicher Verständigung in Europa. Inzwischen werden jedoch weitere Impulse und neue Fortschritte schmerzlich vermißt. Das betrifft in erster Linie den fehlenden rechtlichen Unterbau aufgrund des Rahmenabkommens von 1980. Aber auch die Zusammensetzung der Konferenz selbst stieß bei Kommunen und bei den Kammern der Wirtschaft auf Kritik. Sie wollen nicht nur von Fall zu Fall herangezogen werden, sondern mit Sitz und Stimme vertreten sein. 1993 wurden einzelne Kommunalvertreter einbezogen. Zusätzlich wird gefordert, die dreiseitige Regierungskommission von diplomatischen Vertretern nicht mehr abgehoben in den Hauptstädten tagen und Empfehlungen abgeben zu lassen, sondern direkt in die Oberrheinkonferenz zu integrieren. Nur so könnten einerseits Regierungsentscheidungen zügig herbeigeführt und andererseits spürbare Fortschritte vor Ort erzielt werden. Organisatorische Vorkehrungen für solche Fortschritte unterhalb der Gesamtregion gibt es sowohl am südlichen als auch am mittleren Oberrhein. Im Süden ging die Initiative vom Verein Regio Basiliensis aus, die in Mulhouse und Freiburg aufgegriffen wurde. Im Norden gibt es die Arbeitsgemeinschaft Mittlerer Oberrhein/Südpfalz/Nordelsaß, genannt PAMINA. Beide Zusammenschlüsse bilden Brücken zwischen Gemeinden und Landkreisen.

Der Wille zur Kooperation fand seit 1988 seinen Ausdruck auch in Dreiländer-Kongressen, die den Themen Verkehr, Kultur, Umwelt und Wirtschaft gewidmet waren. Die Industrie- und Handelskammern am Oberrhein unterhalten eine Arbeitsgemeinschaft; ihr entspricht ein Internationaler Gewerkschaftsrat Baden-Elsaß-Südpfalz. Parlamentarier des Landtags von Baden-Württemberg

bilden eine Arbeitsgruppe mit Abgeordneten des elsässischen Conseil régional unter ihrem perfekt zweisprachigen Präsidenten Marcel Rudloff.

Im Zuge der Verwirklichung des Europäischen Binnenmarktes wurden am Oberrhein drei international besetzte Beratungsstellen eingerichtet, und zwar in Lauterbourg, Kehl und Village Neuf. Bei ihnen können sich nicht nur Behörden und Unternehmen, sondern auch Vereine und Privatpersonen in Fragen der Kooperation weiterhelfen lassen. Sie sollen über Rechtsvorschriften, Verwaltungsstrukturen, technische Standards und Ansprechpartner im Nachbarland informieren, damit die neue Freizügigkeit bei der Wahl von Arbeits- und Wohnstätten sowie bei Angebot und Nachfrage nach Waren und Dienstleistungen leichter Gebrauch gemacht werden kann. Man wird sehen, inwieweit sich solche Angebote auf den Grenzalltag auswirken.

IV. Das Leben an den Grenzen

Zur Realität an den Grenzen gehören die Elsässer, die im Ausland arbeiten, weil dort die Löhne höher sind. Sie kommen auch sprachlich besser zurecht als Deutsche auf der anderen Seite, obwohl die angestammte Mundart im Elsaß zurückgeht. Bei den größeren Firmen in Rastatt z. B. sind zwischen 10% und 25% der Beschäftigten Elsässer. Dafür fehlen drüben an manchen Stellen Fachkräfte. Andererseits beklagen Gewerkschaften in Baden/Pfalz das Unterbieten von Tarifen durch Leiharbeiter, besonders am Bau. Die Rezession der Wirtschaft trifft alle Teile der Regio; sie ändert an der Struktur nichts.

Immer zahlreicher wurden in den letzten Jahren die Deutschen mit Wohnsitz im Elsaß. Dort sind Immobilien billiger, und man zahlt weniger Einkommensteuer. Zum Teil werden dann die Kinder Grenzgänger beim Schulbesuch. Die Gemeinde Iffezheim mach-

te schon einmal Schwierigkeiten bei der Aufnahme eines solchen Kindes in die Grundschule. Umgekehrt wurden Zugezogene im Elsaß zum Gesundheitsamt geschickt; die lokale Behörde wußte nicht, daß die diesbezügliche Vorschrift abgeschafft ist. Die Nachfrage nach Grundstücken im Elsaß ist für Verkäufer angenehm, für einheimische Kaufinteressenten jedoch kein Grund zur Freude. Je enger die Kooperation wird, desto mehr fallen die Hemmnisse ins Gewicht, die aus völlig unterschiedlichen Regelungen beiderseits der Grenze resultieren. Dies betrifft das Nachrichtenwesen, die Bildungssysteme, die Rechtsordnung. Die Post von Lauterburg nach Neulauterburg geht nach wie vor über Straßburg bzw. Ludwigshafen. Beim Telefon sind Information und Tarifregelungen im Grenzbereich völlig unzureichend.

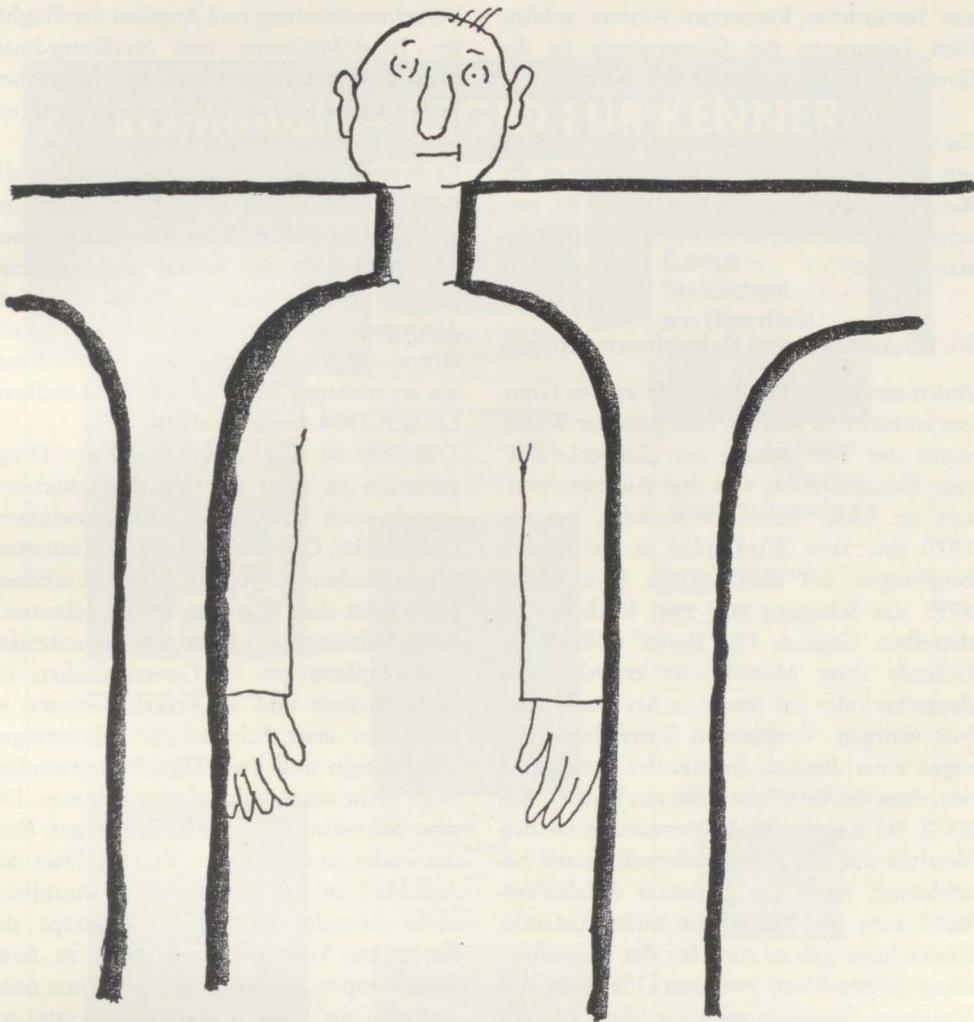
Der Aufbau des Schulwesens im deutschen Südwesten und im Elsaß ist sehr unterschiedlich, hier gibt es — ganz abgesehen vom Sprachproblem — kaum Übergänge. Eher schon können Schulpartnerschaften Brücken bilden. Aber sie sind nicht leicht zu verwirklichen, weil es die meisten Jugendlichen eher in entfernte Metropolen als in den grenznahen Raum zieht. Dennoch sind elsässischen und badischen Schulen schon manche gemeinsame Unternehmungen geglückt, sei es im Programm „Lerne die Sprache des Nachbarn“ oder in der Umwelterziehung. Die Deportation der Juden aus Baden und der Pfalz mit französischer Hilfe 1940 war Gegenstand eines gemeinsamen Geschichtsprojekts. Für Schülergruppen des Lycée in Altkirch und des Gymnasiums in Durlach gibt es seit 25 Jahren regelmäßig Begegnungen und gemeinsame Exkursionen. Das vom Elsaß ausgehende Programm „Mathématique sans frontières“ führt Jugendliche zahlreicher Schulen zum friedlichen Wettstreit zusammen.

In das friedliche Miteinander der Region mischt sich wie überall auch die Kriminalität. Bei der Verfolgung von Tatverdächtigen ist die Grenze natürlich ein Problem. „Zwei hei-

ße Spuren kühlten an der Polizeigrenze ab“, so betitelte das Badische Tagblatt einen Bericht über Anschläge eines Taxiunternehmens aus Gernsbach im Murgtal gegen einen elsässischen Konkurrenten. Erst nach dem dritten Angriff und einer schweren Körperverletzung kommt es zu wirksamer Kooperation der Polizei. Blaulicht und Signalhorn dürfen als Hoheitszeichen im Nachbarland nicht benützt werden; das gilt im Prinzip auch für Sanitätswagen, doch kommen hier in der Praxis bereits Ausnahmen vor.

Die Barrieren bei der Durchsetzung zivilrechtlicher Ansprüche im Nachbarland sind noch erheblich höher als bei der Strafverfolgung. Mancher faule Kleinschuldner kann sich im Dickicht unterschiedlicher Rechtswege verstecken. Die aufwendige Rechtsverfolgung lohnt sich für den Gläubiger nur bei sehr hohen Beträgen.

Kein Problem ist das alles für die großen Unternehmen. Für sie ist das Gebiet der Europäischen Union schon beinahe in jeder Hinsicht Inland geworden. So verlagern Firmen ihre Produktionsstätten über die Grenze, wenn es ökonomisch sinnvoll erscheint. Auf der längsten Erfahrung grenzüberschreitender Zusammenarbeit kann am Oberrhein und am Hochrhein die Elektrizitätsversorgung aufbauen. Über die gemeinsame Nutzung der Wasserkraft des Rheins schloß das Großherzogtum Baden schon im 19. Jahrhundert internationale Verträge. Heute betreibt das Badenwerk sowohl mit der Schweiz als auch mit Frankreich gemeinsame Laufwasserkraftwerke am Rhein; es ist dazu an Kernkraftwerken im Aargau, im Elsaß und in Lothringen beteiligt. Es besitzt über 60% der deutschen Leitungsverbindungen mit Frankreich und über 50% mit der Schweiz sowie zusätzlich Transportrechte nach Österreich und Italien. Ein neuer Energielieferungsvertrag mit der Electricité de France wurde 1992 mit Laufzeit bis 2015 abgeschlossen. 1993 wurde die Zusammenarbeit auf das Gebiet der Abfallentsorgung ausgedehnt. Die Vertei-



Brückenkopf oder Brückenkropf.!

Brückenkopf oder Brückenkropf

Aus: Dieter Wenz, Die Grenzen in den Köpfen — Deutschland, Frankreich und andere Probeläufe am Rhein mit vielen neuen Zeichnungen von Toni Ungerer

lergesellschaft Electricité de Strasbourg hält 25,1% des Kapitals der Badenwerkstochter USEG (Umwelt-Service GmbH) in Ettlingen. Grenzüberschreitend arbeitet auch die Mineralölwirtschaft mit der Erdölleitung von der

französischen Mittelmeerküste zu den Raffinerien am Oberrhein. Einen Schwerpunkt bildet hier Karlsruhe. Dort steht auch das deutsche Werk der französischen Reifenfirma Michelin, zu dem nebenbei eine Redaktion

des berühmten Restaurant-Führers gehört. Den Leistungen der Gastronomie ist die Grenzlage schon lange gut bekommen.

Zu den Aktivitäten von Banken und Sparkassen im Grenzraum kommt neuerdings die Kooperation im Bausparwesen, z. B. zwischen der Badenia AG und dem Crédit Lyonnais Alsace.

V. Rückschläge und Zukunftserwartungen

Aus manchen großen Projekten an den Grenzen ist nichts geworden. Daß geballter Widerstand der Bevölkerung im „Dreiecksland“ eine Konzentration von drei Atomkraftwerken im Basler Raum verhinderte, hat um 1970 eher zum Wir-Gefühl in der Region beigetragen. Im umgekehrten Sinn wirkte 1993 das Scheitern von zwei Vorhaben in derselben Gegend: Die Basler wollten das Gelände ihrer Mustermesse entweder auf deutsches oder auf französisches Nachbargebiet verlegen. Von beiden Seiten lagen Zusagen einschließlich finanzieller Beteiligung vor, dazu winkten Zuschüsse aus Brüssel. Am 23. 8. 93 hat der Muba-Verwaltungsrat den Verzicht auf alle Pläne außerhalb Basels beschlossen. Auch ein geplanter S-Bahn-Verbund kam am Rhein-Knie nicht zustande. Rückschläge gab es auch bei der Zugverbindung „Metro-Rhin“ zwischen Offenburg und Straßburg. Vollends utopisch blieb das ehrgeizige Projekt eines Euro-Distrikts um die Europa-Stadt mit integriertem Verkehrssystem einschließlich Drehscheibe der Hochgeschwindigkeitszüge, gemeinsamem Telefonnetz und abgestimmter Stadtplanung. Bei den Plänen der Stuttgarter Landesregierung für einen Sondermüll-Ofen in Kehl wurde die Existenz von Stuttgart-Partnersstadt Straßburg am anderen Ufer schlicht ignoriert. Dort streitet man sich ausdauernd um deutschsprachige Untertitel für Straßennamen, die es in Colmar und Mulhouse längst gibt.

Verkehrsanbindung und Angebot der Flughäfen Basel/Mulhouse und Straßburg-Entzheim berücksichtigen den rechtsrheinischen Bedarf kaum, also wird im Badischen jetzt ein eigener Regionalflughafen geplant.

Es besteht schon Handlungsbedarf für die Regio, denn nichts ist der Verständigung abträglicher und schadet der gemeinsamen Entwicklung in der Region mehr als enttäuschte Hoffnungen. So ist es schon ein Alarmzeichen, wenn z. B. zehn Jahre nach Gründung der Freiburger Regio-Gesellschaft ein so wichtiges Mitglied wie der Landkreis Lörrach 1994 wieder austritt.

Trotzdem ist der heutige Stand der Dinge gemessen an einer traurigen Vergangenheit immer noch hoch erfreulich. Gemeinsame Datenbilder, Grundwasserstudien, Touristenführer, Radwanderwege stellen einen schönen Fortschritt dar. Aber in der gemeinsamen Raumordnung, bei grenzüberschreitenden Standortplanungen für Gewerbeflächen, im Umweltschutz und im Verkehrsverbund ist man über erste Schritte zur gegenseitigen Information und über Machbarkeitsstudien noch nicht wesentlich hinausgekommen. Die neue Schnellstraße von Straßburg nach Norden endet an der Grenze, weil die Pfalz den Anschluß an die linksrheinische Autobahn nicht herstellt. Das S-Bahn-Konzept der Karlsruher Verkehrsbetriebe wird in ferne Länder exportiert, kann aber zu Hause noch nicht für die Kunden und Arbeitskräfte aus dem Elsaß genutzt werden. Welche organisatorischen und politischen Strukturen im Grenzraum die Stagnation überwinden könnten, ist umstritten. Wahrscheinlich hat Roman Herzog recht, wenn er meint, es gebe schon genug Versammlungen und Präsidenten. Auf jeden Fall sind Verbesserungen am ehesten zu erwarten, wenn mehr Kompetenzen in die Region selbst verlagert werden; dazu ist der Staatsvertrag für den Oberrhein erforderlich — und natürlich auch Geld aus den Haushaltsmitteln der beteiligten Gebietskörperschaften. Die jeweiligen Staatsregierun-

ROMBACH – REGIO FÜR KENNER



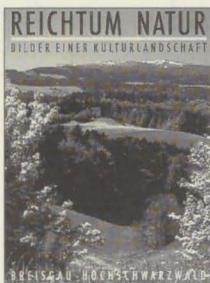
Jürgen Elbers
WANDERN MIT DEM KINDERWAGEN
 25 Wandertouren in die
 Umgebung Freiburgs.
 96 Seiten, viele Abb.,
 25 Karten, paßt in jede
 Jackentasche, Pb. **DM 18,-**
 ISBN 3-7930-0677-8



Reiter/Hetzl/Bock u. a.
URIGER SCHWARZWALD
 ALLES HANDWERK,
 BLÄUE, TRACHTEN
 Texte in D, F und GB, 2. Auflage
 144 S., 177 Farb., 15 s/w-Abb.,
 gebunden **DM 45,-**
 ISBN 3-7930-0502-X



Reiter/Mitscherlich
SCHWARZWALD STIMMUNGEN
 Bilder vom mittleren und südlichen
 Schwarzwald. Texte in D, F und GB.
 137 Farbabb., 3. Auflage,
 144 S., gebunden **DM 45,-**
 ISBN 3-7930-0511-9



Rasbach/Bogenieder u. a.
REICHTUM NATUR
 Bilder einer Kulturlandschaft
 Breisgau Hochschwarzwald.
 Textbeilage in F und GB.
 128 S., 143 Farb., 55 s/w-Abb.,
 gebunden **DM 58,-**
 ISBN 3-7930-0596-8



Bock/Gruber/Karger u. a.
ERLEBNIS SCHWARZWALD
 Landschaft, alte Kunst und Bräuche.
 Texte in D, F und GB., 72 S.,
 77 Farbabb., broschiert **DM 19,80**
 ISBN 3-7930-0529-1



Kaalweiss/Kellinghaus/Kutter
**EUROPA – STELDICHEIN AM
 OBERRHEIN**

Ein politisches Bilderbuch.
 Texte in Deutsch und Französisch
 160 S., 120 Farbabb.,
 broschiert **DM 44,-**
 ISBN 3-7930-0594-1



W. Jensen/Franz Keller (Hrsg.)
IM TALGANG DES KAISERSTUHL
 Malerische Naturschilderungen der
 Wanderungen Jensens um 1900.
 80 S., 26 Farbabb.,
 gebunden **DM 28,-**
 ISBN 3-7930-0646-8

ROMBACH  VERLAG

Bertoldstraße 10, 79098 Freiburg

erhältlich in Ihrer Buchhandlung

COOPÉRATION TRANSFRONTALIÈRE



Toni Ungerer, *Coopération Transfrontalière*
Aus: Dieter Wenz, *Die Grenzen in den Köpfen*

gen sind hierbei gefordert, der Grenzraum hat durch Krieg und Kriegsfolgen viel vorausbezahlt.

In Zusammenarbeit der Opernhäuser von Basel und Karlsruhe wurde 1993 Wagners „Rheingold“ glänzend auf die Bühne gebracht. Die Kooperation mit der Opéra du Rhin in Straßburg wird vom Badischen Staatstheater schon länger gepflegt, künftig auch durch das Nationaltheater in Mannheim. Der Südwestfunk und Radio France

Alsace luden zu einem Radiofest am Rheinufer bei Breisach zu Pfingsten 1994 ein. Bei Altenheim/Eschau südlich von Kehl beginnt man mit den Vorbereitungen für den Bau einer zusätzlichen Rheinbrücke. Die Barrieren sollen weiter abgebaut werden.

Für Informationen zum Thema und für kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich herzlich Madame Marlène Desbordes vom Rectorat de l'Académie de Strasbourg und Herrn Dr. Uwe Vetterlein von der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe.

Denkmalschutz —

Käseglocke oder Erhalt heimatlicher Lebensqualität?

Traudl Schucker, Karlsruhe

Im Gegensatz zu anderen Großstädten, die langsam in vielen Jahrhunderten wuchsen, in denen immer wieder Rücksicht auf Vorhandenes genommen werden mußte, was am einträchtigen Nebeneinander verschiedener Baustile ablesbar ist, entstand unsere Stadt Karlsruhe zuerst auf dem Reißbrett und dann in der Wildnis, dem Hardtwald. Um den gewünschten fächerförmigen Grundriß zu

schaffen, mußte lediglich gerodet, nicht aber alte Bausubstanz abgerissen werden. Auch später mußten nur relativ wenige Gebäude aus den allerersten Anfängen der Stadt weichen, damit Friedrich Weinbrenner, der geniale Karlsruher Baumeister, seine Vorstellungen einer idealen Stadt verwirklichen und Karlsruhe mit seinen großartigen Bauwerken prägen, ihr ein unverwechselbares Gesicht



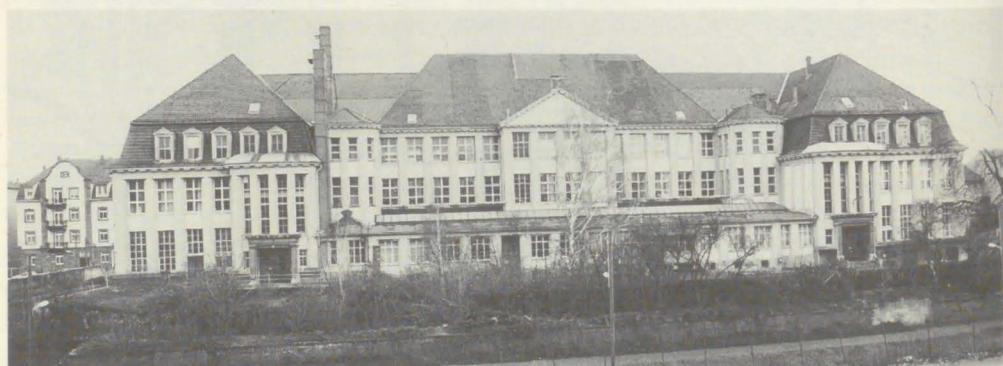
Stephaniensstraße 38, 40. Modellhafte Wohnhäuser für hochrangige Hofbedienstete, errichtet in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erworben Ende der siebziger Jahre von einem inzwischen in Konkurs gegangenen Makler, seitdem leerstehend, verfallend. Seit einigen Jahren in Besitz eines Hoteliers, der die alten Bürgerhäuser für Hotelzwecke nutzen will. Nur Fassaden und Teile der Vordergebäude sollen erhalten bleiben.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)



Durlacher Gefängnis, im Weiberhof errichtet um 1870 von Bezirksbaumeister Franz Serger. Zusammen mit Kirche und Rathaus Wahrzeichen der Markgrafenstadt Durlach. Baudenkmal von großer heimatgeschichtlicher Bedeutung. Trotz starker Proteste aus der Bevölkerung (Gründung einer Bürgerinitiative, Demos, Petition, Podiumsdiskussion) von der Stadt abgerissen, um auf Wunsch der Durlacher Geschäftswelt eine Tiefgarage mit Einkaufszentrum zu erstellen. Auch gegen dieses Projekt gibt es eine Bürgerinitiative.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)



Brauerstraße 8. Ehemaliges Wohlfahrtsgebäude der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken — derzeit Firma Blicher —, erbaut 1915 — 1918 von dem Stuttgarter Architekten Philipp Jakob Manz. Einmaliges Beispiel imperialer Industriearchitektur, schloßartiges, bewußt Erholung ausdrückendes Gegenüber der riesigen Hallen, in denen Schwerstarbeit geleistet wurde. Von der Stadt erworben zum Abriss, um die Brauerstraße autobahnartig verbreitern zu können.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)



Waldstraße 5, 7, 9. Drei bescheidene, einstöckige Häuschen aus den Gründerjahren der Residenz. Seit Jahren leerstehend und verfallend. Zusammen mit den beiden Häuschen Kaiserstraße 45 und 47 die einzigen — natürlich denkmalgeschützten (!) — Wohnhäuser aus den Kinderjahren der Stadt.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)

geben konnte. Nicht wie die nahezu achthundert Jahre alte Residenzstadt Durlach und die vielen später eingemeindeten Dörfer, deren Wurzeln ebenfalls weit zurückreichten, brauchte die Neugründung Karlsruhe in ihren ersten Lebensjahrzehnten daher kaum Rücksicht auf Bestehendes nehmen, sie entstand nahezu aus einem Guß.

Als Kehrseite der Tatsache, daß der Stadt die in die Tiefe reichenden Wurzeln fehlten, entwickelte sich ein sehr freizügiger Umgang mit

alter Bausubstanz, der — großenteils verursacht durch den 2. Weltkrieg und die enorme technische Entwicklung — inzwischen fast schon Tradition hat. Waren es am Anfang die bescheidenen Häuschen an der Kaiser-, einst Langestraße, die mit Hilfe großherzoglicher Unterstützung prunkvollen Gründerzeitbauten weichen mußten, später, nach dem 2. Weltkrieg, die ganz oder teilweise zerstörten Gebäude, die einer neuen Architektengeneration Gelegenheit gaben, ihre Vorstellungen von modernem Bauen zu verwirklichen,



Blumenstraße 9, 11, 13. Modellmäßige, denkmalgeschützte Bürgerhäuser aus der Zeit Friedrich Weinbrenners und Heinrich Hübschs, ein Ensemble, das die Straße prägt und aus ihren Anfangszeiten stammt. Ein Gutachten zeigte auf, daß eine Sanierung trotz der heruntergekommenen Bausubstanz in wirtschaftlich vertretbarem Rahmen möglich wäre. Das letzte Wort liegt beim Regierungspräsidium als oberer Denkmalbehörde. Bis dahin erbält ein Haus ein Notdach.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)



Eingangstor Markgrafenstraße 41. Die spätklassizistischen Bürgerhäuser Markgrafenstraße 41 und 43 wurden Ende des 18. Jahrhunderts erbaut. Beide Modellhäuser waren zweigeschoßig, wurden jedoch bereits 1793 aufgestockt. Erbaut wurde das Haus Nr. 41 von Ludwig Weinbrenner, dem Bruder von Friedrich Weinbrenner. Ungewöhnlich, qualitativvoll und selten ist das original erhaltene Eingangstor. Eine umfassende, jedoch behutsame Sanierung täte not. Das ganze Ensemble Nr. 41 bis 47 steht unter Denkmalschutz.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)

so sind es heute trotz des inzwischen dramatischen Schwundes an historischer Bausubstanz Desinteresse, Profitstreben und der Wunsch, Modernes, Neues zu schaffen, die zu einem stetigen Gesichtverlust der Stadt führen.

Wie nach dem Kriegsende, als Denkmalschutz für die Planer noch kein Thema war und bedenkenlos geschichtsträchtige bombengeschädigte Gebäude eingeebnet wurden, die durchaus zu retten gewesen wären (Hoftheater, Ständehaus), ist es auch heute nicht zuletzt die öffentliche Hand, die allzu schnell bereit ist, denkmalgeschützte oder erhaltenswerte Bauten — es sei denn, es handle sich um Prestigeobjekte — ehrgeizigen Plänen zu opfern. Hinzu kommt, daß die Sanierung

alter Gebäude, beispielsweise modellhaft gestalteter Bürgerhäuser, zum einen in der Regel kostenaufwendig, zum anderen eine Umnutzung oft nur schwierig und mit viel gutem Willen machbar ist. Dies führte dazu, daß in Karlsruhe eine relativ große Anzahl von Baudenkmalen auf Potemkinsche Art „saniert“ wurde, wobei auch hier Bund, Land und Stadt den privaten Eigentümern geradezu beispielhaft voranschritten. Die Liste derartigen „Denkmalschutzes“ ist lang; sie reicht vom Markgräflichen Palais bis zum Karstadt-Umbau, vom Schwedenpalais bis zur Kripo in der Durlacher Amthausstraße. Die Methode ist einfach und wirksam, wenn auch meist kostspielig. Die Fassade des alten Gebäudes wird erhalten (im Falle Kripo Durlach mit



Untere Mühle, älteste der drei Durlacher Mühlen, die — obwohl vielfach umgebaut — zumindest in großen Teilen des Erdgeschoßes aus der Zeit vor dem Großen Brand 1689 stammt. Die Bausubstanz ist schwer geschädigt, das Erdgeschoß feucht und weitgehend ungenutzt. Eigentümer des Baudenkmals ist die Neuapostolische Gemeinde.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)



Untere Mühle im Jahre 1849

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)

Hilfe zahlreicher, monströs anmutender Stahlstützen), dahinter entsteht ein totaler Neubau, vor dem die alte Fassade dann als Mäntelchen hängt.

Wie sehr solche Beispiele Schule machen, zeigt sich am aktuellsten bei der zu einem Appartementhaus um- und profitabel ausgenutzten historischen Fayence in der Durlacher Pfingstraße, hinter deren alter Fassade sich ein betonstrotzender Neubau versteckt. Ähnlich wird bei den aus der Weinbrennerzeit stammenden, modellhaften Bürgerhäusern Stephaniestraße 38 und 40 verfahren, seit über einem Jahrzehnt dem Verfall preisgegeben und künftig zu Hotelzwecken umgenutzt. Daß die Fassaden und Teile der Vordergebäude erhalten bleiben, sieht der Eigentümer als Zugeständnis an den Denkmalschutz.

Wer ist zuständig?

Bei Verwaltung, Gemeinderat und einem Großteil der Karlsruher Bürger hat die Erhaltung alter Bausubstanz, obwohl sie Teil der Identität und Charakteristikum einer Stadt ist und ihr Wärme und Lebensqualität verleiht, keinen hohen Stellenwert. Anders als beispielsweise Mannheim, Heidelberg oder Konstanz, die Stadtkonservatoren mit einem eigenen Mitarbeiterstab beschäftigen, wurde in Karlsruhe erst auf massiven Druck der F.D.P. hin vor wenigen Jahren ein solches Amt geschaffen. Seit sein Inhaber, ein sehr fähiger, kenntnisreicher und vor allem engagierter Mann, im Herbst vorigen Jahres ans Südwestdeutsche Archiv für Architektur und Ingenieurbau an der Uni überwechselte, ist die Stelle vakant. Ursprünglich zögerte die



Mittelstraße 10, Modellhaus, erbaut 1746. Lacroix „Kunstdenkmäler Badens, Karlsruhe Land“, S. 91. Einziges Haus in Durlach, dessen Barockfenster im Erdgeschoß noch vollständig erhalten sind. Obergeschoß wahrscheinlich Fachwerk. Wichtiger Teil des noch relativ intakten Straßenensembles. Erhalt laut Landesdenkmalamt wünschenswert und, möglich. Abbruchgenehmigung erteilt.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)

Stadt, sie überhaupt neu zu besetzen, weil de jure das Landesdenkmalamt für die Klassifizierung und Ausweisung von Baudenkmalen zuständig ist.

Die Praxis sieht allerdings so aus, daß der einzige dafür zuständige Landesoberkonservator sowohl den Stadt- als auch den Landkreis Karlsruhe zu betreuen hat, was ihn völlig überlastet. Dies hat zur Folge, daß in Karlsruhe ganze Straßenzüge noch nicht denkmalrechtlich erfaßt sind und private Eigentümer von Baudenkmalen oft erst bei Abriß- oder Umbauanträgen von der Denkmaleigenschaft ihres Hauses erfahren. Daß damit der Wille zur Erhaltung erheblich gebremst wird, liegt auf der Hand. Außerdem

kann der Eigentümer, der denkmalgerecht sanieren will (was in der Regel erhebliche Mehrkosten bedingt), im Gegensatz zu vielen anderen Städten in Karlsruhe nicht mit einem Zuschuß seitens der Stadt rechnen.

Zu all diesen hoffnungsfrohen Stationen auf dem Wege zu einer denkmalfreien Stadt kommt noch die mangelnde Bereitschaft, verbunden mit fehlender Fachkenntnis der Verwaltung hinzu, die Bürger über die Bedeutung und den ideellen Wert von Baudenkmalen umfassend und auch für Laien verständlich aufzuklären. Wie soll beispielsweise ein Nichtfachmann erkennen, daß er seinem alten Haus mit einer Großflächenverglasung oder einer topmodernen Haustür Schlimmes



Jägerstraße 17. Heimatgeschichtlich bedeutendes Gebäude, einst städtischer Farben- und Geißbockstall. Hierher pilgerten die Durlacher Feierabendbauern mit ihren Küben und Ziegen, um sie decken zu lassen. Geplant ist an seiner Stelle ein Neubau mit acht Wohneinheiten und Tiefgarage. Abbruchgenehmigung erteilt.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)

antut? Wer sagt ihm, daß Verbundfenster mindestens dieselbe schall- und wärmedämmende Wirkung haben, wie Plastik mit Thermopen? Wer macht ihn auf die Schönheit eines alten Treppenhauses aufmerksam und rät ihm, dafür kleine Mängel und Unbequemlichkeiten in Kauf zu nehmen?

Was soll man von den Bemühungen einer Stadt um ihre bauliche Vergangenheit halten, — die — abgesegnet vom Gemeinderat — das denkmalgeschützte Durlacher Gefängnis abreißt, eines der Wahrzeichen der einst selbständigen Stadt und daher von besonderer heimatkundlicher Bedeutung, nur um an seiner Stelle eine Tiefgarage und ein Einkaufszentrum errichten zu können?

— die das einstige Wohlfahrtsgebäude der Waffen- und Munitionsfabriken Karlsruhe, eines der bedeutendsten Denkmale imperialer

Industriearchitektur („Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, Heft 1, 1990) preisgeben will, um die Brauerstraße autobahnartig verbreitern zu können?

— die zuläßt, daß die Beamtenbank als Karlsruher Traditionsbank in der Waldstraße drei ihr gehörende Häuschen aus den Gründungsjahren der Stadt jahrelang leerstehen läßt, weil sie bis heute keine sinnvolle Nutzung fand?

— die zusieht, wie drei im Eigentum des Bundes befindliche, denkmalgeschützte Modellhäuser in der Tradition Weinbrenners und Hübschs in der Blumenstraße jahrzehntelang „entmietet“ leerstehen und völlig herunterkommen, weil der Bundesgerichtshof, zu dessen Areal sie gehören, keine Verwendung für sie hat und unbedingt an ihrer Stelle einen Neubau errichten möchte?



Pfarrstraße 15. Stattliches, ortsbildprägendes Fachwerkhaus in Daxlanden. Erbaut im 18. Jahrhundert. Dach mit typischem Krüppelwalme. Abbruchgenehmigung erteilt.

Foto: HD (10), Stadtarchiv (1)

Die Liste müßte noch um die Häuser Markgrafenstraße 41 und 43 vervollständigt werden. Sie sind zwar denkmalgeschützt, doch das „Verfalldatum“ rückt deutlich näher. Wollte man die vielen Verunstaltungen auflisten, die mit und ohne denkmalrechtliche Genehmigung Hausveteranen zugefügt wurden, die herausgerissenen Wände, die im Container endenden alten Kassettentüren, die unproportioniert herausgedrückten Dachgauben, die durch Plastikrolläden ersetzten historischen Klappläden, die verschwundenen Sandsteintreppen — es würden gesammelte Werke daraus.

Nadelöhr „Zumutbarkeit“

In nahezu allen Fällen, in denen es um Erhalt oder Abriß eines Baudenkmals geht, spielt die Frage der Zumutbarkeit eine entscheidende

Rolle. Sind beispielsweise die Kosten für eine Sanierung so hoch, daß sie dem Eigentümer aus Gründen der Wirtschaftlichkeit nicht zumuten sind, übersteigen sie gar die Kosten für einen Neubau oder aber weiß der Eigentümer selbst nach langem Nachdenken absolut nicht, wie er sein Baudenkmal nutzen könnte, so hat er die Abrißgenehmigung praktisch schon in der Tasche. Konkret bedeutet das, daß ein sanierungsunwilliger, abrißfreudiger Eigentümer eines Baudenkmals nur Geduld und starke Nerven, gepaart mit einer gewissen Cleverness braucht, um an sein Ziel zu kommen. „Unabsichtlich“ offengelassene Fenster und ein paar an strategisch wichtigen Stellen entfernte Dachziegel, die Wind und Regen freien Zutritt gewähren, bewirken in Fragen der Zumutbarkeit wahre Wunder. Ein großer, geradezu unverzeihlicher Fehler wäre es, entsprechenden Auflagen des Bauordnungsam-

tes unverzüglich nachzukommen. Vielmehr ist es in solchen Fällen wichtig, innerhalb der gesetzten Frist gegen die Auflagen Widerspruch einzulegen, wobei die Begründung eine absolute Statistenrolle spielt.

Als letzter Ausweg bleibt immer noch die Möglichkeit, der Auflage in einer Weise nachzukommen, daß sie nahezu wirkungslos ist. Ein auf einem Baudenkmal angeordnetes Notdach kann so angebracht werden, daß ein Eindringen von Nässe nach wie vor gewährleistet ist. Bau- und denkmalrechtlich genehmigte Veränderungen im Außen- und Innenbereich werden versehentlich umfangreicher, und auf einmal, wer hätte das schon voraussehen können, ist die Statik des Hauses dahin. Die Denkmalschützer müssen dann froh sein, wenn der Eigentümer guten Willen zeigt und wenigstens die Fassade und Teile des Hauses erhält. Welch ein Glück, daß die Neupostolische Kirche, Eigentümerin der Unteren Mühle in Durlach, die als einzige zumindest in Teilen den großen Brand von 1689 überstand, noch keinen Abbruchartrag gestellt hat. Der erbärmliche bauliche Zustand würde automatisch die Frage der Zumutbarkeit aufwerfen.

Modernisierung möglich

Im Gegensatz zur landläufigen Meinung ist der Denkmalschutz jedoch beileibe nicht die vielzitierte Käseglocke, die — ist sie erst einmal über ein Haus gestülpt — keine bauliche Veränderung mehr zuläßt. Denkmalschutz heißt nicht Plumpsklo im Hof und Badewanne in der Küche. Modernisierungen, sogar Anbauten sind durchaus möglich, wenn sie den Charakter und die Substanz nicht zerstören. Denkmalschutz ist auch kein starrer Raster, der, über einen Stadtteil gebreitet, ein für allemal festlegt, was wert und wichtig genug ist, unserer Nachwelt erhalten zu werden, er ist „fließend“. Waren es in den sechziger Jahren Gründerzeitbauten, die peu á peu unter Denkmalschutz gestellt wurden,

so sind es heute dank der rasanten Entwicklung der Technik, auch der Baustile, schon wichtige Gebäude der Fünfziger und Sechziger, die wichtige Epochen der Architektur markieren. Dies macht verständlich, daß die Arbeit des Denkmalschützers ein hohes Maß an Fachwissen und Einfühlungsvermögen verlangt — Eigenschaften die tunlich mit Überzeugungskraft und Standfestigkeit gekoppelt sein sollten, denn klagt ein denkmalunwilliger Bürger gegen die Unterschutzstellung seines Hauses (was gar nicht selten vorkommt), so hat der Denkmalschutz oft beim Gericht schlechte Karten. Auch hier siegt häufig die Rentabilität über den ideellen Wert.

Die Stellungnahme des Fachmanns oder der Fachfrau muß fachlich fundiert und über jeden Zweifel erhaben sein. Fehlen winzige Kriterien, so wird das Baudenkmal nur als „erhaltenswert“ eingestuft, was in der Praxis Abbruch heißt. So geschehen beim Durlacher Modellhaus Mittelstraße 10, dessen Schlußstein der halbrunden Toreinfahrt laut Lacroix „Kunstdenkmäler Badens“ die Jahreszahl 1746 trug. Hätte ein Fuhrunternehmer namens Kiefer, dem das Haus einmal gehörte, diese Toreinfahrt nicht in eine rechteckige umgewandelt, um mit seinem Laster besser durchzukommen, so wäre das schöne alte Haus heute eindeutig ein Baudenkmal. „Nur“ erhaltenswert trotz seiner heimatkundlichen Bedeutung ist auch das Haus Jägerstraße 17, einst Farrenstall, in den die Durlacher Landwirte ihre Kühe zum Decken brachten. Mit seiner mächtigen, charakteristischen Dachgaube, durch die per Flaschenzug das Heu hereingezogen wurde, prägt es die Straße. Für beide Häuser liegen bereits Abrißgenehmigungen vor.

Pech hatte auch das alte Fachwerkhaus Pfarrstraße 15 in Daxlanden. Zur endlich beim Verwaltungsgericht erstrittenen Abrißgenehmigung verhalf dem Eigentümer skurrilerweise das Landesdenkmalamt selbst, indem es das ortsbildprägende Gebäude, Wohnteil

eines Bauernhauses aus dem 18. Jahrhundert, ursprünglich — weil zu einfach — als nur erhaltenswert einstuft und hinterher seine Entscheidung dergestalt revidierte, daß es jetzt — gerade wegen seiner Einfachheit —

Baudenkmal war. Hinzu kamen zwei widersprüchliche Kostenschätzungen zur — in jedem Fall möglichen — Sanierung. Der Eigentümer gewann, das Haus verlor.

Erinnerungen an das Lahrer Bähnel

Aus der Chronik der mittelbadischen Schmalspurbahn

Martin Frenk, Ottenheim

Am 30. November 1894, in diesem Jahr also exakt vor 100 Jahren wurde die Lahrer Dampfbahn auf der Strecke Rhein — Ottenheim — Lahr — Reichenbach in Betrieb genommen. Und obwohl bereits 35 Jahre vergangen sind, daß der letzte Zug auf dem Abstellgleis gelandet ist, ist die einstige Lahrer Straßenbahn im Volksmund auch heute noch fast liebevoll als „s Bähnel“ oder als „d'r Enteköpfer“ in bester Erinnerung geblieben. Klar, daß beim Stichwort „Bähnel“ vorwiegend bei der älteren Generation vom Schutertal bis ins Ried Reminiszenzen wach werden und mit Wehmut an die Zeiten in denen das einstige fauchende und rauchende Dampfroß durch Stadt und Land schnaufte zurückgedacht wird.

Die Anfänge

In der Oberrheinischen Tiefebene zwischen Schwarzwald und Vogesen entwickelte sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ab 1886 ein ausgedehntes Netz mehrspuriger Schmalspurbahnen, das insgesamt eine Streckenlänge von etwa 400 Kilometer erreichte und damit zu den größten geschlossenen Schmalspurnetzen des europäischen Kontinents gerechnet werden kann. Die Blütejahre erlebte diese Schmalspurbahn in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als die Verkehrsverbindungen über den Rhein durch keine Grenze gestört wurden und Straßburg wieder einmal für 50 Jahre eine deutsche Stadt war. Diese Schienen haben damals zur Entwicklung des Landstrichs beigetragen, der nicht durch die

großen Schienenstränge der Staatsbahn erschlossen war. Denn die Schmalspurbahn hat vielerorts einen Verkehrsschatten vermieden und den Anschluß an den „großen Verkehr“ ermöglicht.

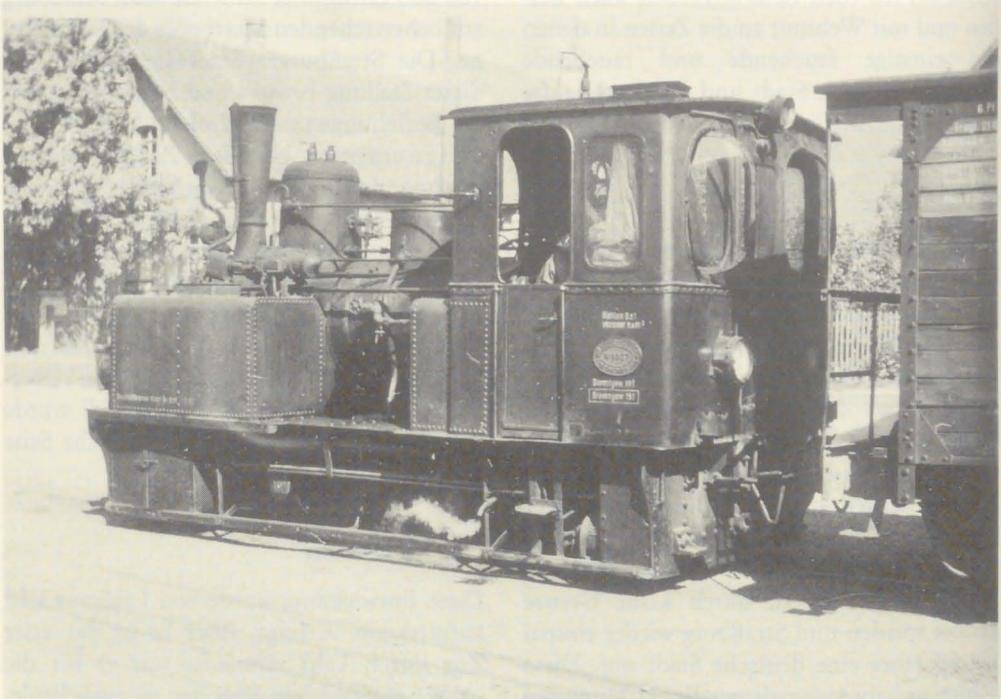
Ermöglicht wurde diese Entwicklung vor allem durch den für das Deutsche Reich erfolgreich verlaufende Krieg von 1870/71. Denn durch den deutschen Sieg über das französische Kaiserreich Napoleons III. wurde das Elsaß in das Deutsche Reich eingegliedert. Dadurch wurde die damals bereits 100 000 Einwohner zählende Stadt Straßburg zur beherrschenden Metropole der Rheinebene. Die Straßburger Stadtväter waren sich dieser Stellung bewußt und begannen sofort die Beziehungen zum Umland auszudehnen und zu erweitern. Um dieses Ziel zu erreichen mußten natürlich entsprechende Verkehrsverbindungen geschaffen werden. Diese Aufgabe übernahm die „Straßburger-Straßenbahn-Gesellschaft“ (SSB), die zunächst auf der elsässischen Seite des Rheins ein großes Netz von schmalspurigen Linien (1000 mm Spurbreite) mit dem Charakter von Überlandstraßenbahnen errichtet. Schnell wurde jedoch auch der Weg auf die badische Seite des Rheins gefunden.

Die Konzession

Diese Entwicklung wurde von Lahr aus sehr aufmerksam verfolgt. Aber bevor der erste Zug durch Lahr schnaufte war es für die Lahrer ein steiniger Weg den es zurückzulegen galt. Zunächst waren nicht alle Weichen

gut gestellt. Denn nachdem die Staatsbahn Lahr einfach ignorierte mußte 1865 erst einmal ein Anschluß zwischen Dinglingen und Lahr geschaffen werden. Erst danach konnte die Idee das Ried und das Schuttertal durch eine Schmalspurbahn miteinander zu verbinden in Angriff genommen werden. Am 20. Januar 1888 wird die Konzession für die Erbauung einer „Dampfstraßenbahn“ von Erstein nach Reichenbach über Lahr beantragt. Doch die Gemeinden entlang der geplanten Strecke stellten sich zunächst stur. Während Dinglingen überhaupt keinen Beitrag für die Bahn leisten wollte verweigerte die Gemeinde Allmannsweier entsprechendes Gelände bereitzustellen. Der damalige Ottenheimer Bürgermeister Häß schrieb in einem Brief an die Stadt Lahr: „Ich kann nicht verhehlen, daß man dahier wenig Geneigtheit

für dieses Unternehmen hegt, da man viel Unglück vom Scheuwerden von Zugvieh befürchtet, und voraussichtlich wenig Hoffnung zu Gelände-Abtretung und Geldbetrag vorhanden ist.“ Daher mußten die Gemeinden in mühseliger Kleinarbeit davon überzeugt werden, daß auf sie der Fortschritt wartet. Daneben ließ die Entscheidung über den Konzessionsantrag sehr lange auf sich warten. Erst am 30. Oktober 1890 wird der kurz zuvor gegründeten „Lahrer Strassenbahn-Gesellschaft“ die Konzession für den Bau und den Betrieb einer meterspurigen Dampfstraßenbahn von Reichenbach über Lahr bis an den Rhein bei Ottenheim erteilt. Der geplante Ausbau über den Rhein bis nach Erstein sollte jedoch nie verwirklicht werden. Mit Baubeginn wurde die Konzession auf die Strecke Reichenbach-Seelbach erweitert.



Das Bähnchen auf der Durchfahrt in Ottenheim

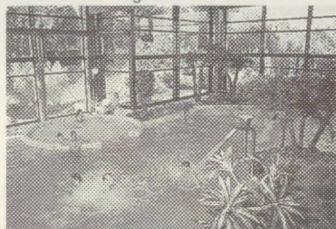
Waldbronn

Ort mit Heilquellen-Kurbetrieb

So schön kann Ihre wertvolle Freizeit sein: ob Sie nun gern wandern, schwimmen, eislaufen, kulturelle Veranstaltungen besuchen, gezielt etwas für Ihre Gesundheit tun möchten oder in gemütlichen Restaurants einkehren – in Waldbronn hat Erholung und Entspannung das ganze Jahr Saison.

Freizeit nach Ihrem Geschmack

'alitherme' – begeistert fit bleiben...



Eislaufen in guter Luft Waldbronns.



Natur erleben. "Abschalten".



Solarbeheiztes Freibad mit Riesenrutsche.

Waldbronn, mit seinen Ortsteilen Busenbach, Etzenrot, Reichenbach, hat viel zu bieten für Ihre Freizeitwünsche...

**KURVERWALTUNG WALDBRONN
BERGSTRASSE 32, D-76337 WALDBRONN
TELEFON 07243/5657-0
FAX 07243/5657-58**

SCHWARZWALD



Das Bähnchen in der Ortsdurchfahrt von Ottenheim

Die Streckeneröffnung

Vier Jahre später, am 29. November 1894 konnte die Bahn vom Rhein bis nach Reichenbach in Betrieb genommen. Die Gleise bis nach Seelbach waren bis Mitte Dezember 1894 verlegt. Mit insgesamt 968 085,16 Mark Baukosten war diese Eisenbahnlinie zwar ein kostspieliges Unterfangen, dennoch ist diese Zahl rund 100 000 Mark weniger als der errechnete Kostenvoranschlag von 1 080 000 Mark.

Die „Straßburger Strassenbahn-Gesellschaft“ die wie bereits erwähnt im Elsass schon ein dichtes Netz von meterspurigen Dampfstraßenbahnen unterhielt, wollte ihren Aktionsbereich auch auf die rechtsrheinische Seite ausdehnen. Nachdem diese Gesellschaft 1896 die entsprechende Konzession zum Bau einer

meterspurigen Bahn von Kehl in Richtung Süden erhalten hatte, konnte wiederum vier Jahre später, am 1. Juni 1898 bereits der Eröffnungszug von Kehl über Altenheim nach Ottenheim dampfen. Mit der Verknüpfung der Gleise der badischen Lahrer Strassenbahn-Gesellschaft (LSB) und der elsässischen Straßburger Straßenbahn-Gesellschaft (SSB) (Betriebsgemeinschaft ab 1901) waren die Menschen zwischen Schwarzwald und Rhein dann auch wirklich mit der „großen weiten Welt“ verbunden.

Durch die Zusammenführung dieser beiden Teilstrecken verlor jedoch der Streckenabschnitt Ottenheim-Rhein immer mehr an Bedeutung. Während der Berufs- und Güterverkehr zwar nach wie vor noch mit Dampfzügen geführt wurde, genügte für den Personenverkehr zunächst noch der Betrieb einer Pfer-

debahn die von einem privaten Unternehmer geführt wurde. Allerdings waren dieser Einrichtung nur einige wenige Jahre beschieden. Bereits 1909 wurde sie wegen Unrentabilität eingestellt.

Der Streckenverlauf und Betrieb

Diese Schmalspurbahn war entsprechend ihrem Zweck recht einfach projektiert. Außerhalb der Ortschaften verliefen die Linien auf einer eigenen Trasse, jedoch auf weiter Strecke in Seitenlage unmittelbar neben der Straße. Innerhalb der Orte wurde meist die Straße seitlich auf einer Fahrbahnseite von der Bahn mitbenutzt, so daß die malerischen Ortsdurchfahrten mit vielen gepflegten und anheimelnden Fachwerkhäusern charakteristisch waren. Die Bahnhofsgebäude gliederten sich manchmal in die Häuserzeilen des Dorfes ein. Jedenfalls führten die Gleise den Bahnbenutzer bequem mitten in das Zentrum der Städte Lahr, Offenburg und Kehl. Nur die Bahnhöfe, Kehl, Altenheim, Ottenheim, Lahr-Dinglingen, Lahr-Schlüssel und Seelbach waren immer mit Bahnpersonal besetzt. Alle anderen Bahnhöfe und Haltestellen waren sogenannte Agenturen, die von Privatpersonen betreut wurden und dafür eine entsprechende Provision erhielten.

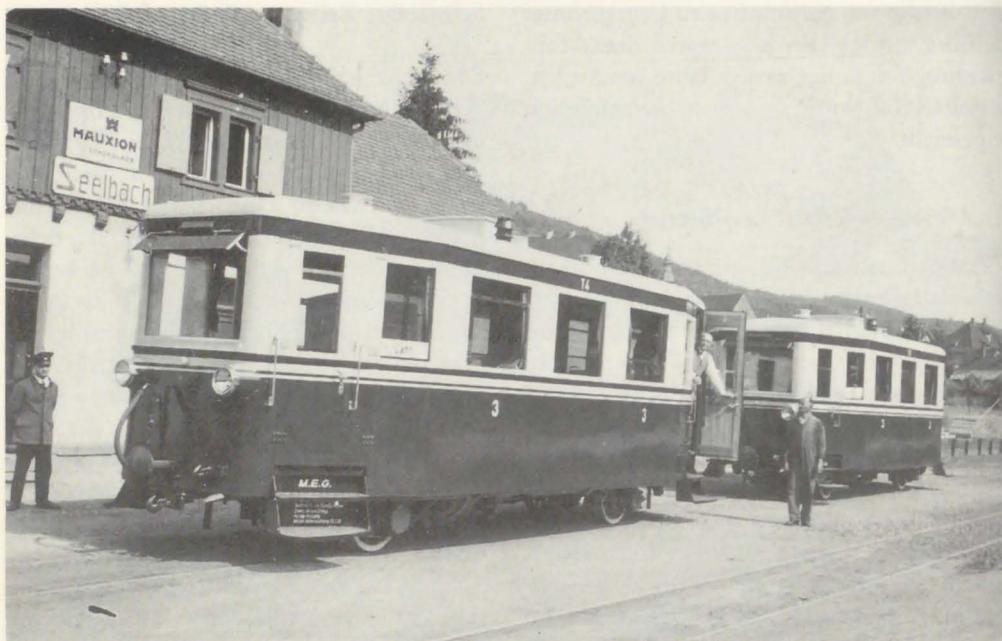
Die Dampflokomotiven waren völlig schwarz gestrichen während das Fahrwerk und die Räder in roter Farbe gehalten waren. Die Personenwagen hatten einen grünen und die Güterwagen einen grauen Anstrich. Die Triebwagen waren zweifarbig: Bis zur Fensterunterkante dunkelblau, die Fensterpartie cremefarbig und über der Fensteroberkante war erneut ein dunkelblauer Streifen angebracht. Wenige Jahre nach der Jahrhundertwende machte man sich bei der „Lahrer Strassenbahn-Gesellschaft Gedanken ob es wirtschaftlich nicht sinnvoll wäre die gesamte Strecke elektrifizieren. Diese Pläne wurden jedoch durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges zunichte gemacht.

Schwierige Zeiten nach dem 1. Weltkrieg

Die Grenzziehung nach dem 1. Weltkrieg, bei der der Rhein erneut zur Landesgrenze wurde und über dem Elsaß wieder die Trikolore wehte, trennte den rechtsrheinischen Gleisstrang ab. Da in Deutschland jedoch niemand die Bahnen übernehmen wollte, fielen sie um nicht zu sagen „herrenlos“ zu werden in einem Vergleich sozusagen unter Zwang an das Land Baden. Das Land als Eigentümerin übertrug die Betriebsführung der am 1. April 1920 gegründeten Reichsbahndirektion Karlsruhe, der Rechtsnachfolgerin der badischen Länderbahn. Nachdem die Reichsbahn zur Übernahme der badischen Schmalspurbahnen kein Interesse zeigte; im Gegenteil distanziert und kühl abwinkte, kam es am 30. Juni 1923 zur Gründung der „Mittelbadischen Eisenbahnen AG“ kurz MEG genannt. Langsam normalisierten sich wieder die Verhältnisse und die MEG konnte die Bahn den betrieblichen Erfordernissen anpassen. 1929 setzte die MEG eine erste Omnibuslinie ein, die zwischen Biberach und Seelbach verlief und vorläufig ausschließlich Zubringerdienste zur Kleinbahn leistete. Im Jahre 1934 hatte jedoch eine ganz andere Entwicklung begonnen und die sich auf den Schienen abspielte. Denn nach und nach wurde der gesamte Reisezugverkehr auf Dieseltriebwagen umgestellt. Allerdings wurde die Bahn dadurch im 2. Weltkrieg besonders hart getroffen: Die Triebwagen blieben mangels nötigem Treibstoffes in den Schuppen und die gute alte Dampflok kam erneut zu Ehren.

Das wenig ruhmreiche Ende des „Bähnel's“

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges befanden sich sowohl Bahnanlagen als auch der Oberbau einer so manchen Teilstrecke in einem denkbar äußerst schlechten Zustand, so daß der gesamte Gleiskörper einer grundlegenden Überholung bedurfte. Hinzu kam, daß die



Triebwagen in Seelbach

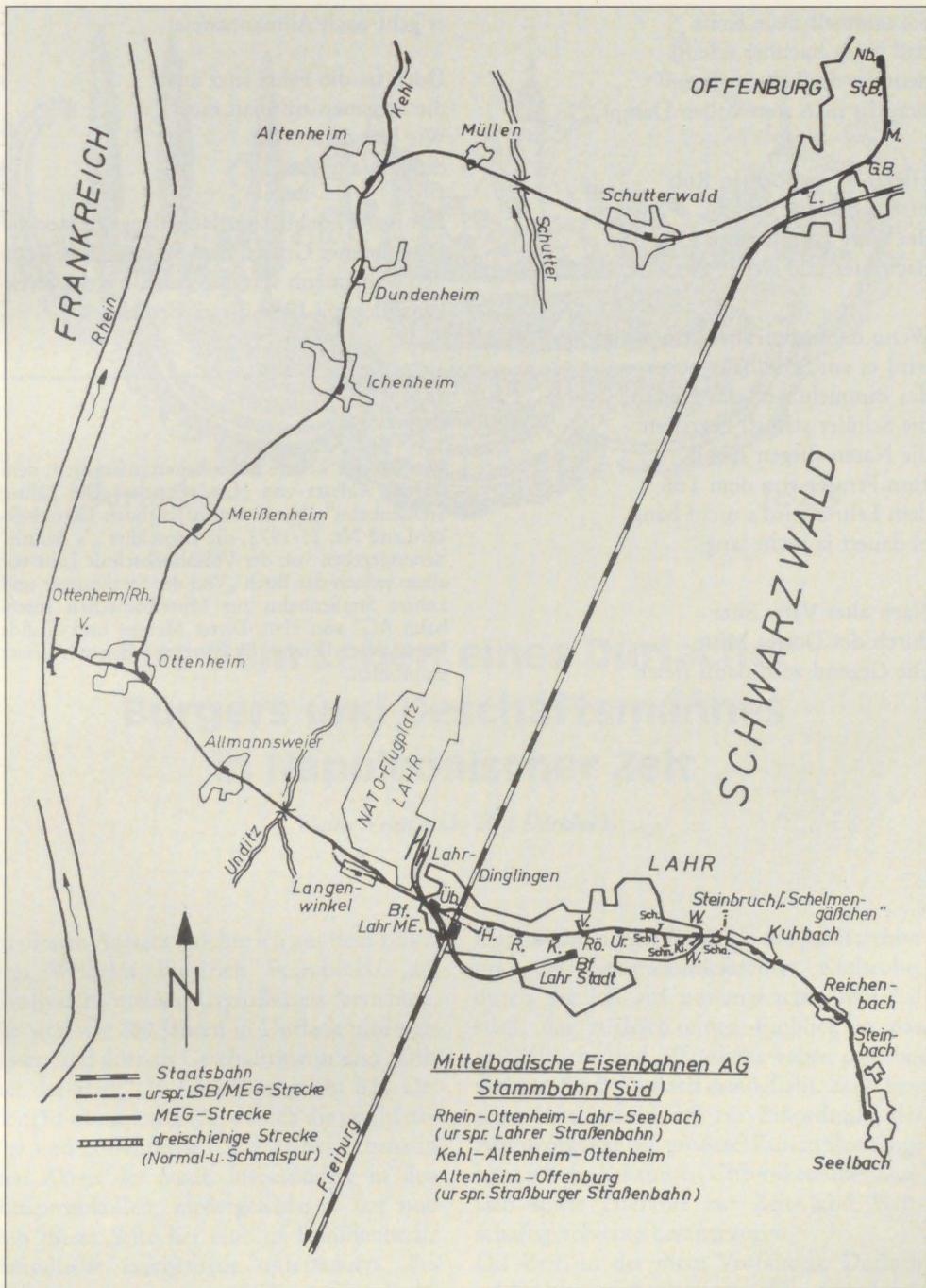
Bahn die Brücken meist mit dem Straßenverkehr teilte. Durch deren Zerstörung im Krieg wurde das Streckennetz in mehrere Abschnitte zerlegt. Zwar wurden Notbrücken errichtet, aber nur zu oft mußten die Fahrgäste den Zug sicherheitshalber verlassen, wenn dieser über eine solche schnaufte. Es verging eine lange Zeit, bis sich das „Bähnle“ von diesen Schicksalsschlägen erholt hatte.

Es war der „Zug der Zeit“ als sich in den 50er Jahren der Hang vom schienengebundenen zum Individualverkehr mehr und mehr bemerkbar machte. Dadurch kam es zum Rückgang der Beförderungsziffern, was wiederum zum „Sterben“ des Schienenbetriebes mit Übergang zum Busverkehr führte. Es war kein Aprilscherz, als gerade zum 1. April 1952 kein Zug mehr zwischen Lahr und Seelbach verkehrte. Mit Interesse verfolgten die Kehler und Lahrer Stadtväter wie die Kleinbahn in Offenburg erfolgreich aus der Stadt verdrängt wurde und zum 1. Juni 1957

der Schienenverkehr auf dem 5,3 Kilometer langen Teilstück zwischen Schutterwald und Offenburg aufgegeben wurde. Keine zwei Jahre vergingen, bis auch der Abschnitt Kehl-Altenheim nicht mehr bestand (stillgelegt zum 1. März 1959). Und zum 1. Oktober 1959 mußte die Linie Altenheim — Ottenheim — Lahr daran glauben. Das kurze Stück Schutterwald-Altenheim blieb noch für eine Weile bestehen, als ringsum schon ausschließlich Omnibusse verkehrten. Aber auch dieser „Inselbetrieb“ endete 1961 und mit ihm die Geschichte der schienenbetriebenen Mittelbadi-schen Eisenbahn in der Ortenau.

Werden und Vergehen werden wir auch beim Bähnchen sehen

Noch steht sie hier und raucht die Dampflok pfeift und faucht als wie in alter Zeit zur Weiterfahrt bereit.



Karte entnommen aus „Mittelbadische Eisenbahnen“ von Hans-Dieter Menges und Claude Jeanmaire. Erschienen im Buchverlag für Eisenbahnen und Straßenbahnliteratur Gut Vorhard CH-5234 Villingen AG/Schweiz

Sie sammelt neue Kraft
daß sie es nachher schafft
denn in des Lebens Kampf
braucht man stets vollen Dampf.

Hier geht es noch in Ruh
man steigt aus und zu
die Ware kommt zum Ort
nach hier und weiter fort.

Wenn dann die Fahrt geht weiter
wird es am Schulhaus heiter
das Bimmeln und das Pfeifen
die Schüler schnell begreifen
die Nasen fliegen schon
zum Fenster von dem Ton
dem Lehrer wird's nicht bang
es dauert ja nicht lang.

Nach alter Väter Sitte
durch des Dorfes Mitte
Die Gegend wird dann freier

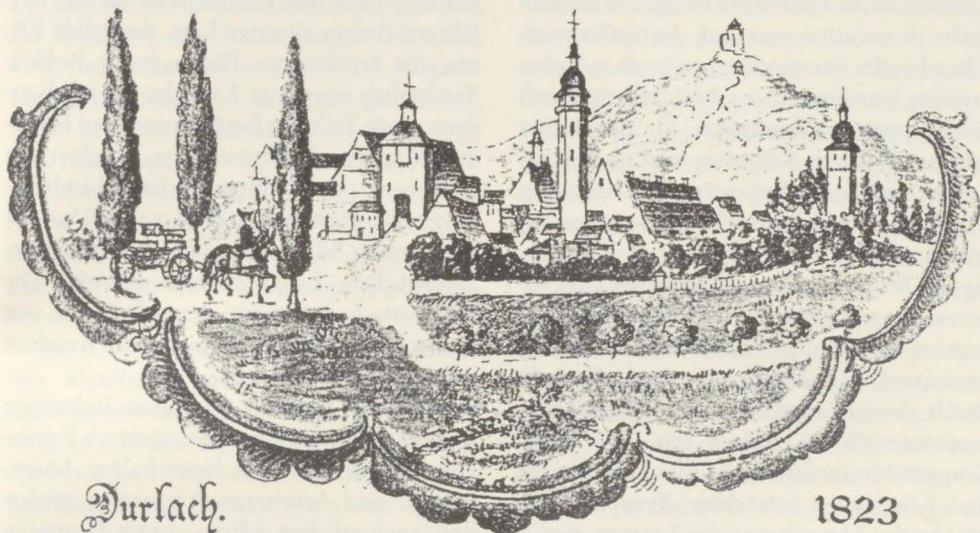
es geht nach Allmannsweiler.

Doch ist die Fahrt jetzt aus
die Schienen riß man raus
Wie bist du so weit
du gute alte Zeit.

Der heute hochbetagte langjährige Rektor der
Ottenheimer Grund- und Hauptschule Gott-
lieb Gabelmann verfaßte anlässlich der Streck-
kenstillegung 1959 dieses Gedicht.

Anmerkungen

Wer sich für weitere Einzelheiten interessiert, dem
sei der Aufsatz von Hand Dorner „Die Lahrer
Straßenbahn“ abgedruckt in Jahrbuch Geroldse-
cker-Land Nr. 15/1973, die Broschüre „'s Bähnli“
herausgegeben von der Volkshochschule Lahr vor
allem jedoch das Buch „Von der Straßburger und
Lahrer Straßenbahn zur Mittelbadischen Eisen-
bahn AG“ von Hans-Dieter Menges und Claude
Jeanmaire, allesamt Quellen zu diesem Aufsatz
empfohlen.



Aus dem Leben eines Durlacher Bürgers und Geschäftsmannes in Napoleonischer Zeit

Walter Vesenbeckh, Bad Dürkheim

In diesem Aufsatz möchte ich aus dem Leben von Wilhelm Friedrich Fesenbeckh, des Großvaters meines Urgroßvaters berichten, der sich vor 200 Jahren in Durlach niedergelassen und dort als Geschäftsmann und „Diener der Stadt“ 20 Jahre lang gelebt hat. Der Bericht ist nur möglich, da sich die geschäftliche und „öffentliche“ Seite seines Lebens in den Akten der Stadt, insbesondere in den Ratsprotokollen, niedergeschlagen hat und von dieser Seite her eine in Familienbesitz befindliche Leichenrede untermauert. Zunächst waren es nur zufällige archivalische Funde im Rahmen einer größeren genealogischen Arbeit, dann eine systematischere

Durchsicht einiger Bestände des Stadtarchivs und des Generallandesarchivs Karlsruhe, durch die ich auf umfangreiches Material stieß, das zugleich einen Einblick in das geschäftliche und öffentliche Leben der ehemaligen Stadt Durlach ermöglicht. Zum besseren Verständnis und zur Einordnung der Aktenvorgänge in größere Zusammenhänge habe ich die bekannten Chroniken über Durlach sowie Literatur zur Zeit- und Wirtschaftsgeschichte herangezogen.

Die Zeit, in der mein Vorfahr in Durlach gelebt hat war äußerst unruhig und durch Umbrüche im politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich geprägt. Fast

ununterbrochen herrschte Krieg. Die Französische Revolution war auf die linksrheinischen Länder übergeschwappt, auch in Baden mußten Unruhen in der Bevölkerung durch die Truppen niedergehalten, die Revolution von unten durch Reformen von oben abgewendet werden. Insbesondere dem badischen Markgrafen Karl Friedrich, einem aufgeklärten Absolutisten und überzeugten Christen, lag das Wohl des Landes und seiner Untertanen sehr am Herzen. Unter seiner Regierung wurden Verwaltung und Rechtsprechung neu organisiert, Landwirtschaft und Gewerbe durch ihn gefördert. Die Revolutionskriege machten sich in Durlach seit 1792 durch Truppendurchmärsche, Einquartierungen und Kriegslasten bemerkbar. Truppen lagerten in der Umgebung, ein Lazarett mußte eingerichtet werden, Verpflegungsgelder gezahlt, Naturalien und Werkzeuge geliefert werden. Nach dem Beitritt Badens zum Rheinbund 1806 traten die direkten Kriegsgefahren in den Hintergrund. Jetzt mußten hohe Kriegskontributionen gezahlt und Truppenkontingente für Napoleons Feldzüge gestellt werden.

Die Napoleonische Zeit brachte für die rechtsrheinischen Länder jedoch nicht nur negative Auswirkungen. Insbesondere im Bereich der Wirtschaft konnten verschiedene Industrien aufblühen, durch die Kontinentalperre wurde die englische Konkurrenz für viele Produkte, so auch für die Textil- und Baumwollindustrie, eingedämmt. Der schnelle politische und wirtschaftliche Wandel brachte Herausforderungen, die fortschrittliche und mutige Zeitgenossen zu neuen Unternehmungen und zu Reichtum kommen ließen. Eine Umverteilung und Konzentration des Vermögens bei solchen Unternehmern war die Folge.

Als mein Vorfahr 1793 um Bürgerannahme in Durlach nachsuchte, hatte sich die ehemalige Residenzstadt durch die Gründung von Karlsruhe 1715 in eine „volkreiche“ Ackerbürgerstadt verwandelt. Der Durlacher Rats-

konsulent Metzger rühmte 1787 die für vielfältigen Anbau günstige Lage, das milde Klima, die fruchtbaren Böden (nach Roller). Tatsächlich waren im Lauf des 18. Jahrhunderts große Teile der Bevölkerung vom Handwerk und von handwerklicher Tätigkeit zur teilweisen oder vollberuflichen Landwirtschaft übergegangen. So fand man in Durlach kaum einen Bürger, der nicht zumindest nebenberuflich Landwirtschaft betrieb. Die Landwirtschaft florierte dermaßen, daß von Durlach aus die nahegelegene neue Residenz mitversorgt wurde.

Andererseits konnten sich neue Industrien trotz fürstlicher Unterstützung durch Privilegien in Durlach nicht lange halten. Unternehmer und Arbeiter verschwanden wiederholt nach etlichen Jahren „unter Hinterlassung von Schulden und Familien“, die der Stadt zur Last fielen. Es war allgemein die Zeit vehement ansteigender Preise für Agrarerzeugnisse, denen die Löhne und Preise für gewerbliche Produkte nicht folgen konnten, was dazu beigetragen haben dürfte, daß Tagelöhner und Arbeiter eher in der Landwirtschaft ihr Brot suchten und die Fabriken nicht mithalten konnten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts konnten sich in Durlach nur zwei „Industrien“ über mehrere Jahrzehnte halten. Beide gehörten zur Luxusindustrie und wurden durch das Fürstenhaus gefördert.

Ende des Jahrhunderts lebten die Einwohner in der Stadt sehr beengt, da bei stagnierender Bautätigkeit die Bevölkerung seit einigen Jahrzehnten stetig angewachsen war und 1780 noch eine Garnison nach Durlach gelegt wurde, deren Soldaten in den Bürgerhäusern untergebracht waren. Statistisch gesehen mußten sich mehrere Personen einen Raum teilen. Zuzüge Fremder wurden immer seltener, Heiratswillige konnten nur heiraten, wenn eine Einheirat in einen bestehenden Betrieb möglich war.

Die Einwohnerschaft, die durch mehrfache Wanderungsbewegungen (Abzug des Hofes,

Zu- und später Abwanderung durch den Bau der Residenz), neu zusammengewürfelt war, wird vom Lebensstil und von der bürgerlichen Einstellung eher homogen geschildert. Fecht hebt die spießbürgerliche Engherzigkeit, das übermäßige Rasonieren, die Roheit und den Mangel an Bildung bei der Jugend hervor, Roller bemerkt den „Verlust der Sittlichkeit“, die er in der räumlichen Enge und den fehlenden Heiratsmöglichkeiten begründet sieht.

Es war damals allgemein Mode durch Anbau von Maulbeerkulturen und Seidenraupenzucht Erwerbsmöglichkeiten für die Bevölkerung zu schaffen und zugleich die Luxusbedürfnisse des Hofes und der wohlhabenderen Bevölkerung mit Produkten aus dem eigenen Land zu befriedigen. Insbesondere wurde die „Seidenzucht“ als leichte Arbeit für alte Leute und Kinder gepriesen. Drei Durlacher Bürger, der Commerzienrat Diener, der Kaiserliche Posthalter und Blumenwirt Georg Adam Herzog und der Apotheker Johann Wolfgang Häußler gründeten 1747 eine Gesellschaft zur Förderung und Verwertung der Seidenzucht. In der Umgebung von Durlach (am Rainle bei Aue, auf dem Dreispitz an der Untermühle) kauften sie 20 Morgen Wiesen und 8 Morgen Äcker, sie erhielten zusätzlich das Recht, die Ränder der Allmendgüter mit Maulbeerbüschen zu bepflanzen. Später wurde durch Kauf der ehemaligen Wachsbleiche (Amalienbad) der Anbau erweitert und ein „Seidenhaus“ zur Aufarbeitung der Seide gebaut. Anfang der 80er Jahre erfroren dann viele Bäume und die „Seidenbau Compagnie“ löste sich 1784 auf. Die Stadt erwarb den Besitz, verkleinerte die Plantagen und verpachtete das Geschäft an Private, bis es etwa 30 Jahre später ganz erlag. Man überschätzte damals die Chancen der Seidenraupenzucht in unserem Klima, außerdem war man offenbar in Durlach nicht sehr sorgsam bei der Bearbeitung, so daß zeitweise nur minderwertige Florettseide produziert werden konnte, so das Urteil Gotheins.

Die zweite Industrie, die sich im 18. Jahrhundert in Durlach gut entwickelte, war die Fayence-Fabrik, die unterhalb der Mittelmühle stand. Eine Compagnie, bestehend aus dem Klostervogt und Handelsmann von Herrenalb Johann Adam Benkiser, dem schon erwähnten Kaiserlichen Posthalter Georg Adam Herzog, seinem Schwager und dem Chirurgen Ernst Joachim List ersteigerte 1749 die seit Jahren heruntergekommenen Fabrikgebäude. Unter der Führung von Benkiser, einem überaus vielfältigen und erfolgreichen Geschäftsmann, der auf dem Schwarzwald ausgedehnten Holzhandel betrieb und Teilerbehaber am Pforzheimer Eisenhammerwerk war, florierte das Unternehmen. In ihrer besten Zeit (in den 80er Jahren) beschäftigte die Fabrik 90 Arbeiter, darunter 20 bis 30 Maler und erwarb am Mittel- und Niederrhein ein beträchtliches Absatzgebiet (Gutmann).

Mitte der 60er Jahre taucht als Faktor, d. h. als Verwalter der Fayence Fabrik Philipp Georg Ebner aus Altkülz i. Hundsrück auf. Diese verantwortliche Position scheint er bis 1782 ausgeübt zu haben. 1769 heiratete er die Tochter von Christian Herzog, eines Verwandten seines Prinzipalen. 1773 erwarb er das Bürgerrecht und wurde 10 Jahre später zum Ratsverwandten gewählt. Um 1790 wird er als Handelsmann bezeichnet, scheint sich aber vorwiegend mit der Seidenzucht befaßt zu haben und wurde nur mangels anderen Möglichkeiten der „Krämerzunft“ zugeordnet. Im Herbst 1792 wurde die Familie durch einen harten Schicksalsschlag getroffen: innerhalb von drei Monaten verstarben die Eltern und eine 19jährige Tochter. Sie hinterließen eine 22jährige Tochter und einen 14jährigen Sohn, die beide unter städtische Pflugschaft gestellt wurden.

Zu dieser Zeit lebte mein Vorfahr Wilhelm Friedrich Fesenbeckh in Bühlertal, wo er als Buchhalter beim Fürstlich Badischen Eisenwerk und als Handelsmann tätig war. Er war als Sohn des gemeinschaftlichen Gerichtsschreibers Gottlieb Friedrich Fesenbeckh im

Kondominat Kürnbach geboren und aufgewachsen, in Württemberg zum Substituten ausgebildet und seit 1778 in Bühlertal tätig. Nach kurzer Ehe war er Anfang der 90er Jahre verwittwet. — Das Eisenhammerwerk in Bühlertal hielt sich nur mühsam, war nach etlichen Konkursen von Privaten wieder in fürstlichen Besitz gekommen. Es litt nicht nur unter einem Mangel an Erzen, die über weitere Strecken herangeschafft werden mußten, sondern auch unter zunehmender Holzknaptheit. Die benötigte Holzkohle mußte aus immer größeren Entfernungen auf Tragtieren herbeigeschafft werden, berichtet das Heimatbuch Bühlertal. Gut möglich, daß mein Vorfahr durch diese Umstände mit dem Klostervogt und Holzhändler Benkieser bekannt war, der ihm den Tip der Einheirat in das Ebnerische Geschäft in Durlach gab. Im Februar 93 tauchte jedenfalls mein Vorfahr in Durlach auf. Er suchte beim Magistrat um Bürgerannahme nach und gab seine Absicht bekannt, des „weyland Herrn Ratsverwandten und Handelsmann Ebners Jungfer Tochter heurathen und auch den bisherigen Ebnerischen Handel fortsetzen, mithin sich durch die Handlung künftig ernähren“ zu wollen. Er legte ein „Attestat“ vor, in dem „Schultheiß, Amtsverweser, Bürgermeister und Richtere zu Kürnbach in dem gemeinschaftl. Marktstellen denen gnädigsten Herrschaften Würtemberg und Heßen darmstadt Unterthan“ seine Ehrbarkeit erklärten. Dies war eine wichtige Voraussetzung für die Bürgerannahme und Aufnahme in eine Zunft. Zur Ehrbarkeit gehörte die eheliche Geburt, sogar die eheliche Zeugung: „... von seinen wahren natürlichen Eltern in rechtmäßiger Ehe erzeugt und den 10. 3. 1757 zur Welt geboren und sofort zur heiligen Evang. Tauf befohlen, mithin von uns und männiglich vor ein rechtes Ehekind jederzeit erkennt und gehalten worden . . .“, weiter ein einwandfreier Leumund: „jederzeiten fromm, ehrbar und redlich, ja beständiglich sowohl bezeugt als verhalten, daß wir ihme nicht das mindeste

Arges oder Übles, sondern vielmehr alles Gute nachzusagen wissen, auch sonst niemalen etwas ungebührliches von ihm gehört haben.“ Wichtig für die Einbürgerung war auch die Leibesfreiheit: „... ist er auch niemandem mit einiger Leibeigenschaft verwandt oder zugetan sondern derselbe unseres Wissens durchaus frei, ledig und los, also deßwegen mit Leib und Gut hinziehen kann wohin es ihm gefällig.“ Letztlich war ein Minimalvermögen nachzuweisen, damit der Neubürger und seine Familie nicht dem städtischen „Almosen“ zur Last falle. Dieses wurde durch das empfangene „anerstorbene elterliche Vermögen“ von 1500 Gulden nachgewiesen.

Kaum hatte er dieses Gesuch dem Magistrat überreicht, legte die Krämerzunft in einem ausführlichen und wortreichen „gehorsamsten Promemoria“ ihren Widerspruch gegen die Bürgerannahme ein. Wahrscheinlich hatte sie durch Handelszünftige, die zugleich im Rat saßen, vom Gesuch gehört. „Es gehet die allgemeine Rede, daß der sich seit einiger Zeit dahier bald unter den Nahmen eines die Geometrie studierten, bald eines Scribenten, sich aufhaltenden Fesenbeck mit der Ebnerischen Tochter ein Ehe Verlöbniß eingelassen, sich bürgerlich einkaufen und auf das Genie seiner Braut sich als Handelsmann etablieren will“. Die Handelsleute bestritten der „Ebnerischen Tochter“ mit derben Worten die Fähigkeit und das Recht zur „Handlung“. Bei der Leitung des elterlichen Gewerbes habe sie „die bloße Figur“ gespielt „und wäre ihrem Geist nur ein wenig Sinn von Handlung eingepflanzt gewesen, so hätte sie das Gewerbe ihrer Eltern auf einen rühmlicheren Fuß dirigieren sollen als die Erfahrung, daß sich nach dem Tode ihrer Eltern mehr Schulden als Vermögen zeigten, gelehrt hat . . .“. Die Handelsleute waren davon ausgegangen, daß das Geschäft nur noch ausverkauft und aufgelöst würde. Nun wolle „die Mad.m Ebner“ einen Mann heiraten, „von dem man nicht nur garnicht weiß, was er erlernt, der nicht

von der Handlung und ein Ausländer“ und mit ihm das Geschäft weitertreiben. Sie argumentierten im vermeintlichen Interesse der Ebnerischen Tochter und des Gemeinwohls: Es sei „kundig, das die Ebnerische Tochter bei der enormen Schuldenlast, die sie übernehmen will nicht bestehen kann und folglich sie noch in größere Labyrinth aus Leichtsinne gespült würde. Dabei ist noch in Überlegung zu ziehen wenn wir so müßig Zuschauer bleiben wollten, daß sich jeder Müßiggänger . . . in die hiesige Stadt einzuschleichen sich bestreben würde, auch würde es dabey noch die üble und traurige Folge nach sich ziehen, daß jeder der weder Geometer noch Schreiber mehr bleiben mag, den Einfall erträumte, hiesiger Bürger und Krämer zu werden“. Im Hintergrund standen jedoch konkrete materielle Überlegungen, die dem Prinzip der Nahrungssicherung und Abwehr von Konkurrenz, kurz, dem traditionellen Zunfddenken entstammten. Die Handlung in Durlach sei „übersetzt und nur wir fühlen leider, wie kärglich wir uns durchschleppen müssen, zu deme seyen noch 8 Bürgers Söhne, welche bereits schon die Handlung erlernt, und noch erlernen und dann ist der Ebnerische Sohn auch und noch mehrere dazu bestimmt, welche alle ihre Heymath wiedersehen und die nicht auch fortgewiesen werden können . . .“ klagen sie. Schließlich verweisen sie auf eine Übereinkunft mit der Stadt und den Bürgerdeputierten, „daß neuerlich kein Bürger ohne die äußerste Noth angenommen, er wäre denn ein Künstler“ und bitten darum, „gedachten Fesenbeck . . . abzuweisen und zu bescheiden, daß er sein Fortun in seiner Heimath suchen soll, da ein derartiger Aufenthalt nirgends stattfindet“. Unterschrieben wurde das Gesuch von T. Menger, älter; ? Menger, jünger; Schmid, Condittor; Joh. Friedr. Stuber; Ludwig Weißer; Friedh. Bleydorn und Andreas Brinion. — Joh. Jacob Knaus, der zugleich „Beistand der Jungfer Ebnerin“ war, enthielt sich der Stimme. Knaus war übrigens einer der aktiv-

sten Vertreter der Bürgerdeputierten, eines Ausschusses, der sich zur Zeit der Französischen Revolution gebildet hatte und gegenüber dem Rat die Interessen einer breiteren Bürgerschicht vertrat. Er hatte bereits die Mitaufsicht über die Städtischen Rechnungen und andere städtische Aufgaben durchgesetzt, scheiterte jedoch mit seinem Verlangen, Bürgermeister und Rat durch die Bürgerschaft wählen zu lassen.

Fesenbeckh, dem der Widerstand der Handelsleute wohl auch zugetragen worden war, wandte sich seinerseits mit einem „Gehorsamsten Promemoria“ an den Rat. Er bedauerte, daß ihm die „Oppositionen“ der Herren Handelsleute nicht „communiciert“ worden seien, und ging auf die Punkte, die ihm bekannt wurden in Kürze ein: er sei zwar „im Ausland gebohren, (habe) hingegen schon über 15 Jahre im Lande als Scribent Dienste getan und (sei) unter den Scribenten im Lande würrlich enrollirt- mithin nicht mehr als Ausländer oder Fremder zu betrachten . . .“ Weiter könne „den hiesigen Herren Handelsleuten wenig daran gelegen sein, ob ich die Handlung erlernt oder nicht, da die Handlung so viel ich weiß hier im Lande nicht zünftig ist, und man jeden für sein eigenes Geschäft sorgen läßt“, geht dann auf seine Ausbildung im fürstlichen Eisenwerk ein, „wo starkes Commerce getrieben und die Rechnung durch doppelte Buchhaltung geführt wird“, zudem auf seinen dort neben den herrschaftlichen Geschäften erfolgreich geführten selbständigen Handel. Er bittet den „wohlloblichen Magistrat . . . dahero gehorsamst auf die Einreden der hiesigen Handtschaft, die bloß Mißgunst zum Grunde haben keine Rücksicht zu nehmen und mir meine gehorsamste Bitte um die bürgerliche Annahme zu gewähren, wozu ich mir umso ehender Hoffnung mache, als die Aufrechterhaltung einer schon lange bestehenden Handlung, und die Versorgung zweyer Waysen davon abhängt“.

Da die Landesherrschaft bei der Bürgerannahme Ortsfremder ein wichtiges Wort mitzusprechen hatte, war bei der Ratsverhandlung, die sich mit der Einbürgerung Fesenbeckhs befaßte, auch der Hofrat und Amtmann Wieland anwesend. Das Ratsprotokoll berichtet, daß der Magistrat zunächst den Argumenten des „Imploranten“ folgte und die Vorteile der Einbürgerung erörterte, daß dann aber der nach „verhältnis hiesiger Stadt und dem geringen Verkehr würllich übersetzte“ Handel und die regelhafte Rückkehr wandernder Handelshelfen und deren Vorrechte zur Sprache kam. „Um aber in dieser Sache accurat und vorsichtig zu Werk zu gehen“ stimmte der Magistrat ab, wobei fünf negative und vier positive Stimmen gezählt wurden. Hofrat Wieland behielt sich vor, ein eigenes Gutachten abzugeben, Bürgermeister Steinhäuser als Taufpate des Ebnerischen Sohnes und Ratsverwandter Wagner als dessen Pfleger enthielten sich der Stimme. „Das Conclusum selbst aber gehet endlich dahin, daß Herr Fesenbeckh mit seinem Gesuch . . . abgewiesen werde.“ — Eine Beifügung von anderer Hand weist darauf hin, daß bei obiger Ratssitzung nicht alle Ratsglieder anwesend gewesen seien und deshalb die Entscheidung zurückgestellt werden solle.

So wurde bei der nächsten Ratssitzung nochmals über die Bürgerannahme abgestimmt. Jetzt zählte man 6 Stimmen „pro“ und 7 „contra“. Der Rat „concludiert, daß der Herr Fesenbeckh unter hochfürstlicher gnädigster Genehmigung zum hiesigen Bürger anzunehmen sei, doch mit der Bedingnis, daß er die Jungfer Ebnerin heurathen und den jungen Ebner möglichst bilden und versorgen solle. Anbei werde ihm überlassen, seine unterthänigste Bittschrift an gnädigste Herrschaft selbst auszufertigen und seine Beweggründe vorzutragen“. — Damit ist der Vorgang jedoch noch nicht abgeschlossen. Kurioserweise meldet sich später der Herr Gerichtsverwandte Steinmetz und gibt an, bei der letzten Abstimmung falsch gestimmt zu haben. Er

votiere für Ablehnung. Da nunmehr 6 Ratsglieder pro, 7 dagegen contra gestimmt hatten, beschloß der Rat, Fesenbeckhs Gesuch abzuweisen.

Im Ratsprotokoll fanden sich keine weiteren Einträge zur Einbürgerung Fesenbeckhs; wahrscheinlich fiel die endgültige Entscheidung durch die Landesherrschaft, die ja das Recht der Einbürgerung Ortsfremder für sich in Anspruch nahm und die sich nach Roller häufiger nicht an die Entscheidung des Magistrats hielt. Jedenfalls heiratete mein Vorfahr bereits im April 1793 seine Auserwählte und bezog das Ebnerische Haus in Durlach.

Den Ratsprotokollen der nächsten Jahre entnehmen wir, daß Fesenbeckh bauliche Veränderungen an seinem Haus, welches in der Nähe des „Stadthofes“ stand, vornahm. Zusammen mit einem anderen Bürger baute er einen „zweistöckigen Stall“, pachtete „ein kleines Plätzchen hinter seinem Haus“, auf dem er eine Scheune errichtete. Eine Seilerwitwe hatte offenbar den Eingang zu ihrer Seilerbahn durch sein Haus. Er ließ ihr einen eigenen Zugang schaffen und baute sein Haus um. Dabei bekam er „Conditionen“: er solle an seinem Bauwesen „solche Thore machen, daß man erforderlichenfalls mit einem Wagen oder mit einer Feuerspritze durchfahren könne . . .“. Weiter legte er ein „Faßlager“ an und besorgte sich Pflastersteine „zur Pflasterung“ seines Hofes. — In diesem Haus scheint er mit seiner größer werdenden Familie und mit seinem Schwager bis 1807 gelebt zu haben. In diesem Jahr überließ er das Haus seinem Schwager, der inzwischen 29 Jahre alt und zum Handelsmann ausgebildet war. Ob er selbst in das von ihm genützte „Seidenhaus“ oder in sein „Haus auf dem Zimmerplatz“ zog, konnte ich nicht feststellen.

Zwischen 1793 und 96 erwarb Fesenbeckh landwirtschaftliche Güter im Wert von etwa 1500 Gulden, was seinem ererbten Vermögen entsprach. Ein Buchengarten beim Schießhaus, Äcker am Grötzingen Weg und auf den Mühläckern; zusammen mit dem damaligen

Baumeister Friedrich pachtete er ein größeres Lehensgut hinter der unteren Mühle. Während der Weinbau in Durlach gegen Ende des Jahrhunderts zurückging, kaufte Fesenbeckh immerhin vier Viertel Weinberg „im Fürstenberg“, für dessen Erträge er vorher wohl das Faßlager angelegt hatte. Später pachtete er noch einen Acker im Thiergarten und hatte neben dem Pferd, welches er als Baumeister und Steuer Commisair benötigte, noch 2 Kühe (1810).

Mit welchen Geschäften sich Fesenbeckh in den ersten Jahren seines Durlacher Aufenthaltes befaßte, konnte ich nicht herausfinden; wahrscheinlich betrieb er das „Ebnerische Geschäft“ weiter. Schon bald schien er jedoch Größeres zu planen. — Wenige Jahre vor Fesenbeckh hatte sich in Durlach der gleichaltrige Philipp Jacob Oesterle — wie Fesenbeckh aus dem Kraichgau (aus Bauschlott) stammend und wie er Scribent — bürgerlich niedergelassen und eine Tochter des Schatzungseinnehmers Weghaupt geheiratet. Oesterle war zunächst als Einnehmerei-Scribent tätig. Fesenbeckh und Oesterle waren wahrscheinlich miteinander bekannt, sie planten offenbar eine größere Unternehmung in der Textilveredelung.

Ein Aktenfaszikel im GLA über die von Philipp Jacob Oesterle errichtete „Indienne Fabrik“ besagt, daß Oesterle 1796 eine anfang der 90er Jahre gegründete „Leinwand und Cotton Druckerei“ übernommen hatte, die er erfolgreich weiterführte. Im Jahr 1801 beschäftigte er 20 Einwohner, darunter zehnbis zwölfjährige Kinder. In diesem Jahr zahlte er ca. 5000 Gulden für Löhne. Er bemühte sich um Ausdehnung seiner Privilegien auf Garn- und Seidenfärberei. In einem Gesuch gab er der Hoffnung Ausdruck, daß er bald bis zu 200 Arbeiter beschäftigen könnte, da er die englische Konkurrenz nicht zu fürchten brauche, indem er für die „Bedürfnisse der minder vermögenden Bevölkerung arbeite“, im Übrigen gute Absatzmöglichkeiten nach Frankreich habe. 1804 beschäftigte er 28 Ar-

beiter, hatte von 9 Druckstöcken 7 in Betrieb. Zusätzlich betrieb er eine Weberei mit 4 Webstühlen für 8 Arbeiter. Er bat um verschiedene Vergünstigungen wie Zollfreiheit für seine Produkte, Vorzugspreise für seinen Holzbedarf u. a. Dabei betonte er, daß er nur das „Allgemeine Beste“ im Sinne habe und sich nicht bereichern wolle. — Aus der Akte geht hervor, daß Oesterles Gesuch bis 1806 ruhte, dann schließt sie ohne weitere Nachricht. Vielleicht scheiterte der oben erwähnte Absatz der Ware nach Frankreich an den sich zunehmend verschärfenden französischen Zollschränken, vielleicht war der Absatz durch die Unruhen der Napoleonischen Kriege unterbrochen.

Auch Fesenbeckh bat um ein Privilegium zur Errichtung einer „Lohn-, Tuch- und Garnbleiche“ in Durlach, welches ihm 1797 auch „gnädigst gewillfahrt“ wurde, nachdem die Stadt sich bereit erklärt hatte, ihm den benötigten Platz abzugeben. Damit erhielt er für 7 Jahre das Monopol „alle Arten von Leinwandt und Garn für jedermann in- und außerhalb Landes um den Lohn bleichen lassen zu dürfen“, jedoch „unbeschadet der dem Cotton Fabrikanten Oesterle gegebenen Concession, die zu seiner Druckerei benötigte Leinwand selbst zu bleichen“. Er erhielt für sich und seine „Arbeitsleute“ das Recht der Religionsfreiheit, der „Personalfreyheit von allen ordinären und extraordinären Anlagen, soweit sich ihre Geschäfte in der Lohnbleiche erstrecken und sie weiter nicht bürgerlich sind“. Den „fürstlichen Collegiis, auch Ober- und Beamten, übrigen Dienern und überhaupt allen unseren Unterthanen“ wird befohlen, „Ihn Handelsmann Fesenbeckh zu Durlach an solchen von Uns erlangten Begnadigungen nicht nur nicht zu beeinträchtigen, noch, daß solches von anderen geschehe zu gestatten, sondern denselben viel mehr dabei auf das Kräftigste zu beschützen“.

Ein Jahr später, 1798, suchten Oesterle und Fesenbeckh um bestandsweise Überlassung von Wiesenplätzen nach; Oesterle bat um

sieben Morgen Wiese an der Untermühle für seine „Indiennenbleiche“, Fesenbeckh um 15 Morgen an einem Stück, „die Blatt genannt, nächst am bisherigen Seydenhaus“ für seine Lohn-, Tuch- und Garnbleiche. Zusätzlich wollte Fesenbeckh das ehemalige Seidenhaus kaufen. Wegen der Bedeutung dieses Gesuches wurde eine Rats- und Bürgerdeputierten-sitzung einberufen und nach „Lokalaugenschein“ beschlossen, den Antragstellern die Wiesen „um einen Zins und mit der Bedingung zu überlassen, daß das gemeine Wesen nicht darunter leide und der Stadt niemals die Hände in Rücksicht auf ihr bleibendes Eigentum . . . gebunden werden“. Bezüglich des Seidenhausverkaufes „resümierte“ der Rat, daß dieser angemessen sei, da die Seiden-raupenzucht schwierig und fachkundige Züchter nicht leicht zu finden seien.

Allerdings stritten sich Rat und Bürgerdeputierte um den Verkaufspreis, den der Rat wegen der einfachen Ausstattung des Hauses „als außer der Stube und Cammer die Böden nur mit Brettern belegt und weiter kein Gebäude vorhanden seye, als außer der Wohnung oben noch ein kleines Zimmer und eine angebaute Stallung habe“ auf 1200 Gulden festlegte, was den Deputierten zu wenig erschien. Man verhandelte eine Weile und schließlich war Fesenbeckh bereit, auch 1400 Gulden für das Haus zu zahlen.

Einige Monate später trat Fesenbeckh vom Kauf des Seidenhauses zurück, „wegen der Schwierigkeit der höheren Erlaubnis, weshalb der Kauf noch lange dauern könne.“ Er hatte in der Zwischenzeit zwei Gärten erworben, auf denen er seine Bleiche errichten wollte. Er bat um bestandsweise Überlassung der 7 Morgen großen Zimmerplatzwiese „vorderhalb der Untermühle und dem alten Karlsruher Weg“, was bewilligt wurde. Der Rat resümierte anschließend, „welcher Schaden durch den verhinderten Verkauf des Seydenhauses auf die Stadt zukomme durch Reparationen u. a. Unklar sei, ob gnädigste Ratification jemals erfolge.“

Im gleichen Jahr noch begann Fesenbeckh mit einer regen Bautätigkeit, die sich im Ratsprotokoll mit Anfragen und Gesuchen niederschlägt. Er besorgte „Pfosten, Schwel-len, Stubenritzenholz, Stänglein, Mauerlaten, Stückstecken für Spindeln und Cammern, Stackholz, Geschirrh Holz“, und wir erfahren endlich, was er baute: eine Walkmühle.

Das Oesterle und Fesenbeckh sogleich in ihrem Gewerbe tätig wurden, beweist eine Beschwerde der Durlacher Seifensieder, die sich darüber beklagten, „daß sie ihnen die Asche in der Stadt aufkauften“. Sie baten den Rat, dies zu verbieten. Der Rat erklärte aber, daß auf den Aschehandel kein „Monopolium gelegt, folglich derselbe frei und wenn jemand Asche nötig habe, sich bei seinen Mit- einwohnern erkundige ob er dergleichen haben könne, sei dieses ebensowenig vorbehalten als wenn ein Nachbar dem anderen seine Frucht . . . überlasse“.

Die Stadt, der die „höchste Erlaubnis“ zur Abschaffung der leidigen Seidenraupenzucht offenbar nicht erteilt wurde, versuchte in den folgenden Jahren die Anlage zu verpachten. Im Ratsprotokoll 1805 wird geschildert, daß trotz einer öffentlichen Versteigerung, die in allen Oberamtsortschaften angekündigt und in der Stadt ausgeschellt worden sei, sich nur 2 „Maulbeebaum- und Seidenraupenzucht-Liebhaber“ gefunden hätten, nämlich Herr Baumeister Fesenbeckh und Herr Prokurator Doll. Den überwiegenden Teil, etwa 900 Bäume, übernahm Fesenbeckh und zahlte für die Überlassung der Ernte 28 Gulden. Auch im folgenden Jahr übernahm Fesenbeckh eine große Partie Bäume.

Noch im gleichen Jahr 1805, veranstaltete die Stadt eine „städtische Verlosung“, die mehrfach ausgeschellt und bekanntgemacht wurde. Die Stadtväter fragten sich, offenbar durch die negativen Erfahrungen vorsichtig geworden, „ob sich nicht zur Übernahme der städtischen Seidenplantage ein tüchtiger Entrepreneur auf mehrere Jahre einfinden würde“. Folgende Bedingungen wurden gestellt:

alle auf der Stadtmarkung stehenden Seidenbäume sollten durch einen Interessenten im Ganzen übernommen werden. Dieser sollte aber auf Wunsch anderen Bürgern Bäume überlassen. Die Bäume sollte er auf eigene Kosten unterhalten und die Plantage auch verjüngen, wobei die Stadt die jungen Bäume stellen wollte. Die Pacht sollte über 10 Jahre, begonnen mit dem Jahr 1807 dauern. Das „Bestandsgeld“ sollte jährlich auf Martini entrichtet werden.

Zur Verlosung waren einige „Liebhaber“ erschienen, die sich jedoch alle außerstande sahen, die Plantage im Ganzen zu übernehmen. Fesenbeckh erklärte sich daraufhin bereit, die Plantage zu den festgelegten Bedingungen zu übernehmen und alle Jahre, erstmals auf Martini 1807 ein Bestandsgeld von 100 Gulden zu entrichten. Da niemand bereit war, mitzubieten, wurde Fesenbeckhs Gebot angenommen und er pachtete die Anlage.

In einem Aufsatz aus dem Jahr 1811 ist näheres über „Die Seidencultur des Handelsmanns Fesenbeckh in Durlach“ zu erfahren. (Fahrenberg): Etwa $\frac{1}{3}$ der Raupen zog Fesenbeckh in „seiner Wohnung“, einesteils um die nächste Generation zu ziehen, anderenteils zur Kontrolle des Ertrages. Die restlichen $\frac{2}{3}$ überließ er gegen eine geringe Abgabe Bauern aus Rintheim, Blankenloch und „Hagsfelden“, die die Raupen in ihren Häusern schlüpfen ließen und sie mit Blättern angewiesener Maulbeerbäume ernährten. Die Concons kaufte Fesenbeckh zurück, um sie in seinem „Etablissement“ weiter zu verarbeiten. In Durlach selbst beschäftigte Fesenbeckh bis zu 30 Personen zum Laub ernten, weitere 10 waren mit der Aufarbeitung der Seide an „drey Öfen und eben so viel Haspeln 24 Tage lang unaufhörlich“ beschäftigt.

Die Arbeit wurde hauptsächlich von „Armen“ versehen, darunter Waisenkinder und alte Leute, die durch die Frau Fesenbeckhs angeleitet und geschult wurden. Auf diese Weise konnten mehrere arme Familien in den genannten Orten innerhalb weniger Wochen

20 bis 40 Gulden verdienen; die Durlacher Armen verdienten 1811 allein mit Laubsammeln in wenigen Tagen 200 Gulden. Aus 44 Loth Eiern konnte Fesenbeckh 1811 153 Pfund roher Seide erzeugen, die — durch Kreuzung und sorgfältige Zucht — glänzender war als andere Seide und auf Messen einen höheren Gewinn erbrachte.

Gegen den Widerstand des Durlacher „Handelsstandes“ wurde Fesenbeckh auf sein Gesuch hin 1809 genehmigt, seinen „Kramladen“ wieder zu eröffnen und der Handelsstand seiner leidenschaftlichen, unanständigen und unbescheidenen Sprache bei seiner Vorstellung verwiesen. Mit was Fesenbeckh handelte, konnte ich nicht herausfinden.

Nicht nur bei den Handelsleuten scheint Fesenbeckh Ärger ausgelöst zu haben. 1810 hat sich „... der Waldschütz Christoph Mai . . . dazu hinreißen lassen, dem Herrn Baumeister Fesenbeckh gegenüber die größten Grobheiten zu gebrauchen und nachher denselben im Wirtshaus z. Badischen Hof einen Spitzbuben öffentlich zu nennen . . .“. Fesenbeckh habe dazu keinen Anlaß geboten, weshalb um Bestrafung des „subordinierten Mai“ gebeten wurde.

Nicht nur als Geschäftsmann und Unternehmer war Fesenbeckh in Durlach sehr erfolgreich. Durch sein öffentliches Auftreten, seine vielseitigen Kenntnisse und Fähigkeiten muß Fesenbeckh bald Vertrauen und Achtung in der Durlacher Honoratiorenschicht gewonnen haben, so läßt sich später der Stadtdiakonus und Pfarrer Joh. Friedrich Wagner bei der Leichenrede vernehmen. Schon drei Jahre nach seiner Einbürgerung wurde er zum Ratsverwandten gewählt und durch das fürstl. Oberamt „in Eidespflicht genommen“. Vor der Wahl eines neuen Ratsgliedes wurden die wählenden Ratsglieder vom anwesenden Amtmann nachdrücklich (wohl auch mit gutem Grund) ermahnt, „vorzüglich auf einen unbescholtenen mit den erforderlichen Eigenschaften und Fähigkeiten gebatnen Mann Rücksicht zu nehmen“.

Danach „ließ man die Mitglieder des Magistrats abtreten und jeden einzelnen in Abwesenheit der anderen seine Stimme abgeben“ (Ratswahl 1802). Wöchentlich fand eine Ratsitzung statt, wozu die Ratsverwandten bei Strafandrohung pünktlich zu erscheinen hatten: im Sommer um 7 Uhr, im Winter um 8 Uhr. Für ihr Amt erhielten sie eine besondere Vergütung, zusätzliche Allmendrechte und für besondere öffentliche Geschäfte eine finanzielle Abfindung.

Fesenbeckh wurde bald mit verschiedenen städtischen Ämtern und Geschäften betraut. 1798, als er seine Walkmühle erbaute und häufig wegen des Holzkaufes mit dem Waldmeister Kiefer zu tun hatte, stellte dieser — ein alter Mann, dem die mit dem Waldmeisterdienst verbundenen „Schreyberey- und Rechengeschäfte“ zunehmend schwer fielen — ein Gesuch an den Magistrat, in dem er um Entlassung von den „Stadthofgeschäften“ bat. Er schlug vor, dieselben Fesenbeckh, einem „bekannten capablen Mann, der auch nahe am Stadthof wohne“ zu übergeben, mit welchem er freundschaftlich gesprochen habe. Fesenbeckh könne für diese Aufgabe von seiner Besoldung 25 Gulden pro Jahr erhalten. Zu den Stadthof-Geschäften gehörte Einnahme und Ausgabe des Brenn- und Bauholzes, Aufsicht über den Stadthof und seine Geräte, Registratur und Rechnungsführung. Der Magistrat, der keine Nachteile für die Stadt erkennen konnte und dem verdienten Waldmeister behilflich sein wollte, genehmigte das Gesuch und beauftragte Fesenbeckh mit o. g. Geschäft, das Fesenbeckh bis zum Jahr 1809 besorgte.

1801 wurde Fesenbeckh das Stadtbaumeisteramt übertragen, daneben auch das Amt des Schadensbesehers. Das Baumeisteramt war nach dem Bürgermeisteramt das wichtigste städtische Amt. Der Baumeister hatte zusammen mit dem Bürgermeister die städtischen Einnahmen und Ausgaben zu überprüfen, Zinsen, Schatzung und Gefälle einzuziehen. Er überwachte die städtischen Bauten,

war für Bau und Instandhaltung von Straßen, Wegen und Stegen zuständig, hatte die Aufsicht über die städtischen Arbeiter und Tagelöhner, verwaltete das städtische „Geschirr“. Ende des 18. Jahrhunderts hatte man vom Baumeisteramt den ursprünglich diesem zugeordneten forstwirtschaftlichen Bereich abgetrennt und ein Waldmeisteramt daraus errichtet.

Im GLA ist ein Entwurf einer Instruktion, „den derzeit bestellten Waldmeister Kiefer . . . betreffend“, erhalten. Zu seinen Aufgaben gehörte danach: die Aufsicht über die Stadtwaldungen, Nachpflanzen von Bäumen, Bereitstellung von Brenn- und Bauholz, Trockenlegung von Sümpfen. Das Oberamt sah es als ein „Hauptgeschäft“ an, die Stadtwaldungen in „wenigstens 30 Schläge“ einzuteilen und so die Versorgung der Stadt mit Holz für jeweils 30 Jahre sicherzustellen. Dazu sollte der Waldmeister einen geschickten Geometer hinzuziehen. Anscheinend wurde diese Aufgabe lange nicht erfüllt, denn das Oberamt forderte 1802 die Stadt auf, Vorschläge zur besseren Versorgung des Waldmeisterdienstes vorzulegen. Nach reiflicher Beratung würdigte der Magistrat die Arbeit des Waldmeisters Kiefers „ . . . versehe bis dahero seinen Dienst in Ansehung der Aufsicht auf die Stadtwaldungen und der Holzcultur, auch forstmäßigen Behandlung des Waldes mit Fleiß, Eifer und Tätigkeit, so daß man ohngeachtet seines Alters nicht darüber klagen könne. Der Wald seye folglich durch seine Person versorgt.“ Zur „Schreiberey und zu dem mit Rechnungswissen einschlagenden Geschäft“ sei er jedoch untauglich. Der größte Teil dieses Geschäftes werde seit einigen Jahren durch den Baumeister Fesenbeckh bestens versehen, indem dieser das städtische Brenn- und Bauholzmagazin ganz unter seiner Rechnung und Aufsicht habe und ein Verwandter den Waldmeister künftig gegen eine Abgabe bei der restlichen Schreiberey unterstütze. Dadurch könne das Schreibereygeschäft in beste Ordnung gebracht werden.

Darüber hinaus werde in den Waldungen ohne die Mitwirkung des Baumeisters Fesenbeckh nichts unternommen, der alle zur Waldmeisterei erforderlichen Kenntnisse besitze. Nach dem Ableben des Waldmeisters könne Fesenbeckh dieses Amt in seiner ganzen Ausdehnung übernehmen, wozu er auch bereit sei. Damit erhalte die Stadt einen Waldmeister, der nicht nur über das nötige Rechnungswissen verfüge, sondern auch bezüglich der forstwirtschaftlichen Behandlung des Waldes und der Holzcultur alle erforderliche „Satisfaction“ leiste. Zudem verspreche er seinerzeit die Stadtwaldungen geometrisch aufzunehmen und einen „illuministren“ Plan darüber zu fertigen, die Waldungen in Schläge einzuteilen und so „das höchste Orten schon lange gemachte Projekt“ auszuführen, ohne daß der Stadt dadurch zusätzliche Kosten entstünden. Fesenbeckh tue dies einerseits aus patriotischem Eifer für die gute Sache, andererseits aus Freundschaft zu dem alten verdienten Waldmeister, der sich keinen Adjunkten leisten könne. Der Rat stellte „der hochpreißlichen Regierung die Erwägung dieses gehorsamsten Vortrages untertänigst anheim“ und bat um Annahme des Vorschlages, da „hierdurch allen Besorgnissen für jetzt und künftig“ abgeholfen werde.

Die Regierung war offenbar mit diesem Vorschlag einverstanden und bat in einem Decret 1803 ein „künftiges Subjekt, welches für das Baumeisteramt nachgezogen werden könne“ zu wählen. Bei der entsprechenden Wahl erhielt der Ratsverwandte Schneider die meisten Stimmen und wurde so zum „Baumeister Anwärter“. Der geplante Ämterwechsel kam jedoch nicht zustande, da der „alte“ Waldmeister mit den beschriebenen Entlastungen sein Amt noch weitere zehn Jahre versehen konnte und im gleichen Jahr wie Fesenbeckh starb.

Fesenbeckh versah weiter das Stadtbaumeisteramt, scheint jedoch immer häufiger zu Kriegscontributionsgeschäften im Oberamt herangezogen worden zu sein. Erstmals ge-

sah das wohl 1804, wo er für die Zeit dieses Geschäftes von seinen städtischen Diensten „disponiert“ wurde. Der inzwischen zum „Baumeister Adjunkten ernannte Ratsverwandte Schneider übernahm für diese Zeit seine Aufgaben.

Über die Amtsgeschäfte und auch die geschäftlichen Unternehmungen Fesenbeckh erfahren wir aus den Ratsprotokollen zunehmend weniger. Er scheint jedoch weiterhin sehr aktiv gewesen zu sein, denn im Jahr 1809, in dem Fesenbeckh seinen „Kramladen“ wiedereröffnete, bat er um Abnahme der Aufsicht über den Holzhof und das Baumagazin, „weil er diesen Dienst neben seinen vielen Geschäften nicht länger mehr beibehalten könne“. Dieser Dienst wurde dem Ratsverwandten Schneider übergeben.

Wie lange Fesenbeckh seine städtischen Ämter ausübte ist unklar. Im Ratsprotokoll wird er noch 1811 als Stadtbaumeister bezeichnet; nach seinem Tod 1813 als Steuercommisair. Nach der Leichenrede versah er das Baumeisteramt, „und endlich zu diesem an sich allein schon lästigen Berufe sogar die vielen und wichtigen Geschäfte des Bürgermeisteramtes . . . noch 5 Jahre lang . . . nebenbei“.

Die Leichenrede deutet ein gesellschaftliches oder politisches Mißgeschick an, über welches das Ratsprotokoll sich ausschweigt. Der „Weg, auf dem er mehrere Jahre lang so tätig gewandelt hatte, wurde auf einmal dornicht und finster“, weshalb Fesenbeckh „die betretene Bahn verlassen und seinen Stab auf einen anderen Weg, den ihm die Vorsehung eröffnet hatte, fortsetzen“ mußte. Er wurde — nach der Leichenrede — „zum Großherzoglichen Steuer Commisair berufen, wo er . . . Gelegenheit fand, bis ans Ende seiner Tage wirksam und thätig zu bleiben“. Nach familiärer Überlieferung wurde er im Rahmen seiner „Bürgermeistervertretung“ als Kriegsgeisel abgeführt, erkrankte in dieser Zeit und starb bald darauf. In der Leichenrede heißt es: „Schon seit einigen Jahren wankte

seine Gesundheit, jener Sturm, der über seinen guten Namen erging beugte ihn so tief, daß sein Leben dabei in Gefahr kam. Stille Gram nagte an seinem Herzen und wirkte zugleich so nachteilig auf den Körper, daß sich in demselben eine unheilbare Krankheit entwickelte, die immer tiefer ins Leben einrang und mit jedem Tag gefährlicher wurde“.

Im März 1813 wurde Fesenbeckh „... in einem Alter von 56 Jahren und 9 Tagen durch einen sanften und stillen Tod von dieser Erde abgerufen“, so die Leichenrede. Sie fährt fort und drückt das aus, was das Aktenstudium auch nahelegt: „Als ein öffentlich geehrter aber auch zu großen Geschäften berufener Diener der Stadt arbeitete er nun immer mit angestrenzter Tätigkeit und wurde sogar in jenen stürmischen Zeiten, welche der traurige Krieg herbey führte, nie muthlos. Sich selbst vergessend lebte er nur seiner Pflicht und muthvoll zu würgen, so lange es Tag ist und Samen zu streuen für die Zukunft schien das einzige Ziel seiner Wünsche und seines Strebens...“. Eine kleine Würdigung erfuhr Fesenbeckh in einem „Grundstein zu einem Ehrendenkmal für die um Badens Landeskultur verdienten Männer“ von Carl Meerwein, der Fesenbeckhs „große Liebe für die Kultur nützlicher Obstbäume und der weitgedehnten städtischen Wiesen“, dadurch seinen Nutzen und Wert für die Stadt darstellte.

Über die Ehe zwischen der Ebnerischen Tochter und Fesenbeckh ist wenig bekannt. In der Leichenrede, die jedoch nicht überbewertet werden darf, wird die „Treue der Gattin“ und die „stets zärtliche Liebe“ der Kinder gegenüber dem Vater hervorgehoben. Dies sagt jedoch nicht allzuviel. Daß es bei Fesenbeckhs in Durlach nicht ganz ungemütlich gewesen sein kann, bezeugte Friedrich Sauter, der dichtende Kraichgauer Schulmeister in einem Gedicht an seinen Durlacher Kollegen Janson. Dort heißt es: „Noch grüße mir die Fesenbeckhe, die mir besonders teuer sind,

und deren Freundlichkeit ich schmecke, sooft ich ihre Zimmer find.“

Aus der Ehe waren 8 Kinder hervorgegangen, von denen 4 Knaben und 2 Mädchen das Erwachsenenalter erreichten und heirateten. Die Zahl der überlebenden Kinder ist für die damalige Zeit, in der nur ca. die Hälfte aller Kinder das Alter von 15 Jahren erreichte, überdurchschnittlich. Da die Gründe für die hohe Kindersterblichkeit vorwiegend in ungenügender Pflege und Fürsorge gesehen werden, muß man vorwiegend der Mutter ein gutes Zeugnis ausstellen.

Überhaupt scheint die Frau Fesenbeckhs sehr tüchtig und umsichtig gewesen zu sein. Das fast sarkastische und herabsetzende Urteil der Handelsleute 1793 über die geschäftlichen Fähigkeiten der „Jungfer Ebnerin“ treffen allenfalls auf ihre Jugend zu oder gründen, wie Fesenbeckh in seinem Promemoria wertete, auf Mißgunst. Jedenfalls betont der Chronist Fecht in seiner Darstellung der Seidenindustrie, daß „die Frau Fesenbeckhs... diese Industrie mit besonderer Vorliebe (betrieb), so daß z. B. 1810 330 Pfund feine Seide und 150 Pfund Florettseide gezogen wurden“. Dies ist ein wesentlich besseres Ergebnis als Gothein für die Blütezeit der Seidenindustrie um 1780 darstellt, wo man nur 136 Pfund feine- und 350 Pfund Florettseide erzeugen konnte. Im Haushalt lebte — so erfahren wir aus einer Aufstellung aus dem Jahr 1810 — noch ein „Dienstbotte“.

Als Fesenbeckh starb, hinterließ er seine Witwe mit „sechs unversorgten Waisen, von denen das jüngste noch nicht einmal den Vaternamen lallen kann“. Die Witwe, erst 43 Jahre alt, heiratete nicht mehr. Laut Ratsprotokoll forderte sie von der Stadt noch die ausstehende Besoldung für das „Conscriptions Geschäft“ ihres Mannes und erhielt für „dieses sehr unangenehme Geschäft, ohne daß es zu Fesenbeckhs Dienstfunction gehört habe und welches er wirklich versehen“ für 6 Wochen 54 Gulden sowie zwei Klafter Holz, welche er im verflossenen Winter bei Steuergeschäften

verbraucht hatte. 1814 wurde auf Bitte der Witwe der „Seidenbaumbestand“ aufgehoben. Im Bericht an das Großherzogliche Bezirksamt wird erwähnt, daß viele Bäume durch das Militär oder durch benachbarte Bürger verdorben oder abgehauen und dadurch der Nutzen gemindert worden sei. Außerdem seien in diesem Frühjahr — wie schon öfter — die jungen Laubspitzen erfroren. Endlich genehmigte die Regierung die Aufhebung des Seidenbaus und gestattete, anstelle der Maulbeerbäume „nützliche Obstbäume von veredelten Sorten“ anzupflanzen. Im gleichen Jahr kaufte die Stadt von der Witwe, „vertreten vom gerichtlichen Beistand und vom Pfleger der Kinder“ das Fesenbeckische Anwesen auf dem Zimmerplatz und wir erfahren, daß es sich inzwischen um eine „Cotton Druckerey“ handelte, bestehend aus einem zweistöckigen Wohnhaus, Scheuer und zwei kleinen Nebengebäuden, sowie verschiedenen eigenen und gepachteten Wiesen mit darauf angepflanzten Obstbäumen. Man einigte sich auf einen Verkaufspreis von 5000 Gulden, inklusive der zur Fabrik gehörigen „Apparats als Keßel, Mödel u. dergl.“ mit denen die Witwe auch weiterhin ihr Geschäft betrieb, wie Meerwein ausführte.

Die Familie lebte weiterhin in Durlach in gesicherten Verhältnissen. In einem Zeugnis des Bürgermeisteramtes ist von ihr als einer gar wohl vermögenden, ehrliebenden honetten Familie die Rede. Die älteste Tochter heiratete später den Hirschwirt Müller in Karlsruhe, ihr ältester Sohn wurde dort Architekt und Stadtbaumeister. Die zweite Tochter heiratete den Färbermeister Chr. Bauer. Die beiden älteren Söhne studierten nach dem Besuch des Lyzeums in Karlsruhe Theologie, der erste (Ludwig) wurde Diakonus und Professor am Pädagogium in Lahr, der zweite (Eduard) wurde Pfarrer und wirkte im Kraichgau. Die beiden jüngeren Söhne ergriffen wie der Vater die Verwaltungslaufbahn. Der erste (Hermann) wurde — nach Tätigkeiten bei der Stadtverwaltung Durlach

und im Ministerium des Inneren Großherzoglich badischer Kriegskommissair in der Festung Rastatt. Sein Sohn besuchte zusammen mit Heinrich Hansjacob dort das Lyzeum. Hansjakob beschreibt ihn — zusammen mit einem Nachbarn — als gebügelte und geschneigte Muttersöhnchen und meinte, es habe sich keine Kameradschaft entwickeln können, da er zu ihnen gepaßt habe wie ein Bär zu zwei Turteltauben. Der letzte Sohn (Wilhelm Karl) endete seine Karriere als Rechnungsrat bei der Großherzoglichen badischen Eisenbahn.

Da die Nachfahren und Namensträger durch ihre Berufe als Staats- und Kirchenbeamte sich über ganz Baden — und später über den süddeutschen Raum verteilten, ist das Zwischenspiel, welches die Familie auf dem Weg von einer ländlichen Schreiberfamilie zum Bildungsbürgertum in Durlach gab, nur kurz. Der Name Fesenbeckh verschwindet aus den Durlacher Kirchenbüchern mit dem Tod der Witwe 1853.

Archivalien

Stadtarchiv Karlsruhe
5/ Durlach B 545—757 Ratsprotokolle der Stadt Durlach von 1793 bis 1814
5/ Durlach A 682 Akten zum Waldmeisterdienst
5/ Durlach A 669 Wahlakten zur Ratswahl

Generallandesarchiv Karlsruhe
Abt. 136/436 Entwurf einer Instruktion für den Waldmeister
Kiefer 1792
Abt. 136/591 Fesenbeckische Lohn-, Tuch- und Garnbleiche zu Durlach 1797
Abt. 136/592 Indienne Fabrik Philipp Jacob Oesterle 1801 bis 1806
N — Roller

Leichenrede und andere genealogische Archivalien in Familienbesitz

Literatur

- Dülmen, Richard van: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Bd. 1 München 1990
- Fahrenberg, Karl Heinrich von: Die Seidencultur des Handelsmanns Feßenbeck in Durlach. in: Magazin für die Handlung und Handelsgesetzgebung Frankreichs und der Bundesstaaten Nr. 2 1811
- Fecht, Karl Gustav: Geschichte der Stadt Durlach. Heidelberg 1869
- Gothein, Eberhard: Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. Karlsruhe 1892
- Gutmann, Karl Friedrich: Kunsttöpferei des 18. Jahrhunderts im Großherzogtum Baden. Karlsruhe 1906
- Hansjakob, Heinrich: Aus meiner Studienzeit. Freiburg 1966 (10. Aufl.)
- Heimatbuch der Gemeinde Bühlertal. Bearbeitet von Duffner, Alfons und Gerhard Fritz. Bühlertal 1991
- Meerwein, Carl: Grundstein zu einem Ehrenkmal für die um Badens Landescultur verdienten Männer. Karlsruhe 1822
- Roller, Otto Konrad: Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert. Karlsruhe 1907
- Sauer, Paul: Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern. Stuttgart 1987
- Sauter, Samuel Friedrich: Ausgewählte Gedichte. Heidelberg 1902
- Schneider, Ernst: Durlacher Volksleben 1500 bis 1800. (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 5). Karlsruhe 1980
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700—1815. München 1987

Anne-Rose Wolf wäre jetzt siebzig Jahre alt

Ein Lebensbild mit Trauerrand

Johannes Werner, Elchesheim

*Die Toten bleiben jung.
Anna Seghers*

Bloße Zahlen, und große zumal, bleiben meist blaß und leer. Daß etwa der sogenannte Nationalsozialismus soundsoviele Millionen Menschen ums Leben brachte, sagt zunächst nicht viel, ja fast nichts; und dabei brachte er sie doch um ihr jeweils eigenes, einzelnes, einziges, unverwechselbares und unwiederholbares Leben.

Manch ein Leben war darunter, das noch gar nicht recht begonnen hatte, das erst noch richtig eines werden wollte. Was das heißt, ließe sich an vielen Beispielen zeigen — aber eines genügt, wenn es als irgendeines von vielen verstanden wird, als Beispiel eben und nicht als Einzelfall. Das Ganze, das als solches unvorstellbar ist, läßt sich aus solchen Fällen allenfalls erahnen.

Die Welt war noch in Ordnung, als Anne-Rose Wolf am 18. Oktober 1925 in Karlsruhe geboren wurde. Freilich trat in eben diesem Jahr der alte General von Hindenburg die Nachfolge von Friedrich Ebert an, der als Sozialdemokrat, der erste deutsche Reichspräsident gewesen war; und ein gewisser Hitler ließ das Buch „Mein Kampf“ erscheinen, gründete die NSDAP neu und zweigte aus der SA die SS ab.

Was hatte jenes wirre, wüste Buch, das kaum jemand las, mit der eben geborenen Anne-Rose Wolf zu tun? Gerade genug; denn da hieß es, daß „der Jude heute der große Hetzer zur restlosen Zerstörung Deutschlands“¹⁾ sei, und daß man ihm einen Riegel vorschieben müsse; und Anne-Rose Wolf war jüdisch — so wie, im Jahr ihrer Geburt, 24 064 Men-

schen in Baden, davon 3386 allein in Karlsruhe.²⁾

In allen Bereichen des Karlsruher Wirtschafts- und Gesellschaftslebens spielten Juden eine Rolle; vor allem in den freien Berufen, im Bankgeschäft und in der Industrie, im Groß- und Einzelhandel. Die kleinste Rolle spielten sie, infolge jahrhundertelanger Aussperrung, im Handwerk, doch machte die Schneiderei hier eine Ausnahme; von den 21 jüdischen Betrieben dieser Art waren die bekanntesten die Damenschneidereien von Helene Goldstein-Traub, Hebelstraße 23, und von Sofie Wolf-Fortlouis, Stephaniestraße 76, mit rund 15 bzw. 20 Angestellten. Sofie Wolf-Fortlouis³⁾ war die Mutter von Anne-Rose Wolf.

Dieser ganze Zusammenhang und Hintergrund war der Tochter wahrscheinlich ziemlich egal, konnte es auch sein — bis 1933. Da riß, am 30. Januar, jener Hitler die Macht an sich, und nun trat seine antisemitische Anhängerschaft in aller Öffentlichkeit auf; Schmierereien, Pöbeleien, Prügeleien häuften sich, auch in Karlsruhe. Eine erste Aktion gegen jüdische Geschäfte, die am 13. März stattfand, war nur das Vorspiel zu dem großen Judenboykott am 1. April. Pünktlich um 10 Uhr zogen uniformierte Posten vor allen jüdischen Geschäften auf, versuchten die Kunden vom Kauf abzuhalten, klebten Plakate an, die auf schwarzem Grund einen gelben Fleck zeigten. „Deutsche Frauen und Männer! Wer jetzt noch zum Juden geht, ist ein Verräter an seinem Volke. Er muß der Verachtung des deutschen Volkes anheimfallen! (...) Solange das Weltjudentum seinen Kampf gegen das deutsche Volk führt, sollen

die Juden in Deutschland unseren Boykott spüren! Wir wissen, wo der Jude am empfindlichsten zu treffen ist! Das Judentum soll wissen, wem es den Kampf angesagt hat. Wir zwingen es in die Knie!“⁴) Dies stand, unter anderem, auf einem Flugblatt an die Karlsruher Bevölkerung und ging natürlich auch gegen die Damenschneiderei von Sofie Wolf-Fortlouis. Anne-Rose war zwar erst sieben Jahre alt, aber die Sorgen der Mutter werden ihr nicht verborgen geblieben sein.

Die nächsten Maßnahmen gingen gegen andere. Die jüdischen Beamten wurden zwangsweise pensioniert; in Literatur, Theater, Film, Musik und Presse durften Juden nicht mehr tätig sein; sie durften keine Aufgaben in der Arbeiterschaft übernehmen und keine medizinischen, zahnmedizinischen, pharmazeutischen oder juristischen Prüfungen ablegen, sich auch nicht habilitieren, auch keinen Wehrdienst leisten; jüdische Ärzte und Anwälte konnten ihre Zulassung verlieren. Dies betraf die Wolfs zwar noch nicht selbst, aber ihre Verwandten und Bekannten; schon wählten manche das Leben im Ausland oder den Tod.

Wie so viele Karlsruher Kinder wird Anne-Rose Wolf, zumal sie sehr sportlich war, im Sommer ins Rheinstrandbad Rappenwört oder in ein anderes Bad gewandert sein. Damit war am 24. Juli 1935 endgültig Schluß: wegen der angeblichen Gefahr, „daß die gerechte Empörung des deutschstämmigen Publikums sich Luft machen würde, hat der Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe aus Gründen der öffentlichen Sicherheit den Juden das Betreten sämtlicher städtischer Badeanstalten verboten“⁵). Ob Anne-Rose Wolf damals also schwimmen konnte oder nicht — von nun an durfte sie es nicht mehr, nie mehr.

Die noch im selben Jahr erlassenen „Nürnberger Gesetze“, das „Reichsbürgergesetz“ und das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“, entzogen den Juden weitere Rechte und drängten sie

unaufhaltsam an den Rand; für Anne-Rose Wolf waren sie gleichwohl von geringerem Gewicht (nur daß ihre Eltern nicht mehr wählen und keine nichtjüdische Haushaltshilfe unter 45 Jahren beschäftigen durften). Da wog es schon schwerer, daß sie, wie alle jüdischen Schüler, auch im schulischen Alltag immer mehr an den Rand geriet. Die Demütigungen, Beschimpfungen und Beleidigungen durch Mitschüler und Lehrer häuften sich, auch weil das neue Pflichtfach „Rassenkunde“ den Graben vertiefte. Von 1937 an wurden Juden auch nicht mehr zur Reifeprüfung zugelassen.

Um so näher lag es, eine eigene jüdische Schule einzurichten. In der teilweise leerstehenden Lidellschule an der Markgrafenstraße fanden sich geeignete Räume, nachdem ein erster Versuch in der Adlerstraße am erbitterten Einspruch der Anwohner gescheitert war; Lehrer fanden sich auch, sogar solche, die die besten Qualifikationen vorweisen konnten, aber als Juden sonst nirgends mehr tätig sein durften; und schon bei der Eröffnung, die im September 1936 stattfand, gab es 212 Schüler. Darunter waren elf auswärtige; so wurde, wie das Stadtschulamt an den Oberbürgermeister schrieb, auch „eine Reihe von Volksschulklassen aus umliegenden Gemeinden von den unerwünschten israelitischen Schülern befreit und den Lehrern so die Möglichkeit gegeben, einen zielstrebigem, nach nationalsozialistischen Erziehungsforderungen ausgerichteten Unterricht ohne den hemmenden Einfluß, welchen israelitische Schüler eben für jede Klasse bilden, erteilen zu können“⁶). In diese jüdische Schule wird wohl auch Anne-Rose Wolf gegangen sein, bevor sie dann an ihr angestellt wurde: als Hilfsturnlehrerin, mit 14 Jahren.

Da mußte sie schon — spätestens seit Anfang 1939 — den zusätzlichen Vornamen „Sara“ tragen, und ihr Ausweis war mit einem großen „J“ gekennzeichnet. Doch wie es um sie und ihresgleichen wirklich stand, hatte schon — vom 9. auf den 10. November 1938 — das



Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe Sign. 330/1308

Pogrom gezeigt, das, auf allerhöchste Anordnung, überall in Deutschland veranstaltet wurde. Auch in Karlsruhe wurden die Synagogen angezündet, die jüdischen Geschäfte zerstört, alle männlichen Juden zwischen 16 und 60 Jahren verhaftet und ins KZ Dachau verschleppt.

Vom Brand der Synagogen sah Anne-Rose Wolf vielleicht nicht viel, aber um so mehr von der Zerstörung des mütterlichen Geschäfts, das sich im Erdgeschoß des Hauses Stephaniestraße 76 befand. Als ein „johlender Pöbelhaufen“ die Fenster einschlug und anfang, die Einrichtung der Schneiderei kurz und klein zu schlagen, holte der Sohn des Hausbesitzers eine Gaspistole und verjagte damit zunächst drei oder vier Männer, die, inzwischen im 2. Stock angelangt, an die Wohnungstür der Familie Wolf-Fortlouis hämmerten und „Aufmachen!“ brüllten. Anschließend gelang es ihm, zusammen mit seinem Bruder, die anderen aus der Schneiderei auf die Straße zu treiben. „Dann ging ich eine Treppe höher, um bei Wolfs zu klopfen und ihnen zuzurufen, das Haus sei leer. Völlig verstört öffneten sie dann die Glastüre.“⁷⁾ Das war Glück im Unglück; aber Anne-Rose Wolf wußte, daß es nur ein zufälliges Glück war.

Auch der dritte Akt dieser schrecklichen Inszenierung, die Verhaftung der jüdischen Männer, spielte sich so ab, daß sie ihn nicht übersehen konnte. Prof. Dr. Ludwig Marx, der an der jüdischen Schule unterrichtete, eilte von den noch qualmenden Ruinen der Synagoge an seine Arbeitsstelle „und fand außer einem Lehrer und zwei Lehrerinnen nur wenige unserer Schüler vor. Die Augen der Kinder waren rot vom Weinen, und ich erfuhr, wie man ihre Väter, Brüder und Onkel festgenommen hatte. Den gegebenen Umständen entsprechend versuchten wir, sie so gut wie nur möglich zu beruhigen, aber in kurzer Zeit gab es Unruhe auf der Treppe: Vier junge Gestapomänner donnerten die Treppe herauf und schrien jeden von uns an:

„Sind Sie Jude?“ Auf die bejahende Antwort wurden der junge Lehrer und ich sofort verhaftet. Wir mußten durch die Straßen laufen, in denen sich ein Haufen Pöbel angesammelt hatte. Sie schrien uns an und warfen mit Steinen nach uns.“⁸⁾ Unter den Verhafteten, die erst nach Wochen als Schatten ihrer selbst aus Dachau zurückkehrten, muß auch der Vater von Anne-Rose Wolf gewesen sein. Doch dies war noch längst nicht das Schlimmste.

Von nun an ging es Schlag auf Schlag. Die Juden mußten eine sogenannte „Sühneabgabe“ (20% vom Vermögen) entrichten; durften keine Theater, Kinos, Konzerte, Vorträge oder anderen öffentlichen Veranstaltungen besuchen, auch keine staatlichen oder städtischen Bibliotheken benutzen; keine öffentlichen Schulen oder Hochschulen besuchen; mußten Führer- und Kraftfahrzeugscheine, Kunst- und Wertgegenstände abliefern; verloren den Mieterschutz; durften nachts das Haus nicht verlassen; mußten ihre Rundfunkgeräte abliefern; erhielten keine Kleiderkarte; mußten ihre Telefone stilllegen lassen; durften in der Straßenbahn nur die Stehplätze der vorderen Plattform benutzen; durften den Stadtgarten und die nichtjüdischen Friedhöfe nicht betreten. Fast jeder dieser Schläge traf auch, ganz direkt, Anne-Rose Wolf.

„Ich sehe, wie die Welt langsam mehr und mehr in eine Wüste verwandelt wird, ich höre immer stärker den anrollenden Donner, der auch uns töten wird, ich fühle das Leid von Millionen Menschen mit, und doch, wenn ich nach dem Himmel sehe, denke ich, daß alles sich wieder zum Guten wenden wird, daß auch diese Härte ein Ende haben muß und wieder Friede und Ruhe die Weltordnung beherrschen werden.“⁹⁾ Ob wohl Anne-Rose Wolf genauso dachte wie Anne Frank (die, als sie dies schrieb, fast genau so alt war)? Da jüdische und nichtjüdische Schüler nun auch nicht mehr im selben Gebäude unterrichtet werden durften, zog die jüdische Schu-

le mit Ablauf des Jahres 1938 aus der Markgrafenstraße aus und fortan von einem Provisorium ins andere. Sogar in einer amtlichen Aktennotiz heißt es: „Der Schulraum zur Beschulung der Judenklassen ist nur ein notdürftiger.“¹⁰⁾ An einen geregelten Unterricht war schon bald nicht mehr zu denken, an Turnunterricht wohl erst recht nicht. Die vierzehnjährige Hilfsturnlehrerin Anne-Rose Wolf hatte es nicht leicht.

Der Schulbetrieb ging auch dadurch zurück, daß viele Schüler und Lehrer auswanderten. Daran dachte jetzt fast jeder, und Anne-Rose Wolf scheint keine Ausnahme gemacht zu haben. Das einzige Bild, das von ihr überliefert ist, findet sich nämlich in einer zwecks „Ausreisegenehmigung von Juden“ angefertigten Serie: es ist das Bild eines schönen, aber über seine Jahre hinaus ernsten, traurigen Mädchens; ein für immer unvergeßliches Bild.¹¹⁾ „Wende deine Augen von mir...“ (Hld 6,5).

Jedenfalls war es zu spät. Auch in der Stephaniestraße 76 erschienen am Morgen des 22. Oktober 1940, des jüdischen Laubhüttenfestes, Beamte der Gestapo und eröffneten Anne-Rose Wolf und ihrer Mutter, daß sie festgenommen seien, um abgeschoben zu werden, die Wohnung nicht mehr verlassen dürften und in zwei Stunden reisefertig sein müßten; mitzunehmen seien pro Person nicht mehr als 50 kg, einschließlich einer Wollecke, eines Eß- und Trinkgeschirrs und der Verpflegung für mehrere Tage; außerdem pro Person nicht mehr als 100 Reichsmark. Die übrige Habe werde sichergestellt, die Wohnung versiegelt. Hastig packten Anne-Rose Wolf und ihre Mutter das Wichtigste zusammen — für eine Reise ohne Wiederkehr.

Am Abend jenes 22. Oktober 1940 kamen auf dem Karlsruher Bahnhof noch 905 Juden zusammen: von Säuglingen, Kleinkindern und Kindern (darunter auch die aus der jüdischen Schule) bis zu ganz alten Leuten (darunter die Bewohner des jüdischen Alters-

Emma Winkler-Horn
Modewerkstätte für feinste
Maßarbeit. Lessingst. 1b
Tel. 6085

Wißwäffer J., Karlst. 21a.

☛ 2333.

**Wolf-Fortlouis, Werkstätte für mod.
Frauenkl., Stephaniest. 76** ☛ 5147

Wrtich Trudl, Durlacher

Allee 29a. ☛ 6607.

Zäpfel G., Amalienst. 85. ☛ 3262.

Aus dem Adreßbuch der Stadt (1930/31)

heims, die auf der Ladefläche eines Lastwagens gebracht wurden). Sie alle stiegen in den Zug, ohne zu wissen, wohin er fuhr. Beim ersten Zwischenhalt im elsässischen Mülhausen drohten die Lautsprecher pausenlos und unmißverständlich: „Wer den Zug verläßt, wird erschossen!“ und „Wer mehr als 100 Mark hat, wird erschossen!“ Nach drei Tagen und drei Nächten, am 25. Oktober 1940, traf der Transport an einem kleinen südfranzösischen Bahnhof ein, und Lastwagen brachten die Karlsruher Juden ans Ziel ihrer Reise, ins Camp de Gurs am Fuß der Pyrenäen. Noch einmal drei Tage später wurde Anne-Rose Wolf 15 Jahre alt.

Die Zustände im Camp de Gurs, in dem 14 000 Menschen, vor allem badische, pfälzische und saarländische Juden, zusammengepfercht wurden, waren katastrophal. Es fehlte buchstäblich an allem: an Nahrung, Kleidung, Heizung, Arznei und hygienischem Bedarf, um von anderen als nur körperlichen Bedürfnissen ganz zu schweigen. Nur Baracken gab es, ohne jede Einrichtung, umgeben von knöcheltiefem, ja knietiefem Morast; der Weg zu den Abortanlagen war schlimm, diese

selber noch schlimmer; es wimmelte von Ratten. Viele — vor allem ältere — Deportierte starben aus Verzweiflung schon in den ersten Wochen; im Winter 1940/41 fanden täglich bis zu 25 Beerdigungen statt.

Um wenigstens den Kindern das Leben zu erleichtern, um ihnen den Anblick der vielen Sterbenden zu ersparen, um sie beschäftigen und ihnen bessere Verpflegung beschaffen zu können, wurden bald schon eigene Kinderbaracken eingerichtet. In einer von ihnen — sie stand im sogenannten Ilot K — fanden sich die 54 Jungen und Mädchen unter 14 Jahren, die aus Karlsruhe nach Gurs verschleppt worden waren, wieder fast vollzählig zusammen. Ihre Betreuerinnen, die zugleich ihre Schicksalsgenossinnen waren, gaben sogar französischen Sprachunterricht und übten französische und jiddische Lieder ein; und um Sport und Spiel kümmerte sich wieder Anne-Rose Wolf. Gelegentlich, bei gutem Wetter, durften die Kinder der Kinderbaracke das von Stacheldraht umgebene Lagergelände verlassen. „Wir marschierten dann vom Ilot K der Lagerstraße entlang . . . im Gleichschritt und sangen hebräische oder Jugendbundlieder, blieben zwei bis drei Stunden draußen und kamen in der gleichen Weise zurück. Sobald wir singend auftauchten, stellten sich rechts und links des Ilots entlang die Insassen auf und winkten uns hinter dem Stacheldraht zu.“¹²⁾ Über Anne-Rose Wolf schrieb dieselbe Zeugin, die damals eins von jenen Kindern war: „Wir alle liebten sie heiß und folgten ihr aufs Wort.“¹³⁾ Sie nannten sie „Pitt“.¹⁴⁾

Niemand wußte mehr, was Anne-Rose-Wolf unter schwerster Belastung leistete, wenn die zitierte Zeugin sich nicht noch hätte retten und Bericht erstatten können. Von den insgesamt 945 Karlsruher Juden, die nach Gurs verschleppt worden waren, konnten 345 fliehen, auswandern oder untertauchen; starben 210 in diesem oder einem anderen französischen Lager; wurden 390 in einem östlichen Vernichtungslager umgebracht. Auch Anne-Rose-Wolf mußte — nachdem ihr ihre Mut-

ter am 9. September 1942 schon vorausgegangen war — den letzten Weg nach Osten antreten. Am 3. Februar 1944 verließ der Transport, dem sie zugeteilt war, das Sammel-lager Drancy bei Paris. Es muß dies der 67. Transport des RSHA aus Frankreich gewesen sein, mit dem am 6. Februar insgesamt 1214 jüdische Männer, Frauen und Kinder in Auschwitz eintrafen. Nach der Selektion an der Rampe¹⁵⁾ wurden 166 Männer (sie erhielten die Nummern 173 228 bis 173 393) und 49 Frauen (Nummern 75 125 bis 75 173) als Häftlinge ins Lager eingewiesen; die übrigen 999 Menschen wurden in den Gaskammern getötet.¹⁶⁾

Was mit Anne-Rose Wolf geschah, ist unbekannt und wird es wohl auch immer bleiben; es geht ohnehin über jede menschliche Vorstellungskraft. Starb sie schon beim Transport? Ging sie gleich von der Rampe weg ins Gas? Oder erst noch ins Lager? Starb sie, entkräftet oder erkrankt, aufgrund der schweren Arbeit? Wurde sie von einem Aufseher erschossen oder erschlagen? Bei einem Fluchtversuch getötet? Oder bei einem medizinischen Experiment? Tötete sie sich selbst? Es macht wahrhaftig keinen Unterschied. Zum 31. Dezember 1945 wurde sie offiziell für tot erklärt.

Sie war, als sie starb, erst 18 Jahre alt. Ein Leben nur, ein kurzes, absteigendes, im Dunkeln endendes; nur eines, von so vielen.

Anmerkungen

1) Zit. n.: Walther Hofer (Hrsg.), *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933—1945*. 14. Aufl. 1965, S. 33.

2) Vgl. insgesamt: Oberrat der Israeliten Badens (Hrsg.), *Juden in Baden 1809—1984. 175 Jahre Oberrat der Israeliten Badens*. Karlsruhe 1984; Heinz Schmitt (Hrsg.), *Juden in Karlsruhe. Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung* (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 8). Karlsruhe 1988; und für diesen Aufsatz ganz besonders: Josef Werner, *Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal*

der Karlsruher Juden im Dritten Reich (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 9). Karlsruhe 1988.

³⁾ Geboren als Sofie Fortlouis in Karlsruhe am 27. 3. 1891, aus offenbar alteingesessener, schon 1847 und 1861 belegter jüdischer Familie (vgl. Schmitt, a. a. O. S. 573 bzw. 580); verheiratet mit dem Kaufmann Julius Wolf, über den die Akten schweigen.

⁴⁾ Zit. n. Werner, a. a. O. S. 35.

⁵⁾ Zit. n. ebd., S. 147. — Im Freibad Maxau waren Juden vorläufig noch zugelassen; aber die jüdische Jugend wurde vom Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde ermahnt, „daß sie sich vorsichtig und taktvoll benehme, sich nicht zu lange aufhalte und möglichst verteile, damit die Bademöglichkeit erhalten bleibt“ (zit. n. ebd., S. 149).

⁶⁾ Zit. n. ebd., S. 119.

⁷⁾ Zit. n. ebd., S. 193. — Diese Darstellung kann freilich nicht unkommentiert übernommen werden. Laut Auskunft sämtlicher Karlsruher Adreßbücher (und zwar ihrer Personen-, Straßen- als auch Gewerbeverzeichnisse) befanden sich Wohnung und Werkstatt bis 1927 in der Stephanienstraße 7 und von 1928 bis 1938 in der Stephanien-

straße 76; 1939 gab es sie offiziell nicht mehr. Um so unerklärlicher bleibt es, daß bei Werner (a. a. O. S. 26, 193, 479 f.) immer wieder die Douglasstraße 3 angegeben ist, und unerklärlich scheint auch vieles an der hier erzählten Episode: z. B. gehörte das Haus dem Roten Kreuz, und die Familie wohnte im 3. Stock.

⁸⁾ Zit. n. Werner, a. a. O. S. 189.

⁹⁾ Das Tagebuch der Anne Frank. Heidelberg 1950, S. 269 (8. 7. 1944).

¹⁰⁾ Zit. n. Werner, a. a. O. S. 284.

¹¹⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 330/1308 (Dose 639, Filmnegativ Nr. 9/31).

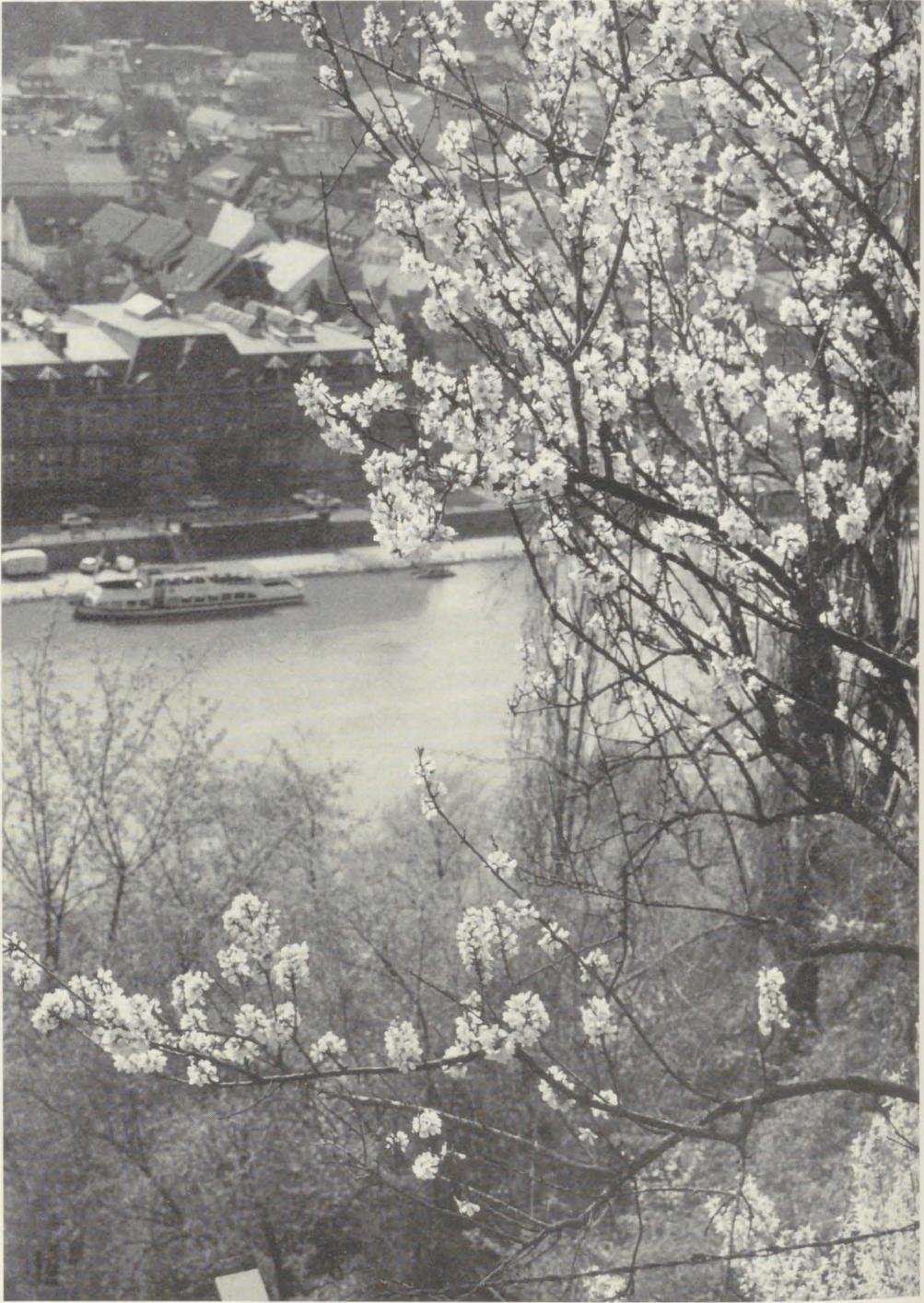
¹²⁾ Zit. n. Werner, a. a. O. S. 332.

¹³⁾ Zit. n. ebd., S. 513 f. (Anm. 9).

¹⁴⁾ Vgl. ebd., S. 494 (Anm. 21).

¹⁵⁾ Im Vergleich zu einer solchen Selektion von Juden aus Drancy erschien dem SS-Lagerarzt Kremer „das Dante'sche Inferno fast wie eine Komödie. Umsonst wird Ausschwitz nicht das Lager der Vernichtung genannt!“ (Zit. n. Danuta Czech, Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Ausschwitz-Birkenau 1939—1945. Reinbek 1989, S. 293).

¹⁶⁾ Vgl. ebd. S. 720.



Blick vom Philosophenweg auf Heidelberg

Der Heidelberger Philosophenweg

Prunkstück einer badischen Kurfürsten- und Universitätsstadt.

Tischer, Heidelberg

Der Heidelberger Philosophenweg wird als der „schönste Höhenweg Europas“ gerühmt. Er zieht sich als schmales Sträßchen über eine Länge von 2 km auf dem Südhang des vorderen Heiligenberghangs in etwa 100 m über der Talsohle hin. Man genießt von dort oben einen zauberhaften Ausblick auf ein einzigartiges Panorama: eine Gesamtschau auf das Häusergewimmel der Altstadt, auf das Schloß, das Silberband des Neckar mit der alten Brücke und die breite Kulisse des Königstuhlmassivs als Hintergrund. Eine Gesamtschau auf Heidelberg, die diesen Weg wirklich zu einem Prunkstück für Heidelberg macht.

Noch eine Besonderheit: Infolge des dort oben herrschenden besonders milden Klimas gedeihen in den Anlagen und Gärten entlang des Wegs zahlreiche Sträucher und Bäume südländischer Herkunft ganzjährig im Freien, darunter zahlreiche Arten, die sonst nirgends in Deutschland im Freien gezogen werden können. Die meisten davon sind in dem uns durch das werdende Europa näher gerückten Mittelmeerraum beheimatet, zahlreiche andere stammen aus Mittel- und Ostasien und den warmen Gebieten der USA.

Bis zur Erreichung seines jetzigen Zustandes kann der Philosophenweg und sein anstehendes Gelände auf eine lange Geschichte zurückblicken. — Der Südhang des vorderen Heiligenberggipfels setzt sich in einer Schräglage von bis zu 45 Grad in einer Höhe von 300 m und einer Breite von etwa 2 km in differenziertem Gelände zum Neckar ab. Durch seine volle Südlage und seine nach Norden völlig geschützte Lage (Spalierlage) ist dieser Südhang klimatisch besonders be-

günstigt. Schuster hat für die Stadt auf der Grundlage von hundertjährigen Messungen eine Durchschnittstemperatur — auf das Jahr berechnet — von +10,6 Grad Celsius berechnet. Die Stadt ist damit wohl die wärmste in Deutschland. Sie verdankt diese Gunst des Klimas ihrer besonders geschützten Lage zwischen den umliegenden Bergen Königstuhl, Gaisberg und Heiligenberg, der breiten Fläche des Neckars mit seiner ausgleichenden Temperatur und der Wärme des „Stadtklimas“. Noch höhere Klimawerte dürfte das Gelände entlang des Philosophenwegs dank seiner geschützten Südlage aufweisen. Infolge der Schräglage des Hanges kann hier die Sonne ihre volle Heizkraft entfalten. Besonders die Steillagen und die Mauern sind dieser Einwirkung ausgesetzt. Dazu kommen die Fallwinde des Heiligenberghangs mit ihrem Erwärmungseffekt. Leider liegen zu diesem Gelände keine exakten Temperaturmessungen vor. Nach über 40-jähriger Beobachtung der Temperaturverhältnisse am Philosophenweg schätze ich die Überhöhung der Temperatur oben gegenüber dem Durchschnitt für Heidelberg auf etwa +1,5 Grad Celsius, Hayn und Kühn sogar auf +2 Grad. Damit dürfte das Jahresmittel am Südhang des Heiligenbergs etwa +11,5—12 Grad Cels. betragen und damit nur etwa um 1 Grad hinter demjenigen von Meran (+12,3 Grad) zurückliegen und etwa auf derselben Höhe wie Lugano (+11,5 Grad nach Larcher) liegen. Nur fallen in diesen beiden schon südlich der Alpen liegenden Orten auch in Extremwintern die Tiefswerte nicht unter -12 Grad, während im Gelände am Philosophenweg die Temperaturen in Extremwintern schon ein-

mal auf -15 Grad sinken können und damit die Kultur einiger noch in Südtirol oder dem Tessin gedeihenden südländischen Pflanzen ausschließen. Kann man der vorstehenden Annahme folgen, dann ist das Gelände am Heidelberger Philosophenweg die wärmste Klimainsel in Deutschland. Zwar gehört auch der Kaiserstuhl zu den wärmsten Gebieten unseres Landes, doch sind dort auch die Südhänge durch das Fehlen höherer Berge im Winter weniger geschützt. Auch die als „Tropeninsel“ vielgerühmte Insel Mainau weist nach Raff nur einen Jahresdurchschnitt von $+8,9$ Grad auf. Die günstigeren Werte des Philosophenweggeländes lassen deshalb die ganzjährige Kultur im Freien von verhältnismäßig frostempfindlichen südländischen Pflanzen zu, wie sonst nirgends in Deutschland. Ein kleiner Schild auf einem sonst als Wegweiser dienenden Sandsteinblock am Weg weist darauf hin. Ein die verhältnismäßig hohen Klimawerte kennzeichnendes Ereignis kann man im Sommer, meist etwa Mitte Juni, beobachten. Dann fällt im Grün des umgebenden Waldes eine etwa $100-200$ m breite gelblich gefärbte Zone auf, die sich in etwa 100 m Höhe über der Talsohle wie ein Kranz um die ganze Stadt zieht. Es sind dies tausende von Eßkastanien, die in dieser Zeit blühen und sich auch, durch ihren herben Duft im Stadtklima bemerkbar machen. Dieses Band, das sich die Kastanien ausgesucht haben, ist die optimale Wärmezone von Heidelberg, in die auch das Gelände am Philosophenweg einbezogen ist. Pflanzen sind Klimaanzeiger, die wärmebedürftigen Eßkastanien haben sich diese optimal warme Klimazone selbst ausgesucht.

Der Bewuchs der Südabdachung des Heiligenbergvorgipfels hat bis zum heutigen Zustand im Verlauf der Geschichte vielfach gewechselt. Ursprünglich dürfte dieses Gelände vermutlich mit einem lockeren Buschwald aus wärmeliebenden einheimischen Pflanzen bewachsen gewesen sein, von unten nach oben immer mehr in Trockenwald überge-

hend. Nach neuesten Funden von B. Heukemes dürfte dann ein etwas flacheres Gelände westlich einer Verwerfungsspalte schon in der Steinzeit besiedelt gewesen sein. Auf demselben Gelände dürften später auch einige Keltensfamilien gewohnt haben. Der umgebende Wald wird damals dann von diesen und in der Ebene siedelnden Bewohnern zur Holzgewinnung und zur Viehweide genutzt worden sein. Wahrscheinlich hat schon in dieser frühen Zeit ein schmaler Weg zu dieser oberen Siedlung geführt: der Urahn des heutigen Philosophenweges.

Eine entscheidende Änderung des Frühzustandes hat die Niederlassung der Römer im Rhein-Neckarraum eingeleitet. Sie haben die klimatischen Vorzüge des Heiligenbergsüdhanges erkannt und seine Bepflanzung mit Wein und Obst eingeleitet. Zur besseren Ausnutzung der in Heidelberg schon an und für sich geringen Niederschläge wurden Mauern errichtet und damit die beregneten Flächen vergrößert. Damals schon dürften außer den Reben auch die Eßkastanien, Mandeln, Quitten, Kirschen und anderes Obst an den warmen Hängen des Heiligenbergs angepflanzt worden sein. Vielleicht wurden diese Kulturen von einem in der Ebene gelegenen römischen Gutshof eingeleitet. Aber wohl sicher konnten die Bewohner des Dorfes Neuenheim schon damals selbst auch Grundstücke erwerben, und dies besonders nach Abzug der Römer. Dies ist durch Schenkungen an die Klöster der Umgebung durch den Lorscher Codex belegt. So gelangte dann auch größeres Gelände in den Besitz und damit in die Bewirtschaftung der Klöster. Dieser Zustand hat dann Jahrhunderte angedauert.

Eine entscheidende Wende hat dann im 18. Jahrhundert die Einrichtung eines Steinbruchs durch den Kurfürsten Karl-Theodor herbeigeführt, der die Steine für den Bau des neugeplanten Mannheimer Schlosses liefern sollte. Die Steine wurden oben behauen und durch Rutschen zum Neckar hinunterbeför-



Mandelblüte am Philosophenweg, Welker-Pressebild, Dagmar Welker, Heidelberg-Ziegelhausen

dert, von wo sie dann mit Schiffen nach Mannheim transportiert wurden. Zum Betrieb des Steinbruchs mußten dann die Eigentümer der Grundstücke enteignet und die alten Weinbergmauern entfernt werden. Nach Auflassung des Steinbruchs ging das Gelände in den Besitz der Gemeinde Neuenheim und nach deren Eingemeindung in den Besitz der Stadt Heidelberg über. Es ist das Gelände der heutigen „Eichendorff-Anlage“. Zur Bewirtschaftung der Grundstücke wurde ein schon vorher bestehender Weg zu einem wohl sehr holperigen Fahrsträßchen ausgebaut, der nach den anstehenden Gewannen als „Linsenbühlerweg“ bezeichnet wurde. Er war der Vorgänger des heutigen Philosophenwegs.

Schon der Betrieb des Steinbruchs brachte für die Weinbauern für die Bewirtschaftung ihrer

Grundstücke erhebliche Schwierigkeiten. Dazu kamen Minderungen der Erträge durch Krankheiten und Schädlinge der Reben. Inzwischen hatte sich nach den Zerstörungen der Erbfolgekriege bei den Bürgern der Stadt wieder ein bescheidener Wohlstand entwickelt. Begüterte Bürger haben auch Grundstücke am Fuß des Heiligenbergs in Neckarnähe erworben und dazu auch die oben angrenzenden Grundstücke, die sie dann zu Ziergärten umwandelten. Auf dem öffentlichen Gelände kultivierte man Eßkastanien als Holzlieferanten für die Weinbergstöcke, von denen heute noch zwei Baumriesen stehen. Inzwischen hatte sich in Heidelberg ein romantisches Lebensgefühl angebahnt. Man entdeckte die Schönheit des Ausblicks von oben auf die Stadt und die Landschaft. In den Villen unten am Neckar wohnten mehrere

Professoren, die dann gerne zum Linsenbühlerweg hinaufwanderten, um oben in der romantischen Atmosphäre untereinander und auch mit Studenten zu diskutieren oder zu philosophieren. Die Ähnlichkeit mit den altgriechischen „Gymnasien“ und den „Ciceronischen Philosophiegärten“ war gegeben. Was lag näher, als den Weg zum „Philosophenweg“ umzubenennen. So geschah es auch zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Der alte noch schmale Weg wurde etwas verbreitert und bis zur heutigen Hölderlin-Anlage befahrbar gemacht.

Auch von Osten her wurde dieser Weg schon im Mittelalter begangen. Aus dem Neckartal zogen damals Wallfahrer zu den oberen Heiligenberg-Klöstern durch die heutige Hirschgasse herauf. Damals bestand in der heutigen Hirschgasse noch eine mittelalterliche kleine Siedlung „Dagesbach“. Sie hatte eine kleine Gemeindekirche am östlichen Ende des jetzigen Philosophenwegs, „Engelskirche“ genannt. An ihr wurde vor dem letzten Aufstieg noch eine kurze Rast und Andacht eingelegt. Nach Auflassung des vorerwähnten Steinbruchs wurde das Gelände der heutigen Eichendorff-Anlage mehrfach verändert. Der Aushub wurde eingeebnet, um als Spielplatz Verwendung zu finden. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde der massige „Bismarckturm“ errichtet, um als Ort für patriotische Festakte zu dienen. Die entscheidende Veränderung des Geländes wurde dann in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts eingeläutet. Mit Hilfe des damaligen Arbeitsdienstes wurde aus Anlaß eines Eichendorff-Jubiläums das ganze Gelände erstmals zu einer Parkanlage umgeändert. Es wurden neue Stützmauern errichtet und ein neues Wegenetz angelegt. Auch wurden für das spätere „Philosophengärtchen“ die ersten Bauelemente geschaffen. Die Gunst des milden Klimas nutzend wurde schon damals eine größere Zahl südländischer Gewächse angebaut, die z. T. bis heute noch erhalten sind. Knappe

Finanzen in der Stadtkasse führten dazu, daß in der Kriegs- und Nachkriegszeit die Anlage weitgehend verwilderte. Erst vor etwa 20 Jahren entschloß sich die Verwaltung zu einer grundsätzlichen Erneuerung des ganzen Philosophenwegsgeländes und damit auch der Eichendorff-Anlage. Dieser wurde durch eine Bepflanzung mit zahlreichen südländischen Gewächsen eine fühlbar südländische Note verliehen. Dank des hier besonders milden Klimas gedeihen derzeit fast alle Leitpflanzen der Mittelmeerflora mit z. T. schon stattlichen Exemplaren. Darunter solche Seltenheiten wie etwa die Korkeiche (10 m hoch), Steineichen, echte Mittelmeerypressen und Pinien. Dazu auch noch eine größere Zahl von Gewächsen aus den wärmeren Gebieten von Mittel- und Ostasien und der USA, z. B. Arizona-Zypressen und die großblütige Magnolie. Damit ist die Eichendorff-Anlage in Deutschland eine Sehenswürdigkeit besonderer Art geworden. Die Beete des darunter liegenden Philosophengärtchens werden mit einer Fülle vielfarbiger Gewächse bepflanzt, ein Rausch von Farben und Düften. Von der Hanglage dieses wie ein antikes Amphitheater in das Gelände eingefügten Geländes genießt man am schönsten den einzigartigen Blick auf die Altstadt mit ihren historischen Gebäuden.

Die Schönheit Heidelbergs wurde schon von vielen begeisterten Besuchern gerühmt. Für zwei davon hat man am Philosophenweg Denkmäler gesetzt. In einem Kiefernhein unterhalb des Bismarckturms steht ein größerer Gedenkstein für Eichendorff, der von 1807–08 in Heidelberg studierte, mit dem Loblied auf Heidelberg:

„In dieses Märchens Bann verzaubert stehen
Die Wanderer still — Zieh weiter wer da kann!

So hatten sie's in Träumen wohl gesehen,
Und jeden blickt's wie seine Heimat an
Und keinem hat der Zauber noch gelogen,
Denn Heidelberg war's, wo sie eingezogen.“



Reife Feigen

Photo by Kresin

Noch einen Gedenkstein hat man vor einigen Jahren zu Ehren von Eichendorff errichtet. Er steht im Philosophengärtchen mit seinem Portrait und den sinnigen Versen: „Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort, und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort“. Heidelberger Romantik.

Ein weiterer Gedenkstein ist dem Dichter Hölderlin gewidmet. Sein wohl schönstes Preislied auf die Stadt steht auf einem Gedenkstein in einer nach dem Dichter benannten Anlage am Ostende des Philosophenwegs:

„Lange lieb ich dich schon, möchte dich
Mir zur Lust, Mutter nennen, und
Dir schenken ein kunstlos Lied, Du der
Vaterlandstädte Ländlichschönste
So viel ich sah.“

Einen Blick auf das noch unzerstörte Heidelberg hat uns der Kupferstecher Mathaeus Merian geschenkt. 1620, also noch im Anfang des 30-jährigen Krieges hat er von einer Stelle etwas oberhalb des heutigen Philosophenwegs einen Kupferstich mit dem Bild der damals noch unzerstörten Stadt gefertigt, das heute in starker Vergrößerung auf einer Tafel in der Mitte des Wegs aufgestellt ist.

Und noch ein Denkmal ist zu erwähnen. Es steht etwas weiter westlich am Weg. Auf einem Gedenkstein ist das Andenken an „Elisabeth Charlotte, die Pfälzer Liselotte, Pfalzgräfin bei Rhein Herzogin von Orleans“ — in Heidelberg bekannt als „die Pfälzer Liselotte“. Aus kurfürstlich Erbe stammend wurde sie aus politischen Gründen — nicht mit eigenem Willen — mit dem Bruder des französischen Königs Ludwig XIV, Philipp, Herzog von Orleans, verheiratet. Die von dem französischen König nach dem Tode des vorher regierenden Pfälzer Kurfürsten erhobenen Erbansprüche auf die Pfalz wurden nicht anerkannt. Dies führte zu dem pfälzisch-

orleanischen Erbfolgekrieg, in dessen Verlauf auch Heidelberg niedergebrannt wurde. Ihre „Liselotte“ ist den Heidelbergern vor allem wegen ihres urtümlich Pfälzer Humors in bleibender Erinnerung. Er hat vor allem in zahlreichen Briefen, die sie trotz ihrem wenig glücklichen Leben am französischen Hof an eine Tante schrieb. An diesen Typ der Urfälzlerin soll auch der „Liselotte-Stein“ erinnern. Wenn in dieser Zeit jährlich tausende von Besuchern den Philosophenweg entlangpilgern, um oben die einzigartige Aussicht auf die Stadt und ihre umgebende Landschaft zu genießen, sie freuen sich über die Farbenpracht der Bepflanzung im Philosophengärtchen und die seltenen südländischen Gewächse, die der Landschaft oben ein ausgesprochen südländisches Gepräge verleihen. Mit all seinen Aspekten ist der Philosophenweg auch ein Spiegelbild der Heidelberger Geschichte. Er steht als Prunkstück dieser badischen Stadt gleich neben dem historischen Schloß. Lassen wir noch mal Eichendorff sprechen:

„Heidelberg ist ja selbst eine prächtige Romantik. Da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt“.

Schrifttum

- Hayn H. und Kühn F. Die ausländischen Baumarten im Heidelberger Stadtwald
Heinemann G. (1991) Der Philosophenweg in Heidelberg,
Raff. J. / Keller R. / Meyer H. D. (1983) Pflanzenschatze der Mainau. Rieger L. (1928) Geologischer Führer durch Heidelberg und Umgebung. Schmith H. (1928) Geschichte von Neuenheim. Heidelberg.
Schmack F. (1962) Traum vom Paradies. Hamburg
Schuster H. (1991) Geschichte der experimentellen Klimabeobachtungen in Heidelberg, in HGG-Journal 5/91.

Reinhold Schneider — Dichterwort in bewegter Zeit

Vortrag vom 24. März 1994 in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe
in Verbindung mit der Badischen Heimat Karlsruhe

Reiner Haebling von Lanzenauer, Baden-Baden

Einleitung

Die Älteren von Ihnen haben die Diktatur des sogenannten Dritten Reiches noch selbst miterleben, vielleicht miterleiden müssen. Die Jüngeren hingegen haben vieles aus jener Epoche erfahren an Hand von Spuren und Augenzeugenberichten. Und doch kann man sich heute kaum noch eine Vorstellung machen von der fortschreitenden Leere und Uniformität jenes Zwangssystems, das schon bald unsere Nachbarländer mit einem gewissenlosen Eroberungskrieg überzog. Als das Kriegsglück sich wendete, proklamierten die braunen Machthaber den totalen Krieg, um letzte Opfer aus den „Volksgenossen“, wie es damals hieß, herauszupressen. Ein unglaublicher Rassenwahn führte Millionen schuldloser, hilfloser Menschen in die mörderischen Vernichtungslager des Naziregimes.

Wer nur ein Wort gegen die Maßnahmen des Unrechtsstaates wagte, ja bloß über seine Repräsentanten spottete, riskierte Freiheit und Leben. Ein ausgeklügeltes Spitzelsystem reichte vom Wohnungsnachbarn über Zellenleiter und Ortsgruppenleiter zu den Häschern der Gestapo. An der Arbeitsstelle konnte der Kollege das unbedachte Wort weitertragen, über Gespräche in den Familien horchte man sogar die Kinder aus. Allein das passive Mithören ausländischer Radiosender konnte je nach Situation und je nach Besetzung der Richterbank eine langjährige Zuchthausstrafe oder den Tod unter dem Fallbeil nach sich

ziehen. Die Akten der ehemaligen Sondergerichte sind für den hiesigen Bezirk noch weitgehend vorhanden und geben Zeugnis von dieser Blutjustiz.

Man kann sich ausmalen, daß in solch einem Klima kein Raum für freie und unabhängige schriftstellerische Tätigkeit blieb. Große Literaten mußten damals Deutschland verlassen wie Alfred Döblin oder Thomas Mann. Ein Teil der Aufrechten blieb, zog sich zurück in die innere Emigration. Viele von ihnen schwiegen nun. Einige wenige wagten es, in verhüllter Form ihre wahren Gedanken anzudeuten. Am vernehmlichsten tat dies ein bis dahin nicht allzu bekannter Mann: der Dichter Reinhold Schneider. Mit seinen scheinbar unpolitischen Schriften hat er zahllosen Menschen Trost und Halt gegeben. Aus eigener Erfahrung möchte ich behaupten, daß er während der Kriegsjahre zu einem der meistgelesenen Schriftsteller in unserem Lande aufstieg — sein Name war jedem bekannt. Heute ist das nicht mehr der Fall und man stellt die Frage —

Wer war dieser Reinhold Schneider?

Vor über 90 Jahren, am 13. Mai 1903, ist er in Baden-Baden geboren worden. Sein Elternhaus war das berühmte Hotel Messmer neben dem Kurhaus, wo einst Kaiser und Könige abzusteigen pflegten. Die Hotelierstochter Wilhelma Messmer hatte den Hoteldirektor Wilhelm Schneider geheiratet, sie führten ge-

meinsam das traditionsreiche Haus. Aus dieser Ehe sind dann die zwei Söhne Willy und Reinhold hervorgegangen. In einer wohlbehüteten, wohlhabenden Umwelt verlebte Reinhold Schneider seine Kindheitsjahre, mag er später auch empfindsame Klage geführt haben: „Aber ein Gasthaus ist nicht Heimat. Alle Türen sind offen, die Zimmer ohne Wände. Der Kofferwagen holpert ein und aus übers Hofpflaster. Wir saßen niemals beim Essen, ohne daß Sekretäre, Portiers, Lakaien, Pagen herein- und hinausstürmten, dabeistanden, berichteten . . . Wo die Türen nicht geschlossen, die Wände nicht dicht sind, kann keine Familie sein“ (GesW 10, S. 16). Statt zur Volksschule wurde Reinhold zu einer Privatlehrerin geschickt, die Kinder — heute würde man sagen — besserverdienender Bürger unterrichtete. 1912 trat er dann in die Baden-Badener Oberrealschule ein, nach seinen Worten eine „massige Bildungsburg mit aufdringlichem Turm und grellblauem Zifferblatt“. Sein Interesse galt den Klassikern, schon damals verfaßte er erste eigene Gedichte. 1921 bestand er mit guten Noten das Abitur.

Ein Studium kam nicht in Frage. In den Wirren der Nachkriegszeit hatte der Vater übereilt das Hotel verkauft, der Erlös schmolz in der Inflation dahin. Die Mutter verließ die Familie, Vater Schneider beging Selbstmord, was mit einigem zeitlichen Abstand einen Selbstmordversuch des Sohnes Reinhold nach sich ziehen sollte. Der hatte zuerst eine landwirtschaftliche Ausbildung begonnen, ging sodann als kaufmännischer Angestellter nach Dresden. In seiner Freizeit bildete er sich unermüdlich weiter, erlernte mehrere Sprachen. Im Jahre 1928 entschloß er sich, als Schriftsteller selbständig sein Brot zu verdienen. Sein erstes veröffentlichtes Gedicht „An meine Heimat“ hat er seiner Geburtsstadt Baden-Baden zugedacht. Nach mehreren Auslandsreisen, insbesondere nach Spanien und Portugal, lebte er in München, Berlin, Potsdam und Hinterzarten, ab 1938

dann bis zu seinem Tode in Freiburg in der Mercystraße 2 am Hang des Lorettoberges. Gemeinsam mit Schneider lebte dort seine 22 Jahre ältere Lebensgefährtin Anna Maria Baumgarten, die ihm den Haushalt führte. Nicht nur das — wie ein eifersüchtiger Cerberus hütete sie die Wohnungstür, damit kein störender Besucher in das Dichtergehäuse eindringe. Ich selbst wohnte als junger Gerichtsreferendar gerade um die Ecke herum, in der Lorettostraße. Angesichts von Fräulein Baumgartens abweisender Physiognomie habe ich nie einen Vorstoß bis zur Wohnung des verehrten Dichters gewagt. Täglich begegnete ich jedoch in der Wiehre der über zwei Meter hohen, stets etwas vornüber gebeugten Gestalt, immer dunkel gekleidet, mit breitkrempigem schwarzen Hut, sich leicht auf einen Stock stützend. Freundlich nickend erwiderte der große Mann die Grüße im Vorübergehen.

Sein schriftstellerisches Werk

In seiner ersten literarischen Schaffensperiode, die 1930 ansetzt, befaßt sich Reinhold Schneider mit der Geschichte und den historischen Gestalten vieler Länder. Erzählend und deutend berichtet er von der großen Zeit der iberischen Halbinsel, von Glanz und Niedergang des Kaiserhauses der Hohenzollern, von den Kämpfen um das englische Inselreich. Schneider versteht es, historische Abläufe nachzuempfinden und wiederzugeben, verborgene Stränge bloßzulegen. Zentrale Themen sind allemal die Macht, das Gewissen und der Glaube.

Es würde zu weit führen, auf den Inhalt aller Werke einzugehen, aber eine Schrift verdient Heraushebung — sein 1938 im Inselverlag erschienenes Buch „Las Casas vor Karl V.“ — übrigens heute noch im Handel und lesenswert wie am ersten Tage . . . Um 1500 führt der aus Südamerika zurückgekehrte Pater Bartolomé de Las Casas in der kastilischen Hauptstadt Valladolid unter den Augen Kai-

ser Karls ein Streitgespräch mit dem angesehenen Rechtsgelehrten Sepulveda. Der Geistliche kämpft um Gerechtigkeit und Menschenwürde für die anfangs so zutraulichen Indios, die von den rohen spanischen Eroberern versklavt, vergewaltigt, ausgebeutet und abgeschlachtet wurden. Die Greuel müssen so schlimm gewesen sein, daß zum Christentum bekehrte Indios im Sterben das Sakrament verweigerten, um nicht in das Paradies dieser mordenden Spanier einzugehen (GesW 3, S. 328). In dem Disput verteidigt der Jurist Sepulveda hartherzig Macht und Pracht des spanischen Weltreiches, dafür dünken ihn alle Mittel recht. Ein gewaltiges Wortgefecht bricht los. Las Casas droht den Spaniern die Strafe des Himmels an: „. . . das Gericht wird über dieses Land kommen! Denn wer den größten Auftrag verfehlt, der verfällt auch der schwersten Schuld. Und darum wird Gottes Zorn auf dieses Land fallen, er wird seine Macht zerschlagen und sein Zepter erniedrigen und ihm Inseln und Reiche nehmen.“ Und wenn die Menschen sich dann anklagend aus den Trümmern erheben, würde man ihnen sagen, daß dies die ungeheure Strafe für ungeheure Verbrechen sei (GesW 3, S. 329).

Worte von 1938! Noch brennen die Synagogen nicht, noch werden jüdische Mitbürger nicht in Todeslager deportiert. Aber sie werden von den Nazischergen bereits drangsaliert, schikaniert und unterdrückt, mitten unter uns sind sie zu Rechtlosen degradiert. In dieser Situation wird Schneiders Werk von vielen als Parabel, als Mahnung zu Menschlichkeit verstanden. Für jeden, der noch zu hören wußte, war der „Las Casas“ ein Aufschrei gegen das Unrecht der NS-Gegenwart. Man hat nie erfahren, wie die braunen Zensoren das Werk beurteilten. Aber ein Verbot dieses Bestsellers hätte denn wohl doch eine peinliche Identifizierung mit den Grausamkeiten der Konquistadoren bedeutet . . . Fortan aber wirft die Gestapo ein wachsames Auge auf den mutigen Literaten.

Kurze Zeit nach Erscheinen des „Las Casas“ erlebt Schneider die Schrecken der sogenannten Reichskristallnacht, die seine Bilder in barbarische Wirklichkeit umsetzt. Er schließt sich zu Hause ein, will nichts sehen und hören. Seinem Bruder Willy schreibt er ein paar Monate später: „Mut und Ehrenhaftigkeit werden als schlimmste Verbrechen geahndet“ (Schr. an Willy Schneider v. 27. 7. 1939, RS-Archiv der LBibl KA). Ein bedeutender Wandel hat sich zu jener Zeit in dem Dichter vollzogen — er findet zum Glauben. Zwar war Reinhold seinerzeit in der Baden-Badener Stiftskirche katholisch getauft worden, wenig Gewicht hatten indessen die katholische Mutter und der protestantische Vater der Religion beigemessen. Gleichgültig in Glaubensdingen war der Junge herangewachsen. Vielleicht ist es das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem allgegenwärtigen Staatsunrecht, das den Dreißigjährigen jetzt Obdach suchen läßt unter dem Schirm der Kirche und in der christlichen Glaubensüberzeugung.

Im September 1939 bricht Hitler den Zweiten Weltkrieg vom Zaune, der Millionen das Leben kosten sollte. Im Angesicht des heraufziehenden Unheils spürt Schneider keine Kraft mehr zum Abfassen umfangreicher Bücher. In dieser nun anbrechenden zweiten Schaffensperiode entstehen kleine, überwiegend religionsphilosophisch geprägte Schriften wie seine Betrachtung zum Vaterunser. Der Kreuzweg, St. Odilien, Ehrwürdiges Alter, aber auch essayistische Betrachtungen über Hölderlin, Novalis oder die elsässische Dichtung. Unterdessen erscheint Schneiders Name wiederholt und mit mehreren Titeln auf der Liste unerwünschter Autoren. So wird das „Inselreich“ verboten, während eigenartigerweise Las Casas noch bis 1943 erscheinen darf. Mißliebige Schriftsteller konnte man damals über die Kontingentierung von Druckpapier sehr einfach mundtot machen. Schneider gelingt es, dieser Falle auszuweichen. Von nun an läßt er im besetzten Elsaß

beim Alsatia-Verlag in Colmar drucken, dessen Besitzer Joseph Rossé ein verständiger Helfer und Förderer wird. Mengenweise besorgt der Berliner Industrielle Hans von Schweinichen, ein Verehrer von Schneiders Werk, das begehrte Druckpapier. Der Sonettenband „Das Gottesreich in der Zeit“ ist sogar unter Mithilfe des Wehrmachtgeistlichen Johannes Kessels in Krakau fertiggestellt worden. Reinhold Schneiders kleine Schriften gehen an der Front, in den Kriegsgefangenenlagern, in den Luftschutzkellern von Hand zu Hand, zerfleddert, immer wieder abgeschrieben, von vielen stückweise auswendig gelernt. Sie mahnen und sie trösten. Reinhold sieht sich in eine Art „religiösen Sanitätsdienst“ gestellt (WW S. 31). Man muß die Angst und Ungewißheit jener unheildrohenden Kriegs Atmosphäre durchgemacht haben, um die riesige Breitenwirkung solcher Traktate ermessen zu können. Körbeweise treffen Dankschreiben bei dem Autor ein.

Was die Menschen an dieser Literatur anzog, war der in klaren Worten gehaltene Appell an Verantwortung und Gewissen, der Glaube an die letztendlich siegende Gerechtigkeit. Hier zeichnete einer das Gegenbild zu Hitlerverehrung und Endsiegerrede der NS-Propagandaprasche. Im Jahre 1943, als allenfalls noch Durchhalteparolen oder schönfärberische Kriegserlebnisse auf dem kargen Büchermarkt zu finden sind, veröffentlicht der Dichter in Colmar beim Alsatia-Verlag eine Sonettensammlung, darunter sein Gedicht „Jetzt ist des Heiligen Zeit“, das auch dem Büchlein den Titel gibt (GesW 5, S. 76).

Jetzt ist des Heiligen Zeit. Im Streite bricht
des Helden Schwert, und die nach Zeichen
fragen,
Sie sehen immer fremdre Sterne tagen
Und überlisten die Gewalten nicht.

Kein Haupt erstrahlt, und keine Stimme
spricht,

Die Mächtigen faßt ein Graun und Sieger
zagen,
Es kehren aus den Gräbern, die erschlagen,
Und alle werden allen zum Gericht.

Der ist am stärksten, der den Frieden hat.
Wo sich die Mächte gnadelos bestritten,
Da wird zur Macht ein glühendes Erbarmen.

Bis Gottes Heiliger an verfluchter Statt
Die Seele losringt, die den Feind erlitten
Und Feind und Welt läßt ruhn in seinen
Armen.

Inmitten von enthemmtem Kriegsgeschrei
ein stiller Ruf nach Frieden und Versöhnung!
In der damaligen Spannungslage ein unerhörtes
Wagnis. Was Schneider vom Dritten
Reich hält, läßt sich gleichermaßen entneh-
men seiner 1943 erschienenen kleinen Schrift
„Laß uns zur Stimme Deiner Liebe werden.
Worte an einen Gefallenen“ (GesW 9, S. 481).
Keine Silbe findet sich da vom Sterben für
Führer und Reich, von soldatischem Helden-
tum, vom bösen Feind. Allein schon dieses
konsequente öffentliche Weglassen hätte
Schneider ins Konzentrationslager bringen
können. Aber man muß indes sehen, daß die
Kirche dem Autor nicht nur Zuflucht, son-
dern auch Schutzschild bot. Der kirchliche
Sektor war wohl der einzige Bereich, der von
den Floskeln der Nazidiktion einigermaßen
verschont geblieben war, hier konnte man
unbefangener artikulieren . . .

Doch ungefährdet läßt es auch dort nicht
Widerstand leisten, wie die Verfolgung vieler
Priester und Laienchristen zeigt. Das gilt in
gleicher Weise für Reinhold Schneider. Seit
jener illegalen Veröffentlichung in Krakau
über das Gottesreich in der Zeit beschattet
ihn die Gestapo. Im Frühjahr 1944 führt sie
in seiner Freiburger Wohnung eine Haus-
durchsuchung durch. Nach einer biographi-
schen Notiz soll es gegen Kriegsende zu einer
Anklage gegen ihn durch den Reichsleiter
Martin Bormann gekommen sein. Das kann



*Portrait of Günther van Look, 1958
Badische Landesbibliothek, Leihgabe vom Land Baden-Württemberg*

in dieser Form juristisch nicht stimmen. Meine Rückfragen bei den Registern der zuständigen Staatsanwaltschaften, auch in Mannheim, wo sich das berüchtigte Sondergericht befand, führten nicht zur Auffindung von Schneiders Namen. Man wird aber mit Sicherheit davon ausgehen können, daß die Gestapo ein Ermittlungsverfahren eingeleitet hat. Schneider stand mit mehreren Widerstandsgruppen in Verbindung. Durch die vor einigen Jahren erfolgte Veröffentlichung der lange verborgenen Briefe des von den Nazis hingerichteten Verschwörers James Graf Moltke ist nunmehr auch urkundlich belegt, daß Schneider in Berlin mit Angehörigen des bekannten Kreisauer Kreises zusammengekommen ist, allerdings nie an einem der Treffen in Kreisau teilgenommen hat. Intensive Kontakte unterhielt Schneider zu Mitgliedern des „Freiburger Konzils“, einer Runde von Hochschullehrern und Pfarrern mit ihren Frauen, die in Freiburg gemeinsam die NS-Ideologie geistig bekämpften. Nach dem Attentat gegen Hitler vom 20. Juli 1944 wurde eine Reihe von Angehörigen dieser Widerstandsgruppe verhaftet und in Gefängnisse oder Konzentrationslager verschleppt. Schneider kann sich der Gestapoverfolgung mit Hilfe von Freunden entziehen, die ihn erst als transportunfähig in ein Krankenhaus aufnehmen, dann in einem evangelischen Stift verbergen.

Im April 1945 ziehen französische Truppen in Freiburg ein, Reinhold Schneider kann in seine Wohnung zurückkehren. Den totalen Zusammenbruch Deutschlands, die *Debellatio*, begreift er als Chance für einen grundlegenden Neubeginn. Er hofft auf das Erstehen einer neuen Gesellschaft, ethisch ausgerichtet und glaubensstark, friedliebend und ohne Waffen. Aber die Vergangenheit darf nicht verdrängt werden, erst ist Bilanz zu ziehen. Schuld zu bekennen, Sühne zu leisten. Anfang 1946 spricht er in der Universität Freiburg und danach im Kleinen Theater Baden-Baden, jedesmal vor übervollem Saal, über

den Menschen vor dem Gericht der Geschichte. Zu den Verbrechen Hitlers sagt er: „Unter den Lebenden aber sind verantwortlich in verschiedenen Graden alle, die dem Manne und seiner Verheißung sich zuneigten, mag diese Neigung in Taten sichtbar, in Worten vernehmlich, mag sie verborgen geblieben sein . . . Wir müssen lernen, den Frieden zu denken statt des Krieges: wir müssen in die große Schule der Wirklichkeit, an der sich die gefallene Macht . . . versündigt hat . . . Es ist die schlimme Gefahr des Deutschen, zu denken, statt zu sehen, zu wollen, statt aufzunehmen, gewaltsam zu bilden, statt zu empfangen und sich an der Welt dafür rächen zu wollen, daß sie der eigenmächtig entworfenen Vorstellung nicht entspricht“ (GesW 8, S. 145).

Wenig hat sich von den sittlich-moralischen Visionen des Mahners erfüllt. Der weltpolitische Ost-West-Gegensatz erlaubte es schon bald, eigene Schuld zu verdrängen oder abzuwälzen, das deutsche Wirtschaftswunder ließ rücksichtsloses Erwerbsstreben zum egoistischen Leitmotiv werden. Aber sie wird nicht auf den Fersen bleiben, unsere nicht aufgearbeitete, nicht bewältigte, unheilvolle Vergangenheit. Reinhold Schneider jedoch ist sich treu geblieben, er hat bei neuer Gefahr nicht geschwiegen, sondern gehandelt.

Der Fall Reinhold Schneider

Schon bald nach Gründung der Bundesrepublik wird die Diskussion um eine deutsche Wiederbewaffnung in Gang gebracht, nimmt rasch konkrete Formen an. Eine neugeschaffene Bundeswehr soll wieder die Uniform anziehen und unter die Waffen treten. Für Reinhold Schneider ein unannehmbares Ansinnen. Für ihn schließt eine Anerkennung von Schuld und Sühnebereitschaft zwingend den Gewaltverzicht mit ein. So fordert er, einer müsse doch den Anfang machen mit dem Zeugnis ehrlichen Friedenswillens. Und wer denn eher, als der so einmalig Geschlage-

ne, der zu allem die Waffen für ein verbrecherisches Regime getragen hatte. Ein geteiltes Volk, das in der Gefahr des Bruderkrieges stehe und dessen Land zum Schlachtfeld der Welt werden könne dürfe nie und nimmer an irgendwelche Formen von Kampf denken.

Schneider beschränkt seinen christlichen Protest nicht auf das Gebiet der Bundesrepublik. An die Zeitschrift „Aufbau“ in der damaligen Sowjetzone sendet er einen Aufsatz „Unsere Verantwortung“, wo er sich in recht allgemein gehaltenen Formulierungen gegen die Wiederbewaffnung wendet und verlangt, alle deutschen Staatsmänner in Ost und West sollten zu einem Friedensgespräch um einen runden Tisch zusammenfinden. In der Folgezeit schickt Schneider dem Aufbau-Verlag einen Beitrag zur Festschrift für den aus sowjetischem Exil heimgekehrten Dichter Johannes R. Becher, der bald Kulturminister der DDR werden sollte. In dem Aufsatz ist neben mancherlei Lößlichem über den Gehörten auch der Satz enthalten: „Der Christ kann keine andere Waffe tragen als die des Lichtes . . .“ In der „Stimme des Friedens“, einer in Düsseldorf erscheinenden kryptokommunistischen Wochenzeitung, versucht Schneider ebenfalls, sich mit vier Artikeln Gehör zu verschaffen. Aus christlich-pazifistischer Sicht setzt er sich dort neben anderem mit dem Problem des „Gerechten Krieges“ und mit der Frage der Kriegsdienstverweigerung auseinander.

Nun bricht der Fall Reinhold Schneider los. Im Zeitalter des Kalten Krieges und unter den strafenden Blicken des US-Senators McCarthy, ausgerechnet in östlichen Medien mit Friedenswerbung die westliche Aufrüstung sabotieren — nein, das geht zu weit! Auf einmal werden Schneiders Aufsätze von den Zeitungen und Zeitschriften zurückgewiesen, Einladungen zu Vorträgen bleiben aus, der Verkauf seiner Bücher stockt. Im Sommer 1951 schreibt Schneider: „Meine Existenz beruhte darauf, daß ich monatlich etwas für den Sender und einige Rezensionen

oder Aufsätze schrieb. Diese Möglichkeiten habe ich in der letzten Zeit verloren. Meine sowohl auf religiösen wie auf politischen Überzeugungen gegründete Ablehnung der Rüstung, meine Polemik mit der den Krieg rechtfertigenden Theologie, mein Bemühen, über alle Gesetze hinweg eine menschliche Beziehung zu den Gegnern des Glaubens zu erhalten und dort ein christliches Wort zu sprechen, wo keines gesprochen wird, haben mir erbitterte Feindschaft eingetragen. Ich mußte das erwarten. Man hat aber offenbar die Absicht, meine Existenz zu zerstören“ (Schr. v. 1. 6. 1951 an Gräfin Yorck von Wartenburg, RS-Archiv LBibl KA). In der Tat — augenscheinlich soll der Dichter in materielle Not gestürzt und damit zum Schweigen gebracht werden. Am schlimmsten trifft ihn die Haltung seiner Kirche, in deren Namen er wenige Jahre zuvor unter dem Naziterror immer wieder Leben und Freiheit gewagt hatte. Hier muß man daran erinnern, daß der deutsche Katholizismus als erste Großgruppe sich hinter Adenauers Politik der Westintegration und der Wiederbewaffnung gestellt hatte. Der Widerspruch aus den eigenen Reihen, gar aus dem Munde eines so berühmten Mannes, kommt da mehr als ungelegen. Im Mai 1951 erscheint im bischöflichen Petrusblatt von Berlin und in einer weiteren katholischen Zeitschrift ein Artikel „Quo vadis, Reinhold Schneider?“ Dort wird Schneiders echter Friedenswille angezweifelt und obendrein polemisch hinterfragt, ob man den Dichter einladen solle, seinen Wohnsitz von Freiburg im Breisgau nach Aue in Sachsen zu verlegen. Die Auseinandersetzung gipfelt darin, daß ihm seine katholische Kirche die Exkommunikation androht.

Doch Reinhold Schneider steht nicht allein. Viele aus der jüngeren Generation, die als Wehrmachtsoldaten oder Flakhelfer den sinnlosen Krieg und leidvolle Gefangenschaft erfahren haben, wenden sich mit einem „Nie wieder“ gegen das Wettrüsten im Atomzeitalter. Ich erinnere mich noch gut an einen

Vortrag Reinhold Schneiders in der Universität Freiburg in den fünfziger Jahren. Es ging um eine staatsphilosophische Problematik aus dem 19. Jahrhundert, nämlich die Theorien des spanischen Verfassungslehrers Donoso Cortés. Sicherlich nicht dank des recht trockenen Themas, sondern wegen der Person des Referenten war die Aula vollbesetzt mit Studenten. Und ihr lang anhaltender, klopfender und trampelnder Beifall galt eindeutig dem standhaften Pazifisten Reinhold Schneider.

Auch einige einflußreiche Freunde hielten zu ihm. Der aus der Emigration heimgekehrte Dichter Alfred Döblin, jetzt in der französischen Besatzungsverwaltung in Baden-Baden tätig, tritt an Schneiders Seite und ermuntert ihn brieflich zum Durchhalten. Im Jahre 1952 veranlassen der Bundespräsident Theodor Heuß und der Schriftsteller Rudolf Alexander Schröder die Aufnahme Schneiders in den Orden *Pour le mérite* für die Wissenschaften. 1956 wird ihm der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen, wobei der Dichterfreund Werner Bergengruen seine Ansprache unter das treffende Motto stellt: „Reinhold Schneider und der Frieden“. Die meisten erkennen in all dem eine Rehabilitierung. Langsam bricht das Eis — Schneider wird wieder von vielen Seiten akzeptiert, man geht ihn wieder um Vorträge und Beiträge an. Andere jedoch schleppen ihre Verdächtige und Vorbehalte bis auf den heutigen Tag mit sich herum, wie man aus frisch gedruckter Sekundärliteratur ersehen kann.

Rückblickend ist zu dem „Fall Reinhold Schneider“ zu sagen, daß der Dichter ganz sicher aus einer tiefen christlichen Gewissensnot gehandelt hat. Er war kein Verräter und auch kein Kollaborateur — denn da bedürfte es eines Vorsatzes, eines Willensentschlusses zum Verrat. Wo bleiben sie denn, die Tatsachen, die überhaupt einen Anfangsverdacht begründen können? Eine andere Frage ist, ob der Mahner in seiner Bedrängnis allzeit realpolitisch und diplomatisch vorgegangen ist,

ob er nicht den kalt rechnenden Taktikern im Osten manchmal zu naiv-vertraulich gegenübertrat. Aber auch in diesem Punkte sind Gedankenspiele erlaubt: Hätte man nicht damals das sowjetische Angebot des Verzichts auf Wiederbewaffnung zum Preise alsbaldiger Wiedervereinigung wenigstens zum Ausgangspunkt von Verhandlungen machen sollen, die vielleicht unseren ostdeutschen Schwestern und Brüdern eine fast 40jährige Leidenszeit erspart hätten? Zumindest hätte man die — in der heutigen Historik noch immer umstrittene — Ernsthaftigkeit dieser sowjetischen Note vom 10. März 1952 ausloten können. Und war es denn nicht 1989 ein durch und durch friedlicher Aufbruch freiheitsliebender Bürger — Schwerter zu Pflugscharen —, der ohne Waffengewalt die Vereinigung bewirkte? Gerade aus dieser ex-nunc-Sicht verdienen Reinhold Schneiders Denkansätze eine sachlichere Würdigung. Allemal harrt der Fall Reinhold Schneider noch einer kritischen Analyse. Dankbares Thema für eine soziologische oder geschichtswissenschaftliche Doktorarbeit wäre dieser inszenierte Boykott mit seinen theologischen und ideologischen Hintergründen. Und vielleicht würde alsdann Entlarvendes zutage gefördert zu Toleranz und Demokratieverständnis in den Anfangsjahren der Bundesrepublik . . .

Schneiders dritte Schaffensperiode

Sie wird eröffnet von einer Nachlese kürzerer historiographischer wie literaturwissenschaftlicher Schriften, übrigens oft solcher, die während der Nazizeit aus mancherlei Gründen unveröffentlicht bleiben mußten. Sein einziger Roman, die silberne Ampel, und schwer spielbare Dramen wie „Der Kronprinz“, „Der große Verzicht“ und „Der Traum des Eroberers“ erscheinen. Parallel ertönen die besorgten Plädoyers gegen eine neue militärische Streitmacht. Doch nach ein paar Jahren verlagert Schneider die Gewichte

— jetzt richtet der alternde Schriftsteller den Blick auf das nähere Umfeld. Er befaßt sich mit der engeren Heimat. Seine Aufsätze über das Lichtenhaler Kloster, die Abtei Allerheiligen und das Schloß Hohenbaden münden in eine Reihe von autobiographischen Schriften, die man als lose vernetzte Trilogie auffassen darf: *Verhüllter Tag* (1954), *Der Balkon* (1957) und *Winter in Wien* (1958).

Im „Verhüllten Tag“ schildert Reinhold Schneider die Kindheit in Baden-Baden, den sozialen Absturz in der Inflationszeit, den beschwerlichen Berufsanfang, die frühen Reisen, er erzählt von Freunden und Verlegern, berichtet von Zusammenbruch und Besatzung, endet mit metaphysischen Reflexionen voll christlicher Hoffnung: Vergebens sucht man allerdings in diesem Lebensbild die Weggefährtin. Anna Maria Baumgarten taucht nur verschlüsselt, erst in liebender, später in resignierender Poesie auf, so in der letzten Strophe eines frühen Gedichts von 1927 mit der Überschrift „Zeit und Liebe“ (GesW 5, S. 196):

Dich sah ich früh, von Liebe fortgerissen,
Und ohne Hoffnung, je dich mein zu nennen,
Muß ich mich unablässig von dir trennen.

Deutlicher dann 1929 in „Tragische Liebe“ (GesW 5, S. 196):

Und wie die Zeit mit gleichem Maße mißt,
warst du ein Weib, als ich noch Träume spann.

Und schließlich 1935 im Gedicht „Lebenslauf“ (GesW 5, S. 48):

Doch hab ich mehr entbehrt noch als empfangen

Und nie im Glücke meinen Gram vergessen;
An mein erschauernd Herz ein Herz zu pressen,

Das sollt' ich nie auf dieser Welt erlangen.

Am Anbeginn der Beziehung stand ein inniges, intimes Liebesverhältnis, das wegen des sehr großen Altersunterschieds nach Jahren erkaltete und zu einem zweckhaften Nebeneinanderher mutierte. Die einzelnen Phasen lassen sich ablesen aus dem Briefwechsel, den die Handschriftenabteilung der Badischen Landesbibliothek verwahrt. Diese Briefe stellen übrigens nur einen kleinen Bruchteil dar aus der dort archivierten umfangreichen Schneiderschen Korrespondenz, die sich als wichtige Quelle für die Forschung und die Dokumentation anbietet.

Die zweite Erinnerungsschrift, das drei Jahre später erscheinende Buch „Der Balkon. Aufzeichnungen eines Müßiggängers in Baden-Baden“, ist genau betrachtet die Biographie eines Hauses, nämlich der Baden-Badener Maison Messmer. Um 1830 erbauten der soeben pensionierte Kriegsministerial-Sekretär Johann Baptist Messmer und seine Ehefrau Karoline neben dem Kurhause ein geräumiges Wohnanwesen mit zahlreichen Gästezimmern und einigen Stallungen. Wegen der günstigen zentralen Lage florierte der Betrieb aufs Beste. Im Jahre 1849 stellte sich jedoch ein ungebetener Gast ein: als die gegen die Revolutionäre vorrückenden preußischen und Bundestruppen in Baden-Baden einmarschierten, verlangte der Kronprinz Wilhelm mit seinem Stabe Quartier. Die Maison sagte ihm so sehr zu, daß er fortan alljährlich bei Messmer Urlaub machte. Er blieb dem Hause treu bis in sein hohes Alter, als er längst deutscher Kaiser geworden war. Währenddem hatte Messmers Sohn Wilhelm mit seiner Frau Luise das Haus übernommen und zu einem komfortablen Grandhotel ausgebaut. Wir haben bereits gehört, daß dies die Eltern von Reinhold Schneiders Mutter waren. Sie und ihr Mann Wilhelm Schneider haben noch eine prunkvolle Zeit erlebt, bis mit dem Ersten Weltkrieg aller Glanz erlosch und der Hotelbau in fremde Hände übergang. Er wurde umfunktioniert zum Tanzpalast — heute würde man sagen Discothek — bis in den

dreißiger Jahren die Bäder- und Kurverwaltung den Komplex erwarb. Ab 1945 logierte hier einige Jahre die französische Besatzungsmacht. Nach der Räumung hätte der Bau gründlich modernisiert und renoviert werden müssen. Statt dessen entschloß sich die BKV, den historischen Zentralkomplex abzureißen. Es war die Zeit stiller Zerstörung in Baden-Baden. Ohne Schaden hatte der Badeort den Krieg überstanden, jetzt schlug man planlos Lücke um Lücke in das überkommene Stadtbild. Verloren gingen auf diese Weise u. a. das neubarocke Augustabad, die mittelalterliche Höllengasse neben der Stiftskirche, der ehemalige Englische Hof an der Pforte der Lichtentaler Allee, wo heute ein plumper Betonklotz grüßt.

Reinhold Schneider ist nach Baden-Baden gefahren, um das Sterben seines Vaterhauses als Zeuge mitzuerleben. Im nahen Hotel Atlantic hat er mit seiner Gefährtin Wohnung genommen. Von da geht er täglich hinüber und verfolgt das langsam voranschreitende Vernichtungswerk. Erst werden die Ziegel herabgeworfen, dann die Wände mit Seilen eingerissen. Am Schluß wird das Kaiserfenster abgebrochen, der Kaiserbalkon vor dem einst von dem Monarchen bewohnten Zimmer fällt. Melancholisch sinniert unser Dichter: „... bis Frühjahr hofft man fertig zu sein und den erwarteten Frühlingfahrern und Kurgästen einen freundlicheren Anblick bieten zu können... nämlich eine verbreiterte Straße, einen Parkplatz oder eine aufsprießende Grünfläche, denn von einer Wiese kann keine Rede sein: die Leere also, die allenthalben ein unabweisbares Erfordernis geworden ist und mehr Recht hat als ein übermüdetes, so lange in sträflicher Weise vernachlässigtes Haus“ (Balkon, S. 8).

In seinem Erinnerungsbuch ruft Reinhold Schneider sie alle nocheinmal auf den Balkon, die Protagonisten und Statisten, die in dem traditionsreichen Hotelgebäude Geschichte formten oder miterlebten. Hier machte Kaiser Napoléon III. beim Fürsten-

treffen von 1860 Besuch, hier schaute Wilhelm I. 1861 nach dem mißlungenen Pistolenattentat des Studenten Becker dankbar auf die mit Fackeln vorbeiziehenden Bürger hinab, hier wogten die Streitgespräche zwischen Wilhelm, seiner Frau Augusta und dem Kanzler Bismarck, hier bat der badische Erbgroßherzog um die Hand der Preußenprinzessin Luise, hier frühstückte der geniale Komponist Franz Liszt mit dem Monarchen. Und genauso erkennt Reinhold Schneider auf dem Balkon die treuen Helfer hinter den Kulissen, die Hausburschen und die Küchenmädchen, die Kutscher und den alten buckligen Friseur mit seinem auf der Schulter hokkenden Seidenäffchen. Jetzt erinnert sich der Dichter an seine vor wenigen Jahren verstorbene Mutter auf ihrem letzten Gang durch das verurteilte Haus: „Vielleicht hat sie den Speisesaal betreten, wo einst die Hochzeiten, Geburtstage und Erstkommunionen gefeiert wurden: da stand die lange Tafel in der Mitte unter den altmodischen Kronleuchtern, und da saßen für einen Augenblick die Altvertrauten in zwei langen Reihen, feierlich gekleidet, würdig und ein wenig schrullig; bärtige Gesichter über breiten Krawatten, der starren Hemdenbrust, die Frauen in dunkler Seide mit Karfunkelbroschen, in der Pelzboa und in Spitzen. Und hinter ihnen standen zu beiden Seiten die Kellner, alte Bekannte, die sich von Frühjahr zu Frühjahr wie die Störche einstellten aus Ägypten“ (Balkon S. 146). Das Büchlein vom Balkon ist ein verklärtes Lächeln der Erinnerung, das viel Wehmut überdeckt. Es gehört zu den feinsinnigsten Schriften, die je ein Dichter der Stätte seiner Geburt gewidmet hat.

Der letzte Wille: Winter in Wien

Reinhold Schneider war seit der entbehrungsvollen Dresdner Angestelltenzeit ein kranker Mensch. Er litt an Verwachsungen des Darmtrakts. Ärztliche Behandlung scheute er, versuchte sich mit Diät durchzubringen. In spä-

teren Jahren lebte er nur von Schweizerkäse und Rotwein. Frau Baumgarten war auf die Versorgung eines chronisch Kranken nicht vorbereitet. So kommt es, daß die beiden, nachdem die finanziellen Verhältnisse es wieder zulassen, die Wintersaison in Hotels verbringen. 1956/57 lebt man im Atlantic in Baden-Baden, 1957/58 ziehen die Gefährten in eine Wiener Pension. Im benachbarten Kaffeehaus füllt Reinhold Schneider Heft um Heft mit seiner kleinen, bandförmigen Schrift: sein letztes Werk „Winter in Wien“ entsteht.

Es eröffnet eine kaleidoskopische Lebensbilanz. Sie wird in der alten Kaiserstadt der Habsburger zwangsläufig von historischen Betrachtungen eingeleitet: der Festsaal Karls VI. mit den tänzelnden Schimmeln in der Spanischen Hofreitschule, die Hofburg, wo sich die Völkermutter Maria Theresia vergebens um friedliche Verwaltung ihres heterogenen Staatsgebildes mühte, der fremdfeierliche Meßritus in der von Kaiser Joseph II. protegierten griechisch-katholischen Kirche, der Lobkowitz-Platz, wo die Wiener einst einen aufrührerischen Bürgermeister enthaupteten, das Haus am Bauernmarkt, wo Grillparzer geboren wurde, die Kirche zu den neun Engelschören, wo 1806 die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches verkündet wurde und wo später der angehende Walzerkomponist Johann Strauß heimlich eine Polka auf der Orgel spielte. Von vergangenen Gestalten und Mächten springen die Gedanken des Dichters unvermittelt über zum Sinn des Leidens der Kreatur: die zarten Schmetterlinge, die im Wüstensand von den Hufen der Kamele zertreten werden, die jagenden Haie, die die schwerfälligen Walrosse von der Seite her aufschlitzen, die Raubwespe, die durch einen Stich die fremde Larve lähmt und in dieser lebenden Bruthöhle ihre Eier ablegt. Der Dichter erschauert, denn „... die Bewunderung der Zweckmäßigkeit, mit der ein Tier zur Vernichtung des anderen ausgestattet

ist, grenzt an Verzweiflung“ (GesW 10, S. 321).

Und von da geht der Gedankenflug fort in unerfahrbare sphärische Weiten, wo tausend Millionen Milchstraßen mit jeweils 100 bis 200 Milliarden Himmelskörpern um sich drehen. „Die biologische Situation des Menschen ist ebenso verzweifelt wie die kosmische“ (GesW 10, S. 336) erkennt unser Dichter und wird mit Blaise Pascal zum Gottessucher, der fragend in die ewig schweigenden Räume des Universums starrt. Reinhold Schneider wird gewahr, daß der Allmächtige weder in der Historie, noch in der Natur, noch am Firmament zu finden ist. Leidvoll ringt er um sein Gottesbild „... des Vaters Antlitz hat sich ganz verdunkelt; es ist die schreckliche Maske des Zerschmeißenden, des Keltertreters; ich kann eigentlich nicht ‚Vater‘ sagen“ (GesW 10, S. 271).

Im Grunde setzt Schneider jetzt Glauben und Zweifel gleich, gelangt damit zu einer Theologia tenebrarum, die er als bloße Bitte um ewige Totenruhe ausformuliert: „Ich kann mir einen Gott nicht denken, der so unbarmherzig wäre, einen todmüden Schläfer unter seinen Füßen, einen Kranken, der endlich eingeschlafen ist, aufzuwecken. Kein Arzt, keine Pflegerin würde das tun, wieviel weniger Er!“ (GesW 10, S. 238)

Um diesen metaphernschweren Satz des „Winter in Wien“ sind Bücher und Aufsätze geschrieben, Kolloquien und Streitgespräche veranstaltet worden. Unterschiedliches hat man hineingeheimnißt und herausgelesen. Ich maße mir kein abschließendes Urteil an. Ich meine aber, daß hier ein herber Glaubensverlust manifest wird im Sinne des Rückzuges auf theologische Minimalpositionen. Das gern propagierte Bild von dem christlichen Dichter katholischer Prägung löst sich auf. Der schicksalhaft Erhöhte ist vor aller Augen wankend geworden in seiner Glaubenszuversicht. Mit dem Eingeständnis seiner Zweifel auf den Lippen ist er gleichsam wieder hinunter getreten in die Menge mit ihren alltägli-



Winston Churchill

chen Schwächen und Zweifeln. Und doch könnte es eben dieser zutiefst menschliche Akt sein, der unserer modernen Gesellschaft den Zugang zur Person und zum Schaffen Reinhold Schneiders neu zu erschließen vermöchte.

Anfang März 1958 kehren Schneider und seine Lebensgefährtin nach Freiburg zurück. Hastig und wie in einer Vorahnung des Todes überarbeitet der Schriftsteller seine Manuskripthefte, läßt sie in Maschinschrift übertragen, liest Korrektur. Spuren dieser Eile haben vor allem die Systematik des Werkes vom Winter in Wien geprägt, das erst nach dem Tode des Autors herausgekommen ist. Eine letzte Reise führt am 25. März 1958 nach Baden-Baden in die Zeppelinstraße 34 zum neuerstellten Heim des Dichterfreundes Werner Bergengruen. Seine Frau Charlotte Bergengruen hat mit später berichtet, daß Schneider an diesem Tage furchtbar elend ausgesehen habe. Er sei derart verändert gewesen, daß sie das Gefühl gehabt habe, es gehe mit ihm zu Ende. Frau Baumgarten habe ihr damals erklärt, Reinhold nehme nichts mehr zu sich, sie habe große Sorge um ihn. Gleichwohl habe man ein paar Stunden zusammensitzen können, dann seien die Besucher abge- reist. Am 5. April 1958 kommt der Dichter auf der Kirchstraße im Freiburger Stadtteil Wiehre ohne fremde Einwirkung zu Fall und zieht sich einen Schädelbasisbruch mit Gehirnblutung zu. Am nächsten Tage, symbolhaft ist es der Ostersonntag, verstirbt Reinhold Schneider im Freiburger Lorettokrankenhaus. Seinem letzten Willen folgend hat er im Familiengrab Messmer/Schneider auf dem Hauptfriedhof seines geliebten Städtleins Baden-Baden letzte Ruhe gefunden.

Ortungsversuch

Die Suche nach dem literarhistorischen Standort Reinhold Schneiders führt über verschlungene Wege. Im Frühwerk erkennt man kulturpessimistische Züge, nicht frei von Ni-

hilismus, charakteristisch für das ausgehende 19. Jahrhundert. Ich denke hier namentlich an Schneiders verspätet erschienenes Erstlingswerk vom „Zwischenspiel in Beerreuth“. Die umfangreichen Bände der dreißiger Jahre über den spanischen König Philipp II, über Fichte, über die Hohenzollerndynastie und über das britische Inselreich begründen hingegen eine neue historiographische Spezies. Gründlich recherchierte geschichtliche Tatsachen tragen den Stoff, die hineingewobenen dichterischen Elemente wollen das Gesamtbild nur behutsam abrunden. Dieser Schreibstil bedeutet die Abkehr von jenen phantasiaüberfrachteten historisierenden Darstellungen, mit denen die deutschsprachige Leserschaft so lange und bis zum Überdruß eingedeckt wurde — Felix Dahns Kampf um Rom möge als Exempel genügen. Mit dem Las Casas werden die christlichen Tendenzen bei Schneider konturierter. Er begibt sich jetzt hinüber aufs Gebiet der katholischen Literaturbewegung, übernimmt mehr und mehr deren prophetische Sprache und deren eschatologisches Gedankengut. Musterbeispiele sind die kleinen Heftbroschüren der Kriegsjahre oder die mannigfachen Hagiographien. Die in den späten Lebensjahren niedergeschriebenen Erinnerungsbücher lassen sich kaum in Kategorien einordnen. Während der „Balkon“ so stimmungsvoll-beschwingt in die versunkene Dichterheimat führt, läßt der grüblerische „Winter in Wien“ eine gewaltige Gedankentiefe spüren. Zur Wirkungsgeschichte bleibt anzumerken, daß vieles aus dem Gesamtwerk von vornherein für den Moment geschrieben war, anderes vom Zeitenlauf eingeholt und überholt worden ist. Unvergängliche Zeugnisse aber bedeuten die drei Autobiographien und das aufrüttelnde Bekenntnis im „Las Casas“. Das ist und bleibt moderne Literatur.

Und der Dichter selbst? Ein empfindsamer, leidender Einzelgänger. Anfangs fatalistisch ausgerichtet, danach Geschichtsschreiber mit enzyklopädischem Wissen, eine Zeitlang

christlicher Schriftsteller — doch kein Etikett kann auf Dauer haften. Konstant bleibt in seinem Leben allein die unerschrockene Auflehnung gegen Krieg und Gewaltanwendung, das Eintreten für Menschenwürde und Menschlichkeit. Mit Zivilcourage hat Reinhold Schneider unter der Nazidiktatur Leben und Freiheit, während der Rufmordkampagne in den Nachkriegsjahren seine materielle Existenz gewagt. Nichts gegen die gerne beschworenen Leitfiguren aus fernen Kontinenten — aber man vergesse darüber nicht, daß in bewegter Zeit hier mitten unter uns ein Friedenskämpfer aufgestanden ist.

Verwendete Literatur

Urs von Balthasar, Nochmals — Reinhold Schneider, Freiburg 1991.
Ekkehard Blattmann / Klaus Mönig (Hrsg.), Über den „Fall Reinhold Schneider“, Freiburg 1990.
Renate Bethge u. a., Widerruf oder Vollendung. Reinhold Schneiders „Winter in Wien“ in der Diskussion, Freiburg 1981.
Hans Getzeny, Reinhold Schneider. Seine geistige und künstlerische Entwicklung am Beispiel der erzählenden Prosa, Frankfurt/Bern/New York/Paris 1987.
Luise Hackelsberger-Bergengruen (Hrsg.), Werner Bergengruen / Reinhold Schneider. Briefwechsel, Freiburg/Basel/Wien 1966.
Reiner Haehling von Lanzenuer, Alfred Döblin und Reinhold Schneider, Reinhold Schneider Blätter, Heft 16, Freiburg 1990, S. 111.
Reiner Haehling von Lanzenuer, Reinhold Schneider aus Baden-Baden, 2. Aufl., Baden-Baden 1993.
Alphons Hämmerle, Spruch und Widerspruch, Goldau/Schweiz 1989.
Alphons Hämmerle, Politik und Geist — zu Reinhold Schneiders 90. Geburtstag, Civitas, Heft 9/10, Brig/Schweiz 1993, S. 202.

Victor Hell, Reinhold Schneiders autobiographische Werke. Verhüllter Tag — Der Balkon — Winter in Wien, in: Christlicher Glaube und Literatur (hrsg. v. C. P. Thiede), Band 3, Wuppertal 1989, S. 47.
Cordula Koeppcke, Reinhold Schneider. Eine Biographie. Würzburg 1993.
Karl Josef Kuschel, Vielleicht hält sich Gott einige Dichter, Mainz 1991.
Maria van Look, Jahre der Freundschaft mit Reinhold Schneider, Weilheim 1965.
Pirmin Meier, Form und Dissonanz. Reinhold Schneider als historiographischer Schriftsteller. Bern/Frankfurt/Las Vegas 1978.
Karl-Wilhelm Reddemann, Der Christ vor einer zertrümmerten Welt. Reinhold Schneider — ein Dichter antwortet der Zeit, Freiburg 1978.
Bruno Scherer, Tragik vor dem Kreuz. Leben und Geisteswelt Reinhold Schneiders, Freiburg/Basel/Wien 1966.
Franz Anselm Schmitt und Bruno Scherer, Reinhold Schneider, Leben und Werk in Dokumenten, Karlsruhe 1973.
Reinhold Schneider, Der Balkon, Wiesbaden 1957.
Reinhold Schneider, Gesammelte Werke, 10 Bände, 2. Aufl., Frankfurt 1982.
Reinhold Schneider, Tagebuch 1930 — 1935, Frankfurt 1983.
Reinhold Schneider, Zwischenspiel in Beerreuth, Ebenhausen 1988.
Carsten Peter Thiede (Hrsg.), Über Reinhold Schneider, Frankfurt 1980.
Bernhard Vogel, Reinhold Schneider — Seine Botschaft heute, idea-Dokumentation 12/1993, S. 3.
Carl Friedrich von Weizsäcker, Reinhold Schneider in unserer Zeit, Merkur, Heft 9, Stuttgart 1973, S. 813.
Hans Dieter Zimmermann, Das Gericht tagte noch nicht. Zu Reinhold Schneiders autobiographischen Schriften, Reinhold Schneider Gesellschaft Freiburg, 1978, S. 59.
Ingo Zimmermann, Stimme in die Zeit. Das Friedenszeugnis Reinhold Schneiders, Berlin 1963.
Ingo Zimmermann, Der späte Reinhold Schneider, Freiburg/Basel/Wien, 1973.
Ingo Zimmermann, Reinhold Schneider. Weg eines Schriftstellers, Berlin 1982.

Johann Peter Hebel als biblisch-aufgeklärter Kritiker der Aufklärung

Ein alter Bekannter im neuen Gewand

Johann Anselm Steiger, Heidelberg

Zwischen den Fronten seiner Zeit steht Johann Peter Hebel. Und er arbeitet zwischen den Zeiten: Als biblischer, reformatorischer Theologe in der Zeit der Aufklärung, die ihrer Vollendung am Jüngsten Tag entgegengeht. Zwischen den Fronten steht Hebel, weil er weder zu den Pietisten vom Schlage eines Johann Heinrich Jung-Stilling gezählt werden kann, noch auch zu den aufgeklärten Theologen wie Johann David Michaelis oder Johann Salomo Semler, noch auch zu denjenigen orthodoxistischen Theologen wie Johann Melchior Goetze, mit dem sich Gotthold Ephraim Lessing einst stritt. Vielmehr muß Hebels Theologie als eine selbständige begriffen werden, als eine Theologie eigenen Rechts und Gepräges. Hebel paßt in keine einzelne Schublade. Das macht ihn für uns immer wieder neu interessant und lesenswert: Hebel sträubt sich gegen jede Schublade, weil jede von ihnen ihm etwas abschneiden und abklemmen würde. Wer Hebels Theologie begreifen will, der muß Abstand von eindimensionalen Erklärungsmustern nehmen. Erst dann wird man entdecken können, daß Hebel eine Reise antritt zurück zu den zentralen Inhalten reformatorisch-protestantischer Theologie. Und erst dann wird man merken dürfen, daß Hebel auf dieser Reise die Bibel als Grundlage von allem Reden von Gott wiederentdeckt und sich deswegen kritisch mit der Theologie der Aufklärung auseinandersetzt.

Dies ist in der bisherigen Hebel-Forschung übersehen worden. Denn in einer Vielzahl von Aufsätzen, Lexikon-Artikeln, Biogra-

phien und sonstigen Beiträgen über Hebel war man sich bisher einig: Hebel sei ein aufgeklärter Theologe wie viele seiner Zeitgenossen auch. Hebel sei ein Rationalist, der sich lieber an die menschliche Vernunft als an eine göttliche Offenbarung hält. Auch hat man Hebel zu den sog. Physikotheologen gezählt, zu einer Gruppe von aufgeklärten Theologen also, die Gott rein menschlich-vernünftig aus der Betrachtung der Natur beweisen wollten und eine göttliche Offenbarung durch das Wort für unmöglich hielten. Seit Jahrzehnten singen die Hebel-Forscher diesen einstimmigen Gesang in trauriger Eintracht. Es wird Zeit für eine Dissonanz. Denn die belebt das Gehör. Und dissonant erzählt, predigt und schreibt Hebel allemal. Die Dissonanz wird hörbar, wenn man Hebel selbst liest und seine theologischen Äußerungen in seinen Predigten, dem Katechismus, den Biblischen Geschichten und auch in seinen Kalenderbeiträgen mit der zu Hebels Zeiten üblichen Durchschnittstheologie vergleicht. Dann nämlich zeigt sich, daß Hebel ein kritischer Denker — man würde heute sagen: ein „Querdenker“ — gewesen ist. Ein theologischer Querulant war dieser Hebel, auch wenn man ihn oft als den braven, unkritischen und naiven Heimatdichter hat einordnen wollen. So quillt doch aus seinem scharfsinnigen Humor eine scharfe biblische Kritik an einer sich selbst genügenden Aufklärung. Denn der aufgeklärten Einseitigkeit der Theologie, die sich nur auf die menschliche Vernunft und die Natur immerzu berief, war Hebel zutiefst abhold. An dieser Stelle

muß ich mich kurz fassen, und Hebel kann hier ein Vorbild sein, der sich mit der Kalendergeschichte der kurzen Form der Kurzgeschichte befaßt hat. Deswegen soll diese These hier nur in einer Hinsicht entfaltet werden, die sich als Frage so formulieren läßt: „Wie steht Hebel zur Natur, d. h. zu Gottes Schöpfung?“

Um diese Frage in ihrer Tragweite erfassen zu können, muß zurückgefragt werden. Da muß man sich in ein neues Gespräch mit den Vätern der Theologiegeschichte begeben. Ausgehend von einer Stelle im Römerbrief (1,19 f) und vielen weiteren Bibelstellen (z. B. Ps 19,2 f: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern“) haben die Theologen durch die Jahrhunderte immer wieder versucht, Gottes Offenbarung durch seine Schöpfung aufzuzeigen. In Röm 1,19 spricht Paulus von den Heiden, die zwar keine göttlichen Schriften Alten Testaments gehabt haben, aber dennoch Gott aus den Werken der Schöpfung hätten erkennen können. „Denn was man von Gott weiß, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart. Damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt“. Von dieser biblischen Grundlage aus hat schon der lateinische Kirchenvater Augustin gelehrt, daß Gott gewissermaßen ein Bibliothekar einer kleinen Bibliothek ist und sich durch zwei Bücher den Menschen zu erkennen gibt: Durch die Bibel und durch die Schöpfung, die Augustin ebenfalls ein Buch nennt. Der „orbis terrarum“, der gesamte Erdkreis ist nach Augustin ein „liber“, ein Buch²). In ein und demselben Schreibakt hat Gott zwei Bücher verfaßt: Bibel und Natur. Deswegen gehören diese beiden Bücher von Anfang an zusammen. Man könnte auch sagen: Das Bilderbuch der Natur wird erst

wirklich lesbar, wenn uns Gott das nötige Wörterbuch dazu gibt: Die Bibel.

Schon die klassische Theologie fällt also nicht mit der Tür ins Haus. Sie will nicht zwanghaft missionieren, und sie will Glaubenswahrheiten nicht mit dem Hammer einhämmern und aufdringen. Sondern schon die alten Theologen bemühen sich um die Frage, wie die Verkündigung Gottes auf eine pädagogisch durchdachte Art stufenweise den Menschen nahe gebracht werden kann. Alle Theologie fängt daher mit dem Naheliegendsten an: Mit der Betrachtung der Natur. Man könnte auch sagen: Die natürliche Gotteserkenntnis ist eine Vorschule des christlichen Glaubens, eine Grundschule. Und wer diese Grundschule besucht, wer die Natur betrachtet, der wird neugierig wie ein kleines Kind in der ersten Klasse und stellt eindringliche Fragen. Wer ist der Schöpfer der Welt? Wer sorgt für Frühling, Sommer, Herbst und Winter? Für Tag und Nacht? Saat und Ernte? Wer gibt Gedeihen? Deswegen ist die Natur eine Schule, in der der Mensch das Staunen und das Fragen lernen kann. Aber die Natur allein bleibt stumm und gibt keine Antwort. Anders gewandt: Durch die Betrachtung der Natur kann ich zu einer Vermutung kommen, zu einer Ahnung gelangen, daß ein Gott sein müsse. Aber die Natur stiftet keine glaubende Gewißheit. Diese vielmehr wird erst durch die Bibel und die biblische Verkündigung gestiftet. Deswegen bedarf das Buch der Natur der Kommunikation. Jeder Mensch lebt in kommunikativen Strukturen. Er bedarf der Anrede, er braucht einen Gesprächspartner, mit dem er sich austauschen kann. Ebenso verhält es sich mit Gottes Schöpfung. Sie lebt von der Kommunikation. Sie braucht einen Gesprächspartner und findet ihn in und mit der Bibel. Wahrhaft verständlich wird die Schöpfung erst, wenn sie mir zum Aufruf und zur Einladung wird, die Bibel zur Hand zu nehmen und in ihr die Erzählungen über Gottes Geschichte mit der Menschheit zu lesen. Nimm hin und lies! Die menschliche

Vernunft kann die Natur betrachten und sich aus eigener Kraft zu einer Ahnung Gottes aufschwingen. Zu einer Ahnung, daß ein höheres Wesen sein müsse, das Ursprung und Urheber der Welt sei. Aber ich habe dann nur diese Ahnung, aber keine Gewißheit, keinen Verlaß. Deswegen muß die Vernunft erleuchtet werden durch das Licht der Offenbarung. Und dieses Licht wird dem Menschen in der Bibel von dem geschenkt, der selbst das Licht ist. Ein Licht, durch das ich auch Gottes Schöpfung erst richtig verstehen und lesen lernen kann und darf. Die Vernunft allein ist ein verzagtes, einsames Ding, wenn sie nicht durch Gottes Anrede an mich, durch das göttliche Wort gerufen, berufen, erleuchtet und neu wird.

Die Verhältnisbestimmung von Buch der Natur und Bibel, von Vernunft und Offenbarung, findet sich in mannigfaltigen Spielarten als eine Kernaussage bei vielen Theologen. Bei Augustin in der Antike, bei Nikolaus Cusanus und Raimundus Sabundus im Mittelalter, bei den großen Lehrern der protestantischen Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts wie z. B. Johann Gerhard und bei vielen anderen, mitunter auch bei Wilhelm Baier, aus dessen Lehrbuch Hebel in Erlangen Dogmatik gelernt hat³).

In der Theologie der Aufklärungszeit allerdings wurde dieses Miteinander von Bibeldbuch und Naturbuch von vielen Theologen aufgelöst. Früher hatte man gewissermaßen von einer Ellipse gesprochen, in der es zwei Brennpunkte gab: Bibel und Schöpfung, die sich gegenseitig erklären. Jetzt allerdings wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts aus der Ellipse immer mehr ein Kreis mit nur noch einem Mittelpunkt. Alles begann sich um den rein vernünftig aus der Natur erkennbaren Gott zu drehen. Und so wurde die Vernunft immer mehr zum Dreh- und Angelpunkt auch des theologischen Denkens. Schon die englischen Physikotheologen Matthew Tindal und William Derham meinten, daß Gott selbst das höchste Vernunftprinzip sei und

sich deswegen auch alle göttliche Offenbarung der Vernunft völlig gemäß einzurichten habe. Beide unternehmen auf je eigene Weise, um ein Wort des Philosophen Immanuel Kant zu gebrauchen, den „Versuch der Vernunft, aus den Zwecken der Natur auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften zu schließen“⁴). Gott ist selbst Vernunft. Und deswegen kann Gott nichts unternehmen haben, was über die Vernunft geht oder gegen die Vernunft ist. Eine übernatürliche Offenbarung Gottes durch Wunder etwa, überhaupt eine übervernünftige Veranstaltung Gottes kann daher nicht angenommen werden. „Nothing unreasonable . . . can come from a God, of unlimited, universal, and eternal Reason“⁵). Wahr kann im eigentlichen Sinne nur das sein, was der menschlichen Vernunft gemäß ist, ihr als wahr erscheint. Die Vernunft emanzipiert sich hier neuzeitlich-aufgeklärt und wird zum Meilenstein auch der Theologie. Die Bibel dagegen verliert an Bedeutung und tritt in das zweite Glied zurück: „Scripture can only be a secondary Rule“⁶).

So entsteht eine natürliche Theologie, die die Vernunft zur richtenden Instanz darüber erhebt, wie Gott wirken kann und wie nicht. In Deutschland wurde diese rein auf die Vernunft aufbauende Theologie z. B. von Hermann Samuel Reimarus⁷) vertreten. Jedem Menschen ist Gott ohne Bibel und Offenbarung bloß aus der vernünftigen Betrachtung der Naturgesetze erkennbar und beweisbar. Und so beobachteten viele Aufklärungstheologen die Naturgesetze und meinen, Gott habe sie ein für allemal festgesetzt am Anfang der Welt. Gott könne diese Naturgesetze nicht durch Wunder durchbrechen. Denn dann wäre er ja nicht allmächtig, wenn er seinen einmal festgesetzten Plan aufgeben und ihn sozusagen korrigieren müßte durch übernatürliche Handlungsweisen. Gott müsse vielmehr als allwissend dergestalt gedacht werden, daß er seinen allweisen Plan so einzurichten fähig gewesen sei, daß er für alle

erdenklichen Fälle göttlicher Handlung zu reiche. So erhebt sich die Vernunft zum Richter über Gott, indem sie ihm vorschreibt, wie er vernünftig und den Naturgesetzen gemäß zu handeln habe: Rein vernünftig und nicht durch Wunder. Gott wird zum Gefangenen seines einmal festgesetzten Plans für alle Ewigkeit.

Nicht verwunderlich ist es daher, daß ein Theologe wie z. B. Johann Friedrich Häseler, dessen Werk „Betrachtungen über die natürliche Religion“⁸⁾ Hebel besaß, nur noch ein Buch kennt, das zur untrüglichen Gotteserkenntnis ausreichend sei. „Die Natur ist das große Buch, darin die Eigenschaften Gottes, mit großer deutlicher Schrift aufgezeichnet stehen, und dessen Durchlesung allezeit mit dem reizendsten Vergnügen, und der angenehmsten Beruhigung verbunden ist. Allenthalben, wo ich hinsehe, finde ich Macht, Weisheit und Güte, Proportion, Ordnung und Vollkommenheit“⁹⁾. Auch bei Johann Wolfgang von Goethe z. B. vereinsamt das Buch der Natur und ist nicht mehr auf das Bibel-Buch bezogen. „Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet“¹⁰⁾.

Ganz im Unterschied zu der zeitgenössisch-aufgeklärten Trennung der beiden Bücher bindet Hebel das zerfledderte zweibändige Werk wieder in den einen für beide vorgesehenen Buchdeckel. Hebel ruft die Menschen zur Bibel zurück, indem er die biblische Sprache unaufhörlich neu einübt. Immer wieder läßt Hebel darum die Bibel-Sprache auch in seine Kalenderbeiträge einfließen. Hebel wählt als Ort für die Verkündigung nicht nur die Kanzel, sondern auch das säkulare Medium des Kalenders. Die biblische Botschaft erhält bei Hebel eine neue Heimat in den Kalenderbeiträgen des „Rheinländischen Hausfreundes“. Hebel ist hier beides: Er ist Aufklärer, indem er die Menschen von alteingesessenen Vorurteilen und vom Aberglauben befreit. Er ist Aufklärer, indem er sich als Pädagoge darum kümmert, alltäglich brauch-

bares Realienwissen zu vermitteln. Deswegen informiert Hebel seine Leser in den „Betrachtungen über das Weltgebäude“ etwa über den Lauf der Gestirne, die Distanz derselben zur Erde, deren Umfang und Durchmesser und vieles anderes. Aber wie gesagt: Hebel ist beides: Aufklärer und Herold der christlichen Botschaft, Prediger im eigentlichen Sinne des Worts. Und das macht die Radikalität der Aufklärung Hebels aus: Daß er nämlich beides miteinander zu verbinden weiß. Hebel will von dem Aberglauben befreien, als regierten die Kometen die Geschicke auf Erden und als seien sie Grund für böse Geschicke auf ihr. Aber diese Bekämpfung des Aberglaubens führt Hebel zu seinem eigentlichen und zentralen Anliegen: Nämlich Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt zu verkündigen, der alles in seinen Händen trägt, nährt und begleitet. Und immer wieder läßt Hebel die biblische Botschaft versteckt und verdeckt in seine Texte einfließen. Hebel ist biblischer Prediger im Verborgenen, er arbeitet im biblischen secret service under cover. Hebel ist Künstler der Masquerade. Indem Hebel als astronomisch versierter Kalendermann auftritt, avanciert er zum Prediger der biblischen Botschaft. „Also will jetzt der Hausfreund von neuem eine Predigt halten: erstlich über die Erde und über die Sonne, zweitens über den Mond, drittens über die Sterne“¹¹⁾. Bibel und Buch der Natur sind bei Hebel wechselseitig aufeinander bezogen und erklären sich gegenseitig. Nach Hebel ist die Schöpfung „das große Buch voll goldner Buchstaben“¹²⁾: „Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch“¹³⁾. Mittel gegen Aberglauben, aber auch gegen die Sünde stehen im Buch des Himmels. Auch hier zeigt sich Hebels doppeltes Geschäft als Aufklärer und Prediger. Er lehrt den Himmel lesen, und so entkräftet der Himmel selbst den Aberglauben. Aber Hebel öffnet dem

Leser den Himmel auch, um ihn an Gott zu erinnern. So wird der Himmel zu einer Arznei gegen die Sünde: Gegen die Sünde, die vor allem und hauptsächlich darin besteht, daß der Mensch sich von Gott abwendet und sich die Gnade Gottes nicht gefallen läßt. Der Aufklärer Hebel hat es mit der Entkräftung des Aberglaubens zu tun, der Prediger Hebel mit der Vergebung der Sünde.

Allerdings ist das Buch des Himmels mit seinen goldenen Buchstaben nicht schon aus sich heraus verständlich, sondern der Mensch braucht einen Übersetzer, einen Dolmetscher, der ihm die Sprache der Natur in die Sprache der Bibel hinüberträgt und übersetzt. „Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dollmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und ließt darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Strasse ist, und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer“¹⁴). Die Predigt also, die der Hausfreund hält, dient nun als Übersetzung und Verdolmetschung des Buches der Natur. Hebel übersetzt die Fremdsprache der Natur in die Sprache des Psalters. Und er hat sich dies nicht nur als Programm für die „Betrachtungen über das Weltgebäude“ vorgenommen, sondern er löst dies Versprechen an vielen Stellen auch wirklich ein. Hebel fungiert als Übersetzer, als Hermeneut, wenn er z. B. die Betrachtung der Sterne zum Anlaß nimmt, Gott zu verkündigen, der alles geschaffen hat, alle Dinge auf Erden erhält und versorgt und bei allen Dingen, die geschehen, zugegen ist. Wie versprochen übersetzt Hebel die Sprache der leuchtenden Sterne in Psalmen- und Propheten-Worte: „Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hän-

de Werk (vgl. Ps 102,25 f). Der zweyte sagt: Bin ich nicht ein Gott der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott der ferne sey? Meynest du, daß sich jemand so heimlich verbergen könne? (vgl. Jer 23,23 f) Der Dritte sagt: Herr du erforschest mich und kennest mich, und siehest alle meine Wege (vgl. Ps 139, 1.3). Der vierte sagt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und Adams Kind, daß du dich sein annimmst? (vgl. Ps 8,5) Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen spricht der Herr (vgl. Jes 49,15)¹⁵). Wie geht Hebel hier vor? Anders als viele Theologen der Aufklärungszeit spielt er die natürliche Erkenntnis Gottes nicht gegen die Bibel aus, sondern er läßt Natur-Buch und Bibel kommunizieren und aufleben. Hebel läßt sich beide gegenseitig auslegen und kommentieren.

Dies ist ein Beispiel dafür, wie Hebel Kritik an seinen aufgeklärten Zeitgenossen übt: Hebel entwirft keine großen Programme der Kritik, sondern er übt Kritik im Stillen. Er greift auf die alte, seit Augustin bekannte Verhältnisbestimmung von Natur und Bibel zurück und bringt sie im Kalender neu zur Sprache und zur Anwendung.

Hebel schlägt seinen Lesern das Buch der Natur auf und liest mit ihnen gemeinsam darin. Gleichzeitig will Hebel seine Leser zu einer neuen, gemeinsamen Lektüre der Bibel anreizen. Kalenderlektüre und Bibellesen hängen für und bei Hebel auf das engste zusammen. Auf diese Weise wächst in der Gemeinde der Kalenderleser im Stillen die Gemeinde bibellesender Christen. Unaufdringlich, humorvoll und erzählend betreibt Hebel Gemeindeaufbau in der aufgeklärten, säkularen Welt.

So ist Hebel als Kalendermann und Prediger ein Autor, der im Dienste steht. Denn Hebel als Poet tritt einen Schritt zurück, läßt Gott als Poeten und Autor hervortreten. Hebel erinnert daran, daß Gott ein Poet ist. Das Wort „Poet“ kommt vom griechischen Verb

„poiein“ und bedeutet „machen“. Gott ist Schöpfer der Welt, da er das Buch der Natur als schaffender Poet geschrieben hat. Und Gott ist Autor, da er sich der menschlichen Schriftsteller bedient hat, die die Urkunde seiner Offenbarung geschrieben haben: Die Bibel. „Denn ist nicht Gott selbst der erste und größte Dichter, Ποιητης (= Poet) in beyderley Sinn des Worts? Die ganze Idee des Weltalls mit allen seinen Theilen und Entwicklungen war in Gott, ehe sie realisirt wurde, ein großes harmoniereiches Gedicht, herausgegeben ANNO MUNDI I. (= im ersten Jahr) und bis jetzt noch nicht nachgedruckt“^{15a}). Gott ist Erfolgsautor zweier Bestseller, die trotzdem nur eine Auflage erlebt haben: Natur und Bibel.

Wie der Prediger dem Wort Gottes nachdenkt und es in neue Sprache hinübersetzt, so deckt Hebel im ab- und zunehmenden Mond z. B. die biblische Schöpfungsgeschichte auf, derzufolge Gott am ersten Tag das Licht von der Finsternis schied („Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht“, 1. Mose 1,4 f). „Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsterniß scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählig besiegt wird“¹⁶). So wie der Mensch am Himmel die Schöpfungsgeschichte nacherzählt nachlesen kann, kann er auch die Verheißung des Jüngsten Tages himmlisch lesen. Am Jüngsten Tag soll alles neu werden. Da soll eine neue Schöpfung aufgerichtet werden, in der es keine bedrohende Nacht mehr geben wird. Dann nämlich wird alles Licht sein („Die Sonne soll nicht mehr des Tages dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten; sondern der Herr wird dein ewiges Licht und

dein Gott wird dein Preis sein“, Jes 60,19). „Also wäre es wohl möglich, daß sie (= die Sonne) ein fester, mit mildem Licht umflossener Weltkörper sey, und daß auf ihr Jahr aus, Jahr ein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und ist dort, wie im neuen Jerusalem keine Nacht und kein Winter, sondern Tag, und zwar ein ewiger freudvoller Sabath und hoher Feyertag“¹⁷). Auf diese kunstvolle und bildreiche Weise wird bei Hebel der Himmel zum Lehrbuch und zum Lesebuch der Geschichte der alten Schöpfung und der neuen Schöpfung.

Aber der Himmel ist gleichzeitig ein Geschichtsbuch, das erzählt, daß der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs die Juden als sein Erstlingsvolk erwählt hat. Über die unendliche Zahl der Sterne sagt Hebel: „Also können wir in der schönsten reinsten Sternennacht kaum die Hälfte sehen, und sind doch so viel, und wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nemlichen da, sondern andere; deswegen heißt es mit Recht: So jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch deine Nachkommen zählen, nemlich die Juden“¹⁸). Um seine christlichen Leser daran zu erinnern, daß sie im neuen Bunde Gottes mit den Menschen auf den Stamm des jüdischen Volkes aufgepfropft sind, predigt Hebel hier 1. Moses 13,16: „Kann ein Mensch den Staub auf Erden zählen, der wird auch deinen Samen zählen“. Der Himmel erzählt von der Verheißung Gottes an Abraham, er wolle ihn zu einem zahlreichen Volk machen, das so zahlreich ist wie die Sterne am Himmel (vgl. 1. Mose 15,5).

Weil Hebel die Bibel und die Schöpfung liebte, weil man aus ihnen Gott erkennt, liebte er auch die Juden, weil man an ihren Geschicken erkennt, daß Gott sie nicht verläßt. Hebels berühmtes „Sendschreiben ... über das Studium des jüdischen Charakterpräges und dessen Benützung auf Bibelstudium“¹⁹) hat schon Juden wie Ernst Bloch und

Walter Benjamin für Hebel begeistert. Denn für Hebel sind die Juden ein wichtiges Kapitel im Buch der Natur, aus dem Christen von Juden lernen können, wie sie ihre Bibel zu verstehen haben. Hebel beobachtet die Juden, verfaßt aber keine soziologische Abhandlung über sie, sondern liest sie biblisch. Hebel lebt in der Zeit, in der es viele Bestrebungen gab, den Juden zur bürgerlichen Gleichberechtigung zu verhelfen. Diese Bestrebungen waren getragen von der aufgeklärten Einsicht in die jedem Menschen ohne Ansehen der Person und der Religion eignende Menschenwürde. Allerdings wurde die wirkliche Gleichberechtigung der Juden vielerorts von Bedingungen abhängig gemacht. Viele nämlich waren der Meinung, die Juden müßten erst noch von den Christen lernen, wie man zu einer wirklichen Moralität und Sittlichkeit komme.

Hebel jedoch kehrt dieses Lehrer-Schüler-Verhältnis um: Nicht die Juden haben von Christen zu lernen, sondern die Christen von Juden. Hierzu betrachtet Hebel die Juden von der Bergpredigt aus. Dort nämlich ist in Jesu Predigt von den Vögeln die Rede, die nicht nähen und nicht spinnen, aber doch von Gott gekleidet werden. Deswegen sagt Hebel über die Juden: „Sie nähen nicht und spinnen nicht, und er kleidet sie doch“²⁰). Das ist ein Zitat aus Mt 6,28. Brisant jedoch ist der Zusatz, den Hebel wählt, indem er fortfährt: „... und sorgt noch für das Schutzgeld“, ein Geld, das die Juden an die jeweiligen Gemeinden zu entrichten hatten, in denen sie lebten. Ähnlich wendet Hebel auch Mt 6,26 auf die Juden an: „Sie säen nicht und ärndten nicht, sammeln nicht in die Scheuren, und ihr himmlischer Vater nähret sie doch“. Und wieder ist es der Zusatz, in dem sich eine scharfe Kritik Hebels an dem Umgang der Obrigkeit mit den Juden erkennen läßt: „... selbst in Teutschland, was viel heist“. Hebel lehrt die Christen das Neue Testament lesen, indem er ihnen zeigt, daß sich die Bergpredigt vor ihren Haustüren abspielt, daß sie dort inszeniert wird. Deswegen kann Hebel

die Juden als Auslegung der Bibel betrachten. Denn die Juden — Hebel nennt sie liebevoll „Abrahams Kinder“²¹) — „sind und bleiben zu dem Ausspruch: Sorget nicht für den andern Morgen, die lebendige Exegese“²²) (vgl. Mt 6,34).

Von Hebel können wir manches lernen für den Dialog zwischen Juden und Christen, aber auch für den Dialog zwischen Naturwissenschaften und Theologie. Deswegen ist Hebels Theologie so vielversprechend, weil sie versucht, die Bibel und die Natur miteinander zu versprechen. Hebel verspricht das Bibel-Buch mit dem Natur-Buch. Denn Hebel läßt das Versprechen Gottes, seine Verheißungen, in der Natur lesbar werden. Und hierzu gehört auch, daß Hebel das Versprechen Gottes an die Juden immer wieder in Erinnerung ruft und es in die Natur gewissermaßen hineinmalt. Dies ist das Besondere an Hebels Theologie: Daß er eine Theologie der Schöpfung und der Natur treibt, ohne wie viele seiner aufgeklärten Kollegen die göttliche Offenbarung und die Bibel zu negieren oder zurückzusetzen. Nicht nur in dieser Hinsicht ist Hebel eng verwandt mit dem Königsberger Theologen und Philosophen Johann Georg Hamann, der in ganz ähnlicher Weise den Zusammenhang von Bibel und Natur-Buch wiederentdeckte. Wie bei Hebel bedarf es auch nach Hamann z. B. einer Übersetzung der Buchstaben und Sätze, die im Buch der Natur stehen. „Die Natur ist herrlich, wer kann sie übersehen, wer versteht ihre Sprache? Sie ist stumm, sie ist leblos für den natürlichen Menschen. Aber die Schrift, Gotteswort, die Bibel, ist herrlicher, ist vollkommener, ist die Amme, die uns die erste Speise giebt, die Milch, und die uns stark macht, allmählich auf unsern eigenen Füßen zu gehen“²³). Auch Hamann legt beide Bücher nebeneinander und liest, indem er vergleicht. Erst so wird die Geheimsprache der Natur entschlüsselt. „Alle Erscheinungen der Natur sind Träume, Gesichter, Räthsel, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben. Das

Buch der Natur und der Geschichte sind nichts als Chyffern, verborgene Zeichen, die eben den Schlüssel nöthig haben, der die heilige Schrift auslegt und die Absicht ihrer Eingebung ist²⁴).

Auch Johann Gottfried Herder betreibt einen biblischen und natürlichen „Unterricht unter der Morgenröthe“²⁵), entdeckt die hebräische Poesie des Alten Testaments und lehrt aus den beiden Büchern, aus denen auch Hebel seinen Unterricht vorbereitet und betreibt. Dabei kann auch Herder das „Geschrei“ nicht verstehen, „Gott solle und müsse sich allein durch die Natur offenbaren“²⁶). An jedem Morgen wiederholt sich nach Herder die Schöpfungsgeschichte. Denn die aufgehende Sonne ist es, die die Erzählung von der Schöpfung 1. Mose 1 nacherzählt — Tag für Tag. „In der Morgenluft webt der göttliche Kommentar über das erste Kapitel des ersten Buchs Moses!“²⁷). Ein weiterer Geistesverwandter Hebels ist auch Matthias Claudius, dem ebenfalls — angeregt durch Herder — Geschöpf und Schrift untrennbare Partner sind. „So knüpfte Gott seine Offenbarung an die Morgenröthe, das schönste und freundlichste Bild unterm Himmel, das allen Völkern der Erde aufgeht und sie jeden Morgen an die Offenbarung und an ihren Schöpfer und Vater — gnädig, barmherzig und von großer Güte — mit Kraft und Leben erinnern könnte; oder vielmehr, Gott webte diese seine Offenbarung in die Buchstaben der Morgenröthe“²⁸).

Hebel gehört also zu einer erlesenen Schar von Geistern, die der theologischen Aufklärung kritisch gegenüberstehen. Alle drei unternehmen die schwierige Gratwanderung, Natur und Bibel, Offenbarung und durch Offenbarung erleuchtete Vernunft im rechten Verhältnis zueinander zu halten. Wahre Aufklärung bedeutet für Hebel, eine Offenbarung zu glauben, die sich am Jüngsten Tag aufklärend vollenden wird. Wahre Aufklärung hat es mit dem offenbarenden Handeln Gottes zu tun, da die Natur allein dem Men-

schen keine Gewißheit geben kann, auch nicht die Betrachtung der Naturgesetze. „Fragt die allgemeinen Gesetze der Natur, unter denen der Gute mit dem Bösen leidet, und der Böse mit dem Guten erquickt wird, — ihr versteht sie nicht . . . Und es ist doch je gewißlich wahr, und ein so theueres werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen“²⁹).

Natur-Buch und Bibel bilden den doppelten Faden durch Hebels theologische Biographie hindurch. Diese beiden Bücher haben ihm stets als Geländer gedient, um seinen verschiedensten schriftstellerischen, dichterischen, homiletischen und sonstigen Aufgaben gerecht zu werden. Die Natur biblisch zu lesen und lesen zu lehren: Das könnte als eine der zentralen Lebensaufgaben Hebels gelten. Dieses Ziel hat er schon in seinen frühen Predigten verfolgt. Und dieses Ziel hat er schließlich in seinem Alterswerk, in den „Biblischen Geschichten“ erreicht. Daß gerade dieses Werk Hebels letztes sein sollte (— jedenfalls das letzte, das zu seinen Lebzeiten erschienen ist —), ist höchst bedeutsam: Die Bibel hat bei Hebel das letzte Wort. Ohne Bibel kein Hebel.

In seinen „Betrachtungen über das Weltgebäude“ hat Hebel die Himmelskörper erklärt und sie deswegen in Bibelsprüche übersetzt. Jetzt, in den „Biblischen Geschichten“, kehrt Hebel diese Methode um. Jetzt erklärt er die biblischen Erzählungen, indem er sie in die Natur hinein übersetzt, ganz genau so, wie Jesus das in seinen Gleichnissen vom Acker, der selbstwachsenden Saat und vom Säemann getan hat (Mk 4). Hebel hatte im Kalender alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Sterne in Bibelverse zu verwandeln. Jetzt verwandelt sich Johannes der Täufer, der Vorläufer Jesu, in den Morgenstern, der Orientierung in der Nacht gewährt. „Als die Zeit sich nahete, daß Jesus die Werke der Erlösung unter den Menschen beginnen sollte, erschien zuerst aus der Wüste hervor Johannes, der Sohn des Priesters Zacharias und der Elisabeth, gleich wie

der Morgenstern aufgeht, wenn die Sonne bald kommen will. Gott giebt oft ein Zeichen vorher, wenn er etwas Großes thun will³⁰⁾. Wieder ist Hebel Dolmetscher, nur diesmal in entgegengesetzter Richtung. Denn Hebel führt die Menschen den Sternen entgegen und läßt sie auf ihnen wohnen, damit sie von dort aus ihre Bibel neu entdecken. Aber Hebel will auch, daß der Mensch nach der Bibellektüre das Fernglas wieder in die Hand nimmt und die Sterne als Merksprüche liest. „Nun denn, weil wir überall die Werke der göttlichen Allmacht vor den Augen haben, die Blumen, die Ähren, den Baum, die Sonne, den Mond, die Sterne, so wollen wir oft an seine Gegenwart denken, und seiner Ermahnung unsere Herzen aufthun: ‚Wandle vor mir und sey fromm.‘ (= 1. Mose 17,1). Solche Sprüchlein, wenn man oft daran denkt, und sie befolgt, sind gleich, als leuchtende Sternlein, mit welchen wir auf guten Wegen bleiben, und zu Gott kommen. Dein Wort, o Gott, ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen“³¹⁾.

Hebel war Moderator. Er moderiert das ewige Selbstgespräch, das Gott mit sich selbst hat, um mit den Menschen zu sprechen. Hebel strukturiert die Gesprächsbeiträge des Poeten Gottes, indem er ihn sowohl biblisch durch die Natur als auch natürlich durch die Bibel sprechen läßt. Deswegen steht als Überschrift über Hebels Werk die biblisch-reformatorische Einsicht, daß die Bibel es ist, die allein Licht spendet: „Dein Wort, o Gott, ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen“ (Ps 119, 105). Das ist Hebels Programm biblischer Aufklärung, der aufklärenden Bibel. Denn: Ohne Bi-bel kein He-bel, denn auch Hebel hatte für die Bibel ein Faible.

Anmerkungen

Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, den ich auf der Tagung „Die großen Themen der Bibel —

mit Johann Peter Hebel gelesen“ in der Evangelischen Tagungs- und Begegnungsstätte Schloß Beuggen (2.—4. Oktober 1992) gehalten habe. Wen das Thema weitergehend interessiert, verweise ich auf mein neues Buch: *Bibel-Sprache, Welt und Jüngster Tag bei Johann Peter Hebel. Erziehung zum Glauben zwischen Überlieferung und Aufklärung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994 (Arbeiten zur Pastoraltheologie 25).

¹⁾ Vgl. nur den jüngst erschienenen Aufsatz von Johannes Schilling, *Johann Peter Hebel als Theologe*, in: *Pastoral-Theologie* 81 (1992), 374—390, wo der Gesang über Hebel, den Aufklärer, erneut zu hören ist.

²⁾ Siehe Aurelius Augustinus, *Enarrationes in Psalmos I—L*, cur. Eligius Dekkers et Johannes Fraipont, *Corpus Christianorum Series Latina* 38, Turnhout 1956, 522.

³⁾ Es handelt sich um das Buch „*Compendium Theologiae positivae*“ von Baier, das 1694 bereits in 3. Auflage erschien und weite Verbreitung fand.

⁴⁾ Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, Akademie-Textausgabe Bd. 5, 436.

⁵⁾ Matthew Tindal, *Christianity As Old As the Creation*, Faksimile-Neudruck der Ausgabe London 1730, hg. von Günter Gawlick, Stuttgart/Bad Canstatt 1967, 179.

⁶⁾ Ebd.

⁷⁾ Vgl. etwa Hermann Samuel Reimarus, *Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion*, 6. Auflage Hamburg 1791.

⁸⁾ Dieses Buch erschien in Leipzig 1787.

⁹⁾ Häsel, 101.

¹⁰⁾ Goethe, *Werke* (Weimarer Ausgabe), Bd. 31, 34.

¹¹⁾ Hebels Werke werden zitiert nach den bereits erschienenen Bänden der ersten historisch-kritischen Gesamtausgabe: *Johann Peter Hebel, Sämtliche Schriften*. Kritisch hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff, Bde. II/III (Erzählungen und Aufsätze) und Bd. V (Biblische Geschichten), Karlsruhe 1990 bzw. 1991. Hier: Hebel III, 295.

¹²⁾ Hebel III, 294.

¹³⁾ Hebel III, 600.

¹⁴⁾ Ebd.

¹⁵⁾ Hebel II, 260 f.

^{15a)} Hebel III, 611

¹⁶⁾ Hebel III, 408.

¹⁷⁾ Hebel III, 299.

¹⁸⁾ Hebel II, 247.

¹⁹⁾ Hebel III, 604—614.

²⁰⁾ Hebel III, 612.

²¹⁾ Ebd.

²²⁾ Ebd.

²³⁾ *Johann Georg Hamann, Sämtliche Werke*, Bd. I—VI, hg. von Josef Nadler, Wien 1949—1957, hier: I, 91.

²⁴⁾ Hamann, I, 308.

²⁵⁾ Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke. Zur Religion und Theologie*, 5. Theil, hg. von Johann Georg Müller, Stuttgart und Tübingen 1827, 110.

²⁶⁾ Ebd.

²⁷⁾ Herder, 124.

²⁸⁾ Matthias Claudius, *Sämtliche Werke*, München o.J., 36.

²⁹⁾ Hebel, *Sämtliche Werke*, 8 Bde., Karlsruhe 1832, hier: VI, 204.

³⁰⁾ Hebel V, 126 f.

³¹⁾ Hebel V, 186 f.

Im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht / Göttingen ist erschienen:

ARBEITEN ZUR PASTORALTHEOLOGIE

25 Johann Anselm Steiger
**Bibel-Sprache, Welt und Jüngster Tag bei
Johann Peter Hebel**

Erziehung zum Glauben
zwischen Überlieferung und Aufklärung
1994. 380 Seiten, kart.
DM 88,- / öS 687,- / SFr 89,50
ISBN 3-525-62334-8

Das Gesamtwerk des Theologen, Dichters, Pädagogen und Kirchenmannes Johann Peter Hebel (1760 - 1826) wird zum ersten Mal einer breiten theologischen Interpretation unterzogen. Gefragt wird dabei hauptsächlich nach Hebels Beitrag zu einer biblischen Schöpfungstheologie (Buch der Natur), nach seiner Neubelebung der Rede von den letzten Dingen (Tod, Auferstehung, Jüngster Tag) und nach der Bedeutung der biblischen Sprache und Botschaft in Hebels Schriften insgesamt. Denn Hebel vermag es, die Bibel-Sprache in das säkulare Medium des Kalenders zu übertragen, sie in seinen seelsorglichen Briefen im Sinne einer Sprachstiftung geltend zu machen und der Bibel so zu ihrem reformatorischen Rang als Grundlage aller Theologie zu neuer Geltung zu verhelfen. Ein besonderes Augenmerk liegt darauf, das Werk Hebels innerhalb der Theologiegeschichte zu verorten.

*Diese Arbeit wurde mit den Ruprecht-Karls-Preis der
Stiftung Universität Heidelberg ausgezeichnet.*

Zudem wurde dem Autor aufgrund dieser Arbeit von der Johann Wolfgang von Goethe-Stiftung in Basel ein 'Prof. Dr. Robert Minder-Stipendium' zuerkannt.

Der Autor: Dr. theol. Johann Anselm Steiger ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Praktisch-Theologischen Seminar der Universität Heidelberg und habilitiert sich z.Zt. in Leipzig im Fach Kirchengeschichte.

Ein Jahrhundert Möbel für den Fürstenhof

Rosemarie Stratmann-Döbler, Karlsruhe

Im Badischen Landesmuseum findet wieder eine Sonderausstellung zu einem landesgeschichtlichen Thema statt: „Ein Jahrhundert Möbel für den Fürstenhof — Karlsruhe, Mannheim, Sankt Petersburg, 1750 — 1850“. Sie wurde gemeinsam mit der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten bei der Oberfinanzdirektion Karlsruhe, die den beweglichen Kunstbesitz des ehemaligen Landes Baden betreut, erarbeitet. Ausstellungen zum Thema Möbel sind äußerst selten; aber das Wagnis lohnt sich, und das Interesse der Medien und des Publikums gibt den Ausstellungsmachern recht.

Zum ersten Mal wird das Möbelschaffen in Baden und in der Kurpfalz in dem oben genannten Zeitraum umfassend vorgestellt. Bei der Sichtung und Auswahl der Stücke aus der Fülle des Materials ergab sich die räumliche und zeitliche Beschränkung beinahe zwangsläufig.

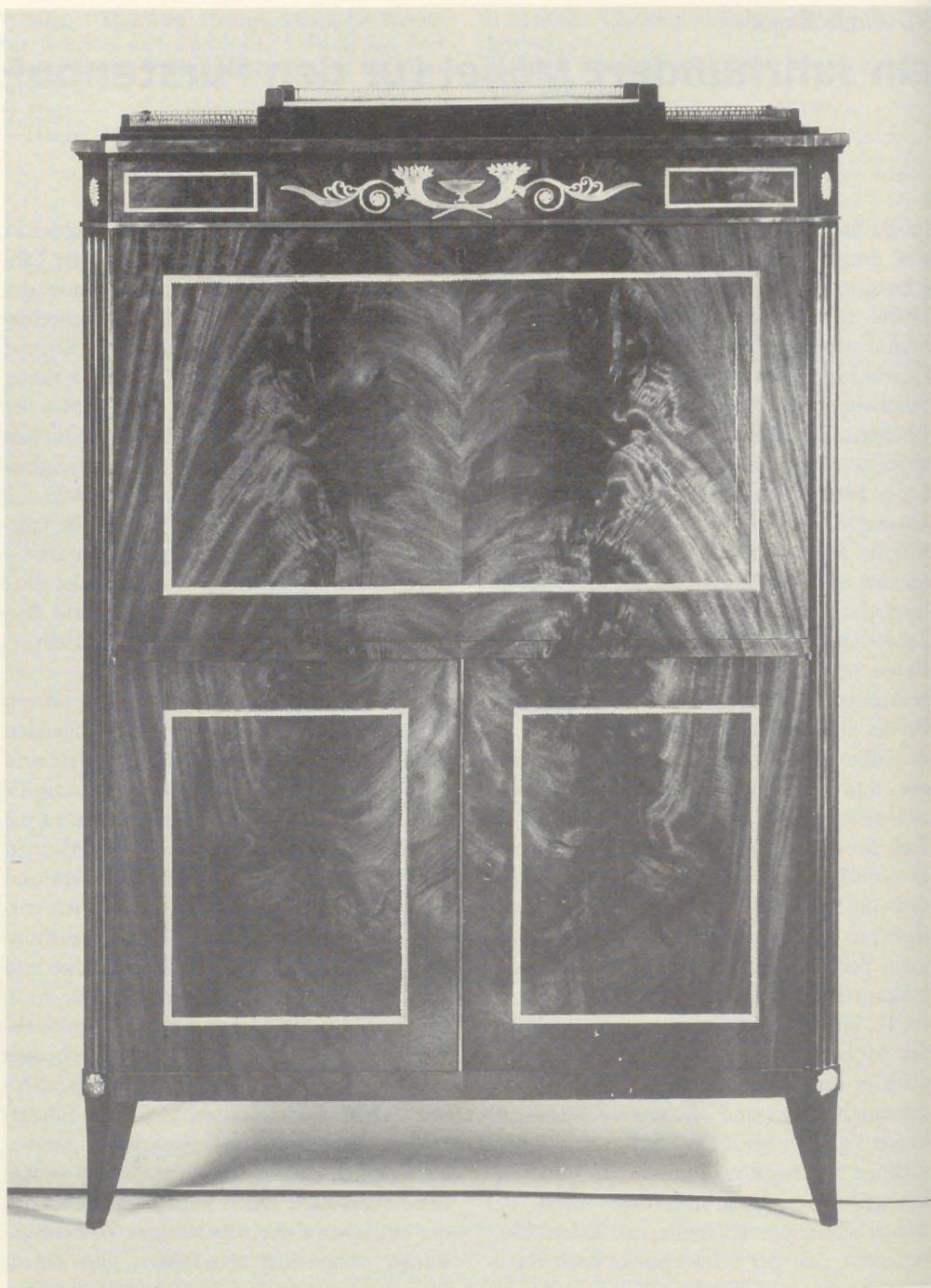
Ziel der Ausstellung ist es, den umfangreichen und sehr qualitätvollen Bestand in Landesbesitz wissenschaftlich erschlossen zu präsentieren und zu zeigen, daß dieses Gebiet jeden Vergleich mit anderen, zum Teil besser bekannten, Möbelzentren bestehen kann.

Im 18. Jahrhundert verläuft die Entwicklung des Möbels in Mannheim und Karlsruhe noch in unterschiedlichen Bahnen, denn in der ranghöheren und reicheren Kurpfalz arbeiteten seit der Mitte des Jahrhunderts einige tüchtige und hochqualifizierte Hof- und Kabinettschreiner; doch mit dem Anfall der rechtsrheinischen Kurpfalz an Baden 1803 verlagerte sich der Schwerpunkt nach Karlsruhe, nachdem sich schon der Wegzug des kurpfälzischen Hofes von Mannheim nach München 1779 nachteilig auf die wirtschaftli-

che und künstlerische Situation ausgewirkt hatte. In Karlsruhe setzte die Blüte der Möbelschreinerei erst richtig gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein, wozu die Hofschreinerei, die 1791 mit markgräflichem Privileg zur „Schreinerfabrik“ erweitert werden konnte, einen wesentlichen Beitrag leistete. Mit der Verbreitung des international einheitlichen Empirestils verliert sich die Eigenständigkeit in den beiden Landesteilen immer mehr. Daher werden die Stücke — für das 18. Jahrhundert noch getrennt, dann gemeinsam — nach einzelnen Stilstufen, vom Rokoko über Klassizismus, Empire, Spätempire und Biedermeier bis zum Historismus vorgestellt.

Um die Kreationen in einen umfassenderen Kontext einzuordnen, werden die prägenden Einflüsse aufgezeigt: im 18. Jahrhundert sind es vornehmlich das französische Louis XV und der Klassizismus. Später übernimmt die Werkstatt David Roentgens in Neuwied einen wichtigen Part; doch auch die schlichten und praktischen Möbel aus England werden vorbildhaft rezipiert. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts werden das französische Directoire und vor allem der Empirestil bestimmend.

Da die Räume im Mannheimer und im Karlsruher Schloß, für die die Möbel ehemals bestimmt waren, aufgrund der Kriegszerstörung nicht mehr existieren, Schloß Schwetzingen hingegen noch besichtigt werden kann, wurde auf Rauminszenierungen weitgehend verzichtet. Doch werden entsprechend der höfischen Etikette bestimmte Wohnsituationen vorgestellt: angefangen von einem Dienerzimmer und einem Boudoir der Kurfürstin Elisabeth Augusta von der Pfalz über eine fürstliche Tafel bis zum badischen



Schreibsekretär, Karlsruhe, Hofschreinerei (?), um 1800—05, Mahagoni auf Kiefer furniert, Staatliche Schlösser und Gärten, OFD Karlsruhe

Foto: Bad. Landesmuseum Karlsruhe



Sessel, Karlsruhe, Hofbildhauer und Hofvergoldter Schaaf, 1782, Nußbaum, geschnitzt und vergoldet, Staatliche Schlösser und Gärten, OFD Karlsruhe

Foto: Bad. Landesmuseum Karlsruhe



Thronessel der Großherzöge von Baden, Gestell wohl Karlsruhe, Bronzen Frankreich, 1838, Linde, geschnitzt und vergoldet, vergoldete Bronze, Seidensamt mit Goldstickerei, Badisches Landesmuseum Foto: Bad. Landesmuseum Karlsruhe

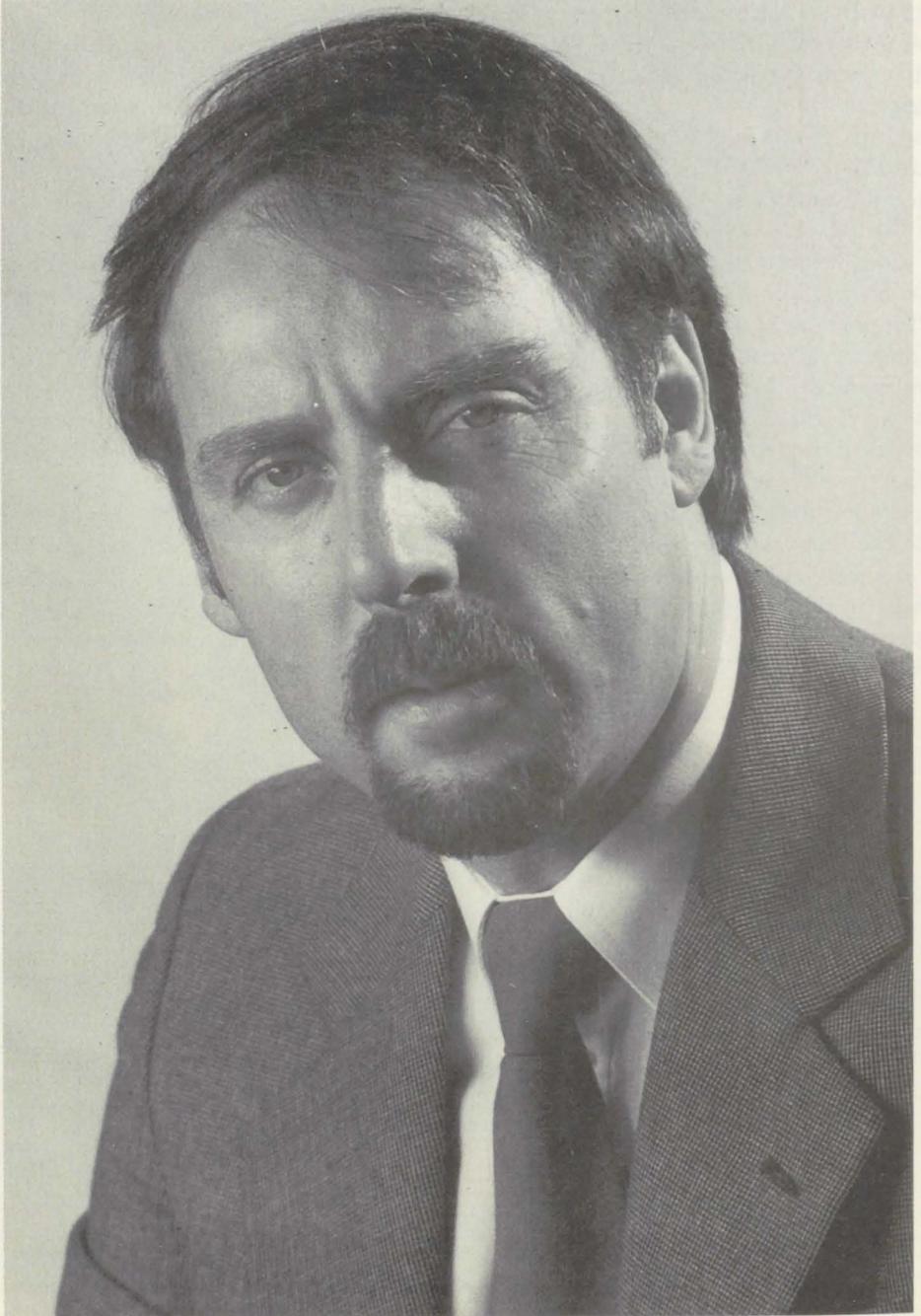
Thronsaal, der einen Höhepunkt der Ausstellung darstellt. Nach vielen Jahren wird erstmals wieder im Karlsruher Schloß der Thronmitsamt seinem bekröntem Kuppelbaldachin gezeigt.

Eine „Ausstellung in der Ausstellung“ bilden einige Werke des wohl berühmtesten badischen Kunstschreiners, des Heinrich Gambus aus Durlach (1765—1832), der jedoch nicht in seiner Heimat sondern im fernen Sankt Petersburg zu Ruhm und Ehre gelangte. Dort hatte er sich, wohl durch Vermittlung David Roentgens, 1790 niedergelassen und wurde zum führenden Lieferanten des Zarenhofes. Sehr gute und treue Kundinnen von ihm waren die Zarrinnen Maria Feodorowna, geborene Prinzessin von Württemberg aus der Linie Mömpelgard, und Elisabeth Alexjewna, geborene Prinzessin Luise von Baden, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig und der Amalie von Hessen-Darmstadt. Dank großzügiger Leihgaben der Schlösser Peterhof und Pawlowsk kann sein Werk in seiner Heimat,

wo er völlig in Vergessenheit geraten war, erstmals vorgestellt werden.

Zur Ausstellung erschien ein umfangreicher Katalog, in dem in 101 Nummern alle Stücke, wissenschaftlich aufgearbeitet und abgebildet sind, davon mehr als die Hälfte in Farbe. Artikel namhafter Experten erläutern die Möbelsituation in anderen Zentren. Beiträge kulturgeschichtlichen Charakters helfen, die Möbel in ihren kultur- und kunsthistorischen Kontext einzuordnen. Darüber hinaus werden auch die Auftraggeber und die Schlösser, für die sie entstanden vorgestellt, ebenso wie die Kunstschreiner, die sie einst schufen. Bereichert wird die Ausstellung durch eine umfassende Didaktik zur Möbelherstellung und zur Holzbe- und verarbeitung.

Die Ausstellung ist zu sehen bis 14. August; geöffnet täglich, außer Montag, von 10—17 Uhr, mittwochs bis 20 Uhr. Ein umfangreiches Begleitprogramm mit Führungen und Vorträgen, auch zu Restaurierungsproblemen, wird angeboten.



Prof. Dr. Peter Assion †

Peter Assion

5. 8. 1941—1. 4. 1994

Waltraut Werner-Künzig, Freiburg

Zum Sommersemester 1991 wurde Prof. Dr. Peter Assion auf den Lehrstuhl für Volkskunde an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und zugleich zum Direktor des Instituts für Volkskunde berufen. In Freiburg ansässige Institutionen und Institute, die sich mit Volks- und Landeskunde und Regionalforschung beschäftigen — auch der Landesverband Badische Heimat — setzten große Erwartungen in eine verstärkte Mitarbeit des neuen Ordinarius für Volkskunde. Die Universität Freiburg als Wirkungsort war ein lang gehegter Wunsch von Peter Assion und er begann seine Arbeit mit viel Elan in der festen Hoffnung, nun Langzeitprojekte einleiten und auf fast zwei Jahrzehnte planen zu können. Nur wenige Semester des Wirkens waren Assion vergönnt. Eine schwere Krankheit, die er tapfer unterdrückte und durch immer neue Initiativen und die Übernahme zusätzlicher Aufgaben zu verbergen suchte, raffte ihn 52jährig dahin.

Peter Assion wurde am 5. 8. 1941 in Walldürn im badischen Odenwald geboren. „Eine Kleinstadt am Rande der Weltgeschichte“ schreibt Hanne Assion-Bausback in ihren „Kindheitserinnerungen an Alt-Walldürn“. Jedoch in den Sommermonaten ist das Städtchen ein „wild wirbelndes Gemeinwesen“, wenn tausende von Wallfahrern — früher als Fußpilger, heute in der Mehrzahl motorisiert — Walldürn aufsuchen. Seit Jahrhunderten und über das Gebiet deutscher Sprache hinaus, hat die Wallfahrt zum Heiligen Blut Bedeutung und Tradition. Walldürn mit immer noch bemerkbaren ländlichen und bäu-

erlichen Zügen lebt seit vielen Generationen in Handwerk, Industrie und Handel weitgehend von der Wallfahrt: Lebzeltenbäckerei, Kunstblumenherstellung, Wachszieherei, Devotionalienhandel und Andenkenkrämerei, neben vielerlei Dienstleistungsgewerben. 1980 hat Peter Assion ein Buch „650 Jahre Wallfahrt Walldürn“ herausgegeben und ein Ortsbuch „1250 Jahre Walldürn“ für 1994 organisatorisch vorbereitet. Es soll unter seinem Namen im Herbst erscheinen.

In der Geborgenheit diese Kleinstadt des Frankenlandes ist Peter Assion aufgewachsen in ähnlicher Bescheidenheit wie seine Mutter aus ihrer eigenen Jugend berichtet. Der Vater blieb in Rußland vermißt, ohne seinen Sohn gesehen zu haben. Hier, in dieser überschaubaren Welt wuchs schon in Schülertagen ein „Heimatforscher“ heran, der durch die Mutter aufmerksam gemacht, alle Sparten des Volkslebens beobachtete und bewußt erlebte: das Gemeinschaftsleben, das volksfromme Brauchtum, das Wallfahrtswesen, aber auch die Alltagskultur und vor allem und aus eigener Erfahrung die bäuerliche Arbeit mit den dazu gehörigen Geräten.

Schon als Gymnasiast hat er mit dem „Ziehwägelchen“ in Walldürn und Umgebung Exponate zusammengeholt für das Heimatmuseum, dessen Bestände er als Student so vorbildlich katalogisiert hat. Als die Schulzeit mit Abitur, bei dem er den Scheffelpreis erhielt, beendet war, spielte Assion mit dem Gedanken Maler zu werden, denn man bescheinigte ihm eine beachtliche Begabung. In dem Band „Blumme und Lichder“ von Han-

ne Assion-Bausback, Walldürn 1989, der auch die o. g. Kindheitserinnerungen der Schriftstellerin enthält, sind Bilder von Peter Assion reproduziert. Seine musische Begabung zeigt sich auch in einer Reihe von Gedichten und nicht zuletzt in seiner Gabe, anschaulich zu schildern und blendend zu formulieren, wie man es aus seinen Veröffentlichungen kennt. Assion entschloß sich aber letztendlich doch für das Studium der Fächer: Volkskunde, Germanistik, Romanistik und politische Wissenschaften. Er studierte 1961 bis 1969 an der freien Universität Berlin und an der Universität Heidelberg. Gerhard Eis wurde sein herausragender akademischer Lehrer in Heidelberg.

1969 veröffentlichte Peter Assion die von Gerhard Eis betreute Arbeit „Die Mirakel der Hl. Katharina von Alexandrien“. Inhalt ist: die volkssprachliche Wunderliteratur des späten Mittelalters und ihre Nachwirkung im Heiligenkult bis zum Barock. Die Arbeit umfaßt 621 Seiten. Sie wurde in Besprechungen hoch gelobt, als in Qualität und Niveau weit über das Maß einer Dissertation hinausgehend. (M. Hain Z. f. Vkd. 66. 1970, 255 ff; R. Wildhaber, Schweizer Archiv für Vkd. 67. 1971, 446 f; L. Schmidt, Österreichische Zeitschrift für Vkd. 73. 1970, 192, u. a. m.) Mit dieser Publikation war die wissenschaftliche Reputation und die akademische Laufbahn von Peter Assion in die Wege geleitet.

Nach Abschluß des Studiums holte Prof. Dr. Johannes Künzig — der ebenfalls aus dem Frankenland stammende Volkskundler — Peter Assion an die Badische Landesstelle für Volkskunde nach Freiburg als Mitarbeiter und bald auch Leiter der Institution. Diese staatliche Arbeitsstelle war hervorgegangen aus den privaten Sammlungen und Forschungen von Johannes Künzig seit den 20er Jahren in den badischen Landschaften und etabliert als Archiv- und Forschungsstelle mit der Aufgabenstellung: Volkskundliche Regionalforschung. Assion hat sich für diese Tätigkeit einen ganzen Katalog von Themen und

Arbeitsschwerpunkten vorgenommen: Funktionswandel des Brauchtums, Historismus und Folklorismus im Brauch und modernen Festwesen, Renaissance des Wallfahrtswesens, neue Tendenzen der Volksfrömmigkeit, Dokumentation alter bäuerlicher Arbeitstechniken, eine Aktion zur Sammlung von Sagen u. a. m.

Als publizistisches Forum begründete Assion zusammen mit Irmgard Hampp (Leiterin der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde) die Reihe „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ Band 1, 1973.

Zehn Jahre war Peter Assion an der Badischen Landesstelle für Volkskunde als Konservator tätig und er hat in dieser Zeit, der weitgehend selbst bestimmten Tätigkeit, mehr als 130 Publikationen vorgelegt, darunter umfangreiche Schriften zur Fachprosaforchung aus dem Grenzgebiet Philologie und Volkskunde. Mit den Arbeiten „Fachprosaforchung und Volkskunde“ und „Altdeutsche Fachliteratur“ und begleitenden Studien, habilitierte sich Assion an der Universität Heidelberg für „Deutsche Philologie und Volkskunde“ und war dort nebenamtlich ab 1975 als Privatdozent tätig.

1980 erhielt Peter Assion einen Ruf auf das Ordinariat für Europäische Ethnologie und Kulturforschung an der Universität Marburg. Zum Wintersemester 1980/81 folgte er diesem Ruf. Fortan mußten sich die Interessen Assions in Forschung und Lehre auf das gesamte Spektrum der Volkskundewissenschaft erstrecken. Doch setzte er immer wieder Schwerpunkte. Herausragend wurde folgendes Projekt: Transformation der traditionellen Volkskultur unter dem Einfluß der Industrialisierung und der Entstehung neuer Kulturformen im 19. und 20. Jahrhundert. Aus einer Fachtagung, die er zu diesem Komplex 1985 organisierte, resultiert der Referateband „Transformationen der Arbeiterkultur“ 1987. Ein nächster Schritt führte zum vorindustriellen Phänomen der Massenauswande-

rung nach USA. Assion erarbeitete mit seinen Studenten ein „Auswanderungs-Archiv“ und vergab Seminar- und Examensarbeiten zu diesem Thema und veröffentlichte selbst zum Themenkomplex „Auswanderung“ — speziell aus Hessen — mehrere Bücher und Aufsätze unter diversen volkskundlichen Aspekten. Assion wurde mehrfach nach USA zu Vorträgen eingeladen und er nutzte diese Aufenthalte, um in Archiven Nachlässe von Auswanderern ausfindig zu machen. Diese wiederholten und engen Kontakte mit Fachkollegen aus USA führten dazu, daß Assion zum Mitherausgeber des „Journal of American Folklore“ gewählt wurde.

Studien zur Auswanderungsforschung, die er selbst „Enthnographie der Migration“ nennt, führten ihn auch nach Kanada und mehrfach nach Südafrika. Meist war ihm zur Seite auf diesen Reisen, als Helferin und Mitbeobachterin, die Mutter, Hanne Assion, der es nun obliegt, den noch unüberschaubaren Nachlaß an Notizen, Aufzeichnungen und Fotos zu sichten.

1993 hat Peter Assion, der Ordinarius für Volkskunde in Freiburg, im Nebenamt auch die Direktion des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde und zugleich auch den Vorsitz der „Kommission für ostdeutsche Volkskunde“ übernommen. Assion hat festumrissene Planungen formuliert. Vorrangig wollte er im Rahmen der internationalen Wanderbewegungen der Gegenwart die derzeitige Remigration der Deutschen aus Rußland bzw. Sibirien und Rumänien untersuchen, insbesondere auch die Probleme der Akkulturation in den Aufnahmeländern. Dieses Forschungsprojekt wird im Johannes-Künzig-Institut unter Leitung von Gottfried Habenicht weitergeführt.

In den beiden von Johannes Künzig begründeten und zusammen mit mir auf- und ausgebauten Archiv-Instituten ist mir Peter Assion, den ich schon aus seinen Studententagen kannte, in Arbeit und Amt gefolgt: 1970 bei der Badischen Landestelle für Volkskunde

und 1993 als Direktor des Johannes Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde. Die nachfolgende Bibliographie der Publikationen des Heimgegangenen, wird sicher der Ergänzung und auch mancher Korrektur bedürfen, aber sie zeichnet ein Bild vom Schaffen und Werk eines Mannes, der in der Blüte seines Wissens und seiner Erfahrung abberufen wurde.

Bibliographie

Vom Dürmer Herzlis-Alis. In: Dürmer Faschenaachtsgesellschaft Fiderer Aff. 10. Fränkisches Narrentreffen in Walldürn, 17. Februar 1963, S. 29 ff.

Die Sagen der Stadt Walldürn. In: Der Odenwald 11. 1964, S. 30—35 und S. 132—135.

Die neuentdeckten Wandschriften und ihre Restaurierung (im Haus „Zum Güldenen Engel“ Walldürn) In: Walldürner Museumsschriften 1. 1964/65, S. 13—25 und S. 77—80.

Der „Güldene Engel“ in der Sage. Ebenda S. 48. Katalog der Bestände des Heimatmuseums. In: Walldürner Museumsschriften 2. 1965, S. 15—76 mit 13 Abb.

Concerning the Haas family of Walldürn, North Baden, Germany. In: R. Raymond Haas, Franz Jacob Haas and Maria Franziska Bauer-Haas, their ancestors and descendants, Los Angeles 1965, S. 2—5 (hektographiert).

Die altfränkische Backstube. In: Der Odenwald 13, 1966, S. 92—98. 1 Abb.

Sagen aus der Stadt Walldürn. In: Der Fränkische Landbote 1966, Heimatkalender für die Kreise Tauberbischofsheim und Buchen und die Kurstadt Bad Mergentheim. Tauberbischofsheim 1966, S. 59—64.

Zur deutschen Überlieferung von Jacob von Jüterbogks „De animabus exutis“. In: Leuvense Bijdragen, Tijdschrift voor Moderne Filologie 55. Löwen/Belgien 1966, S. 176—180.

Zwei unveröffentlichte Rezepte von Philipp Ulstadt. In: Medizinische Monatsschrift 21. 1967, S. 21—24.

Walldürner Heilig-Blut-Bilder in Polen. Ein Beitrag zu volksreligiösen Beziehungen zwischen Mittel- und Osteuropa. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 70. 1967, S. 165—175. 2 Abb.

Sagen aus der Stadt Buchen. In: Der Wartturm, Heimatblätter für Buchen und Umgebung. NF 2. 1967, Nr. 10, S. 1—2.

Lichtspan und Fackelhalter. In: Der Odenwald 14. 1967, S. 121—129. 1 Abb.

Zu dem mittelalterlichen Spruch „von der Kurzsichtigkeit des Menschen“. In: Neuphilologische Mitteilungen LXVIII. Helsinki/Finnland 1967, S. 249—259.

Besprechung: Doris Asmussen, Das Buch der sieben Grade des Mönches von Heilsbronn. Untersuchungen und kritische Ausgabe des Textes. Phil. Diss. Heidelberg 1965, 260 S. In: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. 1967, S. 257.

Die Verehrung Mariens am Gnadenort des Heiligen Blutes. In: Die Kirche St. Marien zu Walldürn. Festschrift zur Kirchenkonsekration am 11. Mai 1968, S. 27—36. 1 Abb.

Die mittelalterliche Mirakel-Literatur als Forschungsgegenstand. In: Archiv für Kulturgeschichte 50. 1968, S. 172—180.

Altarwäsche am Gründonnerstag. Zur Geschichte eines Karwochenbrauches. In: Hessische Blätter für Volkskunde 59. 1968, S. 100—104.

Das Krötenvotiv in Franken. Ein Beitrag zur Phänomenologie des fränkischen Motivbrauchtums. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 1968, S. 65—79.

Die Mirakel der Hl. Katharina von Alexandrien. Untersuchungen und Texte zur Entstehung und Nachwirkung mittelalterlicher Wunderliteratur. Diss. Phil. Heidelberg 1969. Fotomechanische Reproduktion 630 S. mit 7 Abb.

Die Neudenauer Gangolfsmirakel. In: Badische Heimat 49. 1969, S. 311—325, 8 Abb.

Ein Dichter des Frankenlandes. Arthur Trautmann zum 75. Geburtstag. In: Badische Heimat 49. 1969, S. 291—293. 1 Abb.

Der „Dürmer Aff“ und sein Ursprung. In: Festschrift zum 13. Fränkischen Narrentreffen am 8.—9. Februar 1969 in der Römerstadt Borke (Osterburken). Osterburken 1969, S. 73—74.

Heiner Heimberger. Der Volkskundler des Baulandes. In: Welt am Oberrhein. Zweimonatsschrift für Kultur, Wirtschaft und Dokumentation 9. 1969, S. 271—272.

Ein Landshuter Schatzverzeichnis aus dem 15. Jahrhundert. In: Ostbairische Grenzmarken. Passauer Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Volkskunde. S. 303—312 mit 2 Tafeln.

Jakob von Landshut. Zur Geschichte der jüdischen Ärzte in Deutschland. In: Sudhoffs Archiv, Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte 53. 1969, S. 270—291.

Werdegang (Heiner Heimberger). In: Verzeichnis der volkskundlichen Veröffentlichungen von Heiner Heimberger, Adelsheim, 1921—1970. Adelsheim 1970, S. 3—4.

Ein unbekannter „Männchenstein“ beim Walldürn. In: Der Odenwald 17. 1970, S. 67—82. 1 Abb. und eine Bildbeilage und Heft-Titelbild.

Zu Clemens Brentanos Briefen über Besuche in Walldürn. In: Der Odenwald 17. 1970, S. 83—86. Sagenwettbewerb im Landkreis Buchen. In: Der

Wartturm, Heimatblätter für Buchen und Umgebung. NF 5. 1970 Nr. 9, S. 1—4 und Nr. 10, S. 4. Zur Geschichte des Christbaumes im Odenwald. In: Der Wartturm. Heimatblätter für Buchen und Umgebung. NF 5. 1970 NR. 12, S. 1—3.

Die Verehrung des Heiligen Blutes von Walldürn bei Polen und Tschechen. Zusammen mit Stefan Wojciechowski. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 22. 1970, S. 141—167. 10 Abb.

Besprechung: Oesterreichische Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt und herausgegeben durch Franz Ziska und Julius Max Schottky. Faksimile-Ausgabe der 1. Auflage — Pesth 1819 — mit einem Nachwort von Leopold Schmidt, Wien 1969, 290 S. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 15. 1970, S. 154 f.

Besprechung: Gundolf Keil, Der „Kurzer Harntraktat“ des Breslauer „Codex Salernitanus“ und seine Sippe. Diss. med. Bonn 1969, 64 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 66. 1970, S. 236 f.

Die volkskundlichen Sammlungen der Stadt Neudenau. In: Ekkhart, Jahrbuch für das Badnerland 1971, S. 184—193, 4 Abb.

Aberglaube auf dem Sportplatz. In: Schweizer Volkskunde, Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 61. 1971, S. 4—7.

Gestalten der „Dürmer Faschenacht“. In: Närrisches Buchen. Sonderausgabe anlässlich des 14. Fränkischen Narrentreffens in der Bleckerstadt. Buchen 1971, S. 71—73.

Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Hrsg. Peter Assion. Stuttgart 1971. 328 S. = Festschrift für Heiner Heimberger.

Bäuerliches Tagewerk vor der Mechanisierung. Fränkische Beiträge zur Sozialgeschichte, Gerätekunde und landwirtschaftlichen Fachsprache. Ebenda S. 53—94, 16 Abb.

Alte bäuerliche Geräte im Bezirksmuseum Buchen. In: Der Wartturm, Heimatblätter für Buchen und Umgebung. NF 6. 1971, Nr. 6, S. 1—4, 4 Abb. und Nr. 7, S. 1—3, 2 Abb.

Hainstadter Volksglaube. In: Hainstadter Heimatblätter. Hrsg. vom Heimatverein Hainstadt, Heft 34, 1971, S. 59—65.

100 000 Pilger kamen nach Walldürn. Rückblick auf die Wallfahrt in diesem Jahr. In: Konradsblatt. Wochenzeitung für das Erzbistum Freiburg 55. 1971, Nr. 31, S. 10, 1 Abb.

Die St. Erasmuskapelle bei Reinhardsachsen. In: Badische Heimat 51. 1971, S. 265—279, 5 Abb.

Die Gräfin Mansfeld als ärztliche Ratgeberin Luthers. In: Medizinhistorisches Journal 6. 1971, S. 160—174.

Ein Steinrezept Philipp Melanchthons. In: Medizinische Monatsschrift 25. 1971, S. 366—371. 1 Abb.

Max Walter. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1970—71, S. 192—193.

Besprechung: Die alten bösen Lieder. Lieder und Gedichte der Revolution von 1848. Ausgewählt und herausgegeben von Klaus Kuhnke. Ahrensburg-Paris. 1969. 78 S. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 16. 1971, S. 208 f.

Besprechung: Willy L. Braekman, Middel-nederlandse geneeskundige Recepten. Een Bijdrage tot de Geschiedenis van de Vakliteratuur in de Nederlanden. Gent 1970. 482 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 67. 1971, S. 270—272.

Erinnerungen an Max Walter. In: Ekkhart, Jahrbuch für das Badnerland 1972, S. 201—205. 1 Abb.

Brauchtum im Wandel. Beobachtungen aus dem hinteren Odenwald. In: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften. Sonderveröffentlichung des Breuberg-Bundes 1972, S. 1—27.

Die Badische Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 1. 1972, Heft 3, S. 21—22.

Museumspraxis in der Gegenwart. In: Mitteilungen der städtischen Sammlungen Mosbach Nr. 1. 1972, S. 5—28.

Die Traggeräte und einfachen Transportmittel im Odenwald. In: Der Odenwald 19. 1972, S. 107—118. 6 Abb.

Der Nürnberger Stadtarzt Johannes Magenbuch. Zu Leben und Werk eines Mediziners der Reformationszeit. In: Sudhoffs Archiv, Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte 56. 1972, S. 353—421, 2 Abb. (Zusammen mit Joachim Telle).

Matthias Hütlin und sein Gaunerbüchlein der „Liber Vagatorum“. In: Alemannisches Jahrbuch 1971/72, S. 74—92. 2 Abb.

Weißer, Schwarzer, Feuriger. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland. Hrsg. und erläutert. Karlsruhe 1972, 304 S. 21 Abb.

Altdeutsche Fachliteratur. Berlin 1973. 236 S. = Grundlagen der Germanistik 13.

Der Maskenschnitzer von Elzach. In: Der Schwarzwald, Zeitschrift des Schwarzwaldvereins. 1973, Nr. 2, S. 1—4. 2 Abb.

Vom Anfang und Ende der Papierblume. In: Zauber des Papiers. Katalog aus Anlaß der Ausstellung „Zauber des Papiers“ im Frankfurter Kunstverein. Frankfurt 1973, S. 90—95. 6 Abb.

Gewitter und Blitzschläge in Glaube und Brauchtum. In: Der Wartturm. Heimatblätter für Buchen und Umgebung. NF 8. 1973, Nr. 7, S. 1—4. 2 Abb.

Die ältere Walldürner Wallfahrtskirche und neue Funde zu ihrer Ikonographie. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 2. 1973, Heft 2, S. 28—33. 5 Abb.

Die älteste Ansicht der Stadt Walldürn. Ebenda, Heft 3, S. 47. 1 Abb.

Ein Kult entsteht. Untersuchungen zur Verehrung der Ulrike Nisch von Hegne am Bodensee. In: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971—1973. Stuttgart 1973, S. 43—65. 4 Abb.

Besprechung: Wolfram Schmitt, Deutsche Fachprosa des Mittelalters. Berlin 1972, 120 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 69. 1973, S. 94 f.

Besprechung: Hans-Werner Engels, Gedichte und Lieder deutscher Jakobiner. Stuttgart 1971. 251 S. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 18. 1973, S. 133 f.

Besprechung: Robert Rüegg, Hausprüche und Volkskultur. Die thematischen Inschriften der Prättigauer Häuser und Geräte, Kirchen und Glocken, Bilder und Denkmäler. Bonn 1970. 498 S. Ebenda S. 143—145.

Besprechung: Albert Bracke, Van het cijnskiesrecht naar het algemeen meervoudig stemrecht. Historische situering van 16 Gentse arbeidersliederen. Gent 1970. 52 S. Ebenda S. 159.

1200 Jahre Hettingen. In: Wartturm. Heimatblätter für Buchen und Umgebung. NF 9. 1974, Nr. 5, S. 1—4. 4 Abb.

Hettingen im Zweiten Kaiserreich: Das Maurerdorf. In: Hettingen. Aus der Geschichte eines Baulandes, aufgrund der Vorarbeiten von Johann Kuhn. Hrsg. von Peter Assion und Gerhard Schneider. Hettingen 1974, S. 143—162. 3 Abb. Geschichte der Pfarrei Hettingen und ihrer Odilienwallfahrt. Ebenda S. 165—204. 10 Abb.

Verzeichnis der Seelsorger von Hettingen. Ebenda S. 212—219.

Emil Schmitt, der Volkskundler. Ebenda S. 258—260. 1 Abb.

Alois Gremminger, der Entomologe. Ebenda S. 261—262.

Hettinger Sagen. Ebenda S. 395—399.

Mosbacher Sagen um 1900. In: Badische Heimat 54. 1974, S. 363—374. 4 Abb.

Die alte Fahne im Mosbacher Rathaus — ein Rechtswahrzeichen wofür?. In: Der Odenwald 21. 1974, S. 24—29. 1 Abb.

Alte Heimat im Bild: Walldürn. In: Der Odenwald 21. 1974, S. 99—101. 1 Abb.

Rudolf Schick zum Gedächtnis: In: Walldürner Museumsschriften. Heft 3, 1974, S. 5—7. 1 Abb. = Beiträge zur Walldürner Stadtgeschichte I.

En Kapitel aus der Geschichte der Arbeiterbewegung. Ebenda S. 57—64.

Fachprosa-forschung und Volkskunde. In: Fachprosa-forschung. Acht Vorträge zur mittelalterlichen Artesliteratur. Hrsg. von Gundolf Keil und Peter Assion. Berlin 1974, S. 140—166.

Katharina (Aikaterine) von Alexandrien. In: Lexikon der christlichen Ikonographie. Band 7: Ikonographie der Heiligen (III), Rom-Freiburg-Basel-Wien 1974, Sp. 289—297. 3 Abb.

Besprechung: Theofried Baumeister, Martyr invic-

- tus. Der Martyrer als Sinnbild der Erlösung in der Legende und im Kult der frühen koptischen Kirche. Münster 1972. 219 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 70. 1974, S. 280 f.
- Besprechung: Land Transport in Europe. Kopenhagen 1973. 513 S. In: Schweizer Archiv für Volkskunde 70. 1974, S. 79 f.
- Besprechung: Der Odenwaldkreis. Hrsg. vom Kreisausschuß des Odenwaldkreises. Erbach 1972, 280 S. In: Der Odenwald 21. 1974, S. 33 f.
- St. Katharinenöl für Reich und Arm. In: Medizinische Monatsschrift 29. 1975, S. 68—75. 4 Abb.
- Gangolfsritt in Neudenu. Institut für den wissenschaftlichen Film. Göttingen 1975. 27 S., 6 Abb.
- = Publikationen zu wissenschaftlichen Filmen, Sektion Völkerkunde-Volkskunde Band 5. 1975, S. 215—239.
- Das Hainstadter Dreikönigsspiel und seine Geschichte. In: Hainstadt in Baden 775—1975. Heimatbuch zur 1200-Jahrfeier. Hainstadt 1975. S. 159—168. 1 Abb. + 1 Notenbeispiel.
- Von der bäuerlichen Feldarbeit. Ebenda S. 197—204. 3 Abb., 1 Karte.
- Bilder fürs Bauern- und Bürgerhaus. Die künstlerische Arbeit von Jakob und Julius Fehr, Großreicholzheim. In: Badische Heimat 55. 1975, S. 153—176. 12 Abb.
- Alte Heimat im Bild: Buchen. In: Der Odenwald 22. 1975, S. 62—63. 1 Abb.
- Vor 450 Jahren. Bauernkrieg auch im Kraichgau. In: Badische Heimat 55. 1975, S. 359—363. 1 Abb.
- Aus der Frühgeschichte der einheimischen Sozialdemokratie. In: Der Odenwald 22. 1975, S. 118—127.
- Nikolausbrauch in Unterentersbach. In: Der Schwarzwald. 1975, S. 165—167. 2 Abb.
- Zur Kritik einer parapsychologischen Volkskunde. In: Zeitschrift für Volkskunde 71. 1975, S. 161—180.
- Besprechung: Ursula Gray, Das Bild des Kindes in der altdeutschen Dichtung und Literatur. Frankfurt/M. 1974, 374 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 71. 1975, S. 250 f.
- Besprechung: Alois Senti, Sagen aus dem Sarganserland. Basel 1976, 496 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 71. 1975, S. 270 f.
- Besprechung: Ulrich Wyss, Theorie der mittelhochdeutschen Legendenepeik. Erlangen 1973, 364 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 71, 1975, S. 277.
- Parapsychologie, Glaube und Wissen. In: Zeitschrift für Volkskunde 72. 1976, S. 83—84.
- Legitimierte Irrationalität. Zur popularisierten Parapsychologie. In: Direkte Kommunikation und Massenkommunikation. Referate und Diskussionsprotokolle des 20. deutschen Volkskundekongresses in Weingarten. Hrsg. von Hermann Bausinger und Elfriede Moser-Rath = Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen 41. Tübingen 1976, S. 145—154.
- Fränkische Fastnacht in älterer Zeit. In: 25 Jahre Narrenring Main-Neckar e. V. Buchen 1976, S. 7—15.
- Hungerjahre und Erntedank 1817. In: Odenwald 23. 1976, S. 95—105. 3 Abb.
- Walldürn in alten Ansichten. 1976, 78 S. 76 Abb. (Reproduktionen alter Fotos und Ansichtskarten). 3 Auflagen.
- Zur Geschichte der Wallfahrt von Neckarsulm und Umgebung nach Walldürn. In: Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte, hrsg. vom Historischen Verein Heilbronn 28. 1976, S. 189—201. 2 Abb.
- Reinhardsachsen und der hl. Valentin von Rufach. Fränkisch-elsässische Wallfahrtstudien. In: Badische Heimat 56. 1976, S. 191—208. 7 Abb.
- Sebastian. In: Lexikon der christlichen Ikonographie, Band 8. Rom-Freiburg-Basel-Wien 1976, Spalte 318—324. 4 Abb.
- Wenzeslaus (Vaclav). Ebenda, Spalte 595—599. 2 Abb.
- Unheilige Geschichten aus dem Heiligen Land. In: Rudolf Lehr und Adolf Gängel (Hrsg.) vom Rhein zum Taubergrund, Ereignisse und Gestalten. Sandhausen 1976, S. 205—210.
- Anno 1848 in Adelsheim. Ebenda S. 235—238.
- Die letzten Hafner am Ostrand des Odenwaldes. Persönlichkeiten, Kundschaft, Ware. In: Zur Kultur und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gotthilde Güterbock. Breuberg-Neustadt 1976, S. 155—198. 1 Karte. 9 Abb.
- Zur Person (Gottholde Güterbocks). Ebenda S. 219—220.
- Dörfliche Rechts-Reorganisation nach dem Dreißigjährigen Krieg. Das Dorferichtsbüchlein von Steinfeld. In: Pfälzer Heimat 27. 1976, S. 130—134. 1 Abb.
- Ein Bilderfund aus dem Sebastian-Eckardt-Nachlaß. In: Ekkhart 1977 = Badische Heimat 56. 1976, Heft 4, S. 37—45. 6 Abb.
- Besprechung: Jürgen Huck, „Kölner“ Fußwallfahrt von Porz-Urbach nach Walldürn. Porz 1974, 106 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 72. 1976, S. 284—286.
- Besprechung: Willy L. Braekman, Medische en technische Meddelnederlandse Recepten. Een Tweede Bijdrage tot de Geschiedenis van de Vakliteratuur in de Nederlanden. Gent 1975, 423 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 72, 1976, S. 307 f.
- Besprechung: Leopold Schmitt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. II. Horn, 1974 129 S. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 21. 1976, S. 203 f.
- Besprechung: Richard Wolfram, Prinzipien und Probleme der Brauchtumsforschung. Wien 1972, 78 S. Ebenda S. 213 f.
- Deutsche Kolonisten in Südafrika, zum Verhältnis zwischen Auswanderung, Mission und Kolonial-

ideologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 73. 1977, S. 1—23.

Historische Festzüge. Untersuchungen zur Vermittlung eines bürgerlichen Gesichtsbildes. In: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974—1977 = Band 3. Stuttgart 1977, S. 69—86. 9 Abb.

Alte Heimat im Bild. Eberstadt bei Buchen. In: Der Odenwald 24. 1977, S. 84—85. 1 Abb.

Eine Kleinstadt im Wandel. Walldürn zwischen 1800 und 1900 als Beispiel. In: Walldürner Museumsschriften. Heft 4. 1977, S. 5—96. 34 Abb. = Walldürn im 19. Jahrhundert.

„Odenwald“ und „Bauland“. Zur Geschichte der beiden Begriffsbildungen. In: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Landschaften II. Festschrift für Hans H. Weber. Hrsg. im Auftrag des Breuberg-Bundes. Breuberg-Neustadt 1977, S. 23—36. 1 Abb.

Claus von Matrei und Herzog Siegmund von Tirol. In: Medizinische Monatsschrift 31. 1977, S. 405—408. 2 Abb.

In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Auflage, Spalten 338, 405, 410, 461, 470 f., 516, 625, 665 f. Stichworte: Meister Andreas; Anworter; Georg; Appollonius von Mainz, Meister Arnold von Aachen; Arnold von Freiburg; Aufkirchen; Lorenz; Bartoldus von München; Bedeutung der Buchstaben;

Abschied von Heiner Heimberger. In: Ekkhart 1978 = Badische Heimat 57. 1977, Heft 4, S. 149—155. 1 Abb.

Besprechung: Niedersächsische Sagen IVa. Nach der Textauswahl Will-Erich Peukert hrsg. v. Günter Petschel. Göttingen 1975, 408 S. In: Fabula 18. 1977, S. 164 f.

Besprechung: Norddeutsche Sagen. Schleswig-Holstein, Friesland, Hansestädte. Hrsg. Ulf Diederichs und Christa Hinze. Düsseldorf 1976, 287 S. Ebenda S. 280 f.

Besprechung: Südhessisches Wörterbuch. Begründet von Friedrich Maurer, Bearbeitet von Rudolf Mulch. Band 1, Marburg 1965—1968. Band 2, Marburg 1969 ff. In: Der Odenwald 24. 1977, S. 33—36.

Chronist mit Zeichenstift und Feder. Zum Wirken Ludwig Scharfs im Frankenland. In: Badische Heimat 58. 1978, S. 67—77. 7 Abb.

Lob des Dialekts. In: Rudolf Lehr und Paul Waibel (Hrsg.). Muddersprooch. Ein pfälzisch-fränkisches Mundartbuch. Karlsruhe und Sandhausen 1978, S. 120—125.

Lernort „Heimatmuseum“ und Lerngegenstand Geschichte. In: Annette Kuhn und Gerhard Schneider (Hrsg.). Geschichte lernen im Museum. Düsseldorf 1978, S. 82—95 = Geschichtsdidaktik 3.

Altes Handwerk und frühe Industrie im deutschen Südwesten. Ein Literaturbericht. Freiburg 1978.

Hrsg. Peter Assion u. a.

Handwerk und Industrie im Oberrheingebiet. In: Ebenda S. III—XXIV.

Nahwallfahrten im Odenwaldbereich. In: Sammlung zur Volkskunde in Hessen. Heft 12 (Zeugnisse der Volksfrömmigkeit) 1978, S. 27—40. 11 Abb. + 1 Karte.

Zur Konsegration der Walldürner Wallfahrtskirche 1928. In: Der Odenwald 25. 1978, S. 39—43, Ergänzung S. 114.

Heimat in alten Fotografien. Mörschenhardt. In: Der Odenwald 25. 1978, S. 110—111. 1 Abb.

Geistliche und weltliche Heilkunst in Konkurrenz. Zur Interpretation der Heilslehren in der älteren Medizin- und Mirakelliteratur. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1976—77 (In memoriam Rudolf Kriss) S. 7—23.

Das Exempel als agitatorische Gattung. Zu Form und Funktion der kurzen Beispielgeschichte. In: Fabula 19. 1978, S. 225—240.

In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2. völlig neu bearbeitete Auflage Bd. 1, 1978. Artikel: Börfpül, Jost, von Konstanz, Spalte 961; Burkhard von Horneck., Spalte 1137—1139. Ebenda Bd. 2, 1978 Artikel: Deumgen, Johann, Spalte 69; Meister Dietrich von Sulzbach, Spalte 146; Ellenbog, Ulrich, Spalte 495—501.

Zur Einführung. In: Neudenaue Überlieferungen. Sagen, Brauchtum, Mundartliches gesammelt von Josefine Weihrauch und Heiner Heimberger. Hrsg. von Peter Assion. Neudenaue 1976, S. 7—28.

Burg und Kellerei Walldürn. In: Der Odenwald, Sonderheft 2 o. J. (1979): Zur Geschichte der Burg Wildenberg. S. 28—31. 1 Abb.

Ein Dielmann-Aquarell als Zeugnis zur Wallfahrt Monterbaur-Walldürn. In: Hessische Heimat 29. 1979, S. 102—108. 2 Abb., 1 Karte. (Zusammen mit Gerhard J. Grein).

Wallfahrt zum Bretzinger Nägelesbild. Befunde zu einem verschollenen Kult im Frankenland. In: Badische Heimat 59. 1979, S. 35—46. 4 Abb.

Das Ettenheimer Heilige Grab — ein Werk des Krichenmalers J. Pfanner. In: Badische Heimat 59. 1979, S. 47—52. 1 Abb.

Zur Museumsplanung in Baden-Württemberg und zur Frage eines Landesfreilichtmuseums. In: Badische Heimat 59. 1979, S. 467—479. 3 Abb., 1 Karte.

Vom früheren Rindenschälen im Odenwald und bei Hainstadt. In: Hainstadter Heimatblätter, Heft 41. 1979, S. 41—46. 1 Abb.

Heimat in alten Fotografien: Glashofen. In: Der Odenwald 26. 1979, S. 102—10. 1 Abb.

Was 1850 ein Bäcker und Bürger zu Walldürn besaß. Zur volkskundlich-soziologischen Auswertung alter Hausinventare. In: Der Odenwald 26. 1979, S. 111—127. 3 Abb.

In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. völlig neu bearbeitete Auflage Bd. 2

1979. Frauenhofer, Spalte 863; Freitag zu Boll, Spalte 909 f.; Meister Friedrich von Olmütz, Spalte 957.

Besprechung: Karl Ilg, Pioniere in Argentinien, Chile, Paraguay und Venezuela. Innsbruck 1976, 318 S. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 75. 1979, S. 220 f.

Besprechung: Konrad Vanja, Dörflicher Strukturwandel zwischen Übervölkerung und Auswanderung. Zur Sozialgeschichte des oberhessischen Postortes Halsdorf 1785—1867. Marburg 1978, 218 S. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 9. 1979, S. 113—115.

Besprechung: Günter Wiegelmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth, Volkskunde. = Grundlagen der Germanistik Bd. 12. Berlin 1977, 265 S. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 1979, S. 103 f.

Besprechung: P. Adalbert Ehrenfried, Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchenspiel Zell am Harmersbach 1978 und ders., Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchspiel Nordrach 1978. In: Die Ortenau 59. 1979, S. 303 f.

Odenwälder Leben im Übergang ins Industriezeitalter. In: Badische Heimat 60. 1980, S. 65—74.

Badener im Kapland/Südafrika. Hans Jürgen Linde, Auswanderer von 1753 und seine Nachkommen. In: Badische Heimat 60. 1980, S. 191—200. 3 Abb.

Die alte bäuerliche Welt im Spiegel von Sprichwörtern und Redensarten. In: Rudolf Lehr und Paul Waibel (Hrsg.), Wie mer redde un schwätze. Mundarten zwischen Rhein und Tauber, Main und Murg. Karlsruhe und Sandhausen 1980, S. 162—169 = Muddersprooch Bd. 2.

Zur Redensart vom „Hund von Lauda“. Ebenda S. 190—191.

Rückkehr eines Steindenkmals aus Neudenaus mainzischer Zeit. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 9. 1980, Heft 1, S. 9—12. 4 Abb.

Alte Heimat im Bild: Gangolfskapelle Neudenu. In: Der Odenwald 27. 1980, S. 68—69. 1 Abb.

Aus der Geschichte der Walldürner Wallfahrt. Fakten-Texte-Bildzeugnisse. In: Peter Assion (Hrsg.) 650 Jahre Wallfahrt Walldürn. Karlsruhe 1980, S. 11—52. 37 Abb.

Walldürner Wallfahrt heute. Ebenda S. 97—127. 30 Abb.

Buchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Spiegel der Presse. In: Rainer Trunk, Helmut Brosch und Karl Lehrer (Hrsg.), 700 Jahre Stadt Buchen. Beiträge zur Stadtgeschichte. Buchen 1980, S. 163—194. 13 Abb.

Die Lohnschnitter des Odenwaldes. Zur vorindustriellen Wanderarbeit und ihren volkskundlichen Aspekten. In: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften III. Breuberg-Neustadt 1980, S. 281—312. 9 Abb., 1 Tabelle.

Schwarzwälder Haus-, Handwerks- und Handelskunst. In: Ekkehard Liehl und Wolf Dieter Sick (Hrsg.). Der Schwarzwald. Beiträge zur Landeskunde. Bühl 1980, S. 354—389. 19 Abb. = Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Nr. 47.

Besprechung: Paul Hugger, Lebensverhältnisse und Lebensweise der Chemiarbeiter im mittleren Fricktal. Basel 1976, 242 S. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 76. 1980, S. 338 f.

Besprechung: Ina-Maria Greverus, Auf der Suche nach der Heimat. München 1979, 304 S. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. NF 10. 1980, S. 169 f.

Besprechung: Gerhard W. Baur, Bibliographie zur Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein. Tübingen 1978, 250 S. In: Badische Heimat 60. 1980, S. 150 f.

Besprechung: Alfons Wiesinger, Narrenschmaus und Fastenspreise im schwäbisch-alemannischen Brauch. Konstanz 1980, 74 S. Ebenda S. 151 f.

Vom Heimgewerbe zur Frühindustrialisierung. Zur Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und des Odenwaldes. In: Barock in Baden-Württemberg. Ausstellung des Landes Baden-Württemberg im Schloß Bruchsal vom 27. 6.—25. 10. 1981. Katalog Bd. 2. Karlsruhe 1981, S. 445—457. 14 Abb.

Vor Gründung einer „Heimatstelle Hessen für Auswanderungsfragen“. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF Bd. 11/12, 1981, S. 235—241.

Ein Bensheimer Auswanderer in Kapstadt. In: Geschichtsblätter Kreis Bergstraße 14. 1981, S. 207—211.

Römerhelm und Biedermeier. Zur Hochkonjunktur historischer Festzüge. In: Schwäbische Heimat 32. 1981, S. 114—116.

Heimat in alten Fotografien: Ziegelhausen. In: Der Odenwald 28. 1981, S. 30—31. 1 Abb.

Porträt der Landgräfin Eleonore von Hessen-Darmstadt entdeckt. In: Der Odenwald 28. 1981, S. 58—62. 1 Abb.

Zwei Spruchschüsseln aus dem Odenwald im Museum Walldürn. In: Der Odenwald 28. 1981, S. 126—132. 1 Abb.

Walldürn — Stadt der Handwerker und des Handels. In: 120 Jahre Bund der Selbständigen. Walldürn 1981, S. 29—33. 10 Abb.

Peter Gsells Erinnerungen an Buchen und die „Bauernschule“. In: Der Wartturm 22. 1981, S. 2—5. 2 Abb. Forts. 23. 1982, S. 5. 1 Abb.

Ortsspot und kultureller Wandel. In: Kurt Bräutigam und Rudolf Lehr (Hrsg.), Landuff, landab. Lebendige Mundart von der Pfalz zum Taubergrund, vom Main zur Murg. Karlsruhe und Sandhausen 1981, S. 23—30 = Muddersprooch Bd. 3. Der Mundart eine Zukunft. Ebenda S. 68—72. Zwei Sagen aus dem Frankenland. Ebenda S. 176.

Anton Anreith (1754—1822). Ein Breisgauer als Meiser-Bildhauer in Kapstadt. In: *Badische Heimat* 61. 1981, S. 145—164. 10 Abb. = Ekkhart 1982.

In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. 2. völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin, New-York 1981: Gute Meinung von dem Sünder, Spalte 331 f.; Das Hausgeschirr, Spalte 552 f.; Das Haushalten, Spalte 553 f.; Der Hauskummer, Spalte 555; Hausrätgedichte, Spalte 556—558.

Die heilige Elisabeth in der Legende. In: *Hessische Heimat* 31. 1981, S. 87—93.

Besprechung: Wilhelm Gauger, „Y“. Paranormale Welt, Wirklichkeit und Literatur. Berlin 1980, 187 S. In: *Fabula* 22. 1981, S. 335.

Besprechung: Eugen Fehrle, *Badische Volkskunde*. Unveränderter Nachdruck der Auflage von 1924. Frankfurt/M. 1979, 199 S. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* 11/12. 1981, S. 274.

Besprechung: Hildegard Friess-Reimann, *Fastnacht in Rheinessen*. Phil. diss. Mainz. 1978, 125 S. Ebenda S. 279 f.

Die heilige Elisabeth in der Legende. In: *Die heilige Elisabeth*. Marburg 1982, S. 57—80 = *Marburger Reihe* 17.

Kulturzeugnis und Kulturintention. Die hl. Elisabeth von Thüringen in Mirakel, Sage und Lied. In: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 27/28. 1982/83, S. 40—61 = *Festschrift für Lutz Röhrich zum 60. Geburtstag*.

Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Bericht über die Arbeitstagung der deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg von 15. 3.—18. 3. 1981. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF* 13. 1982, S. 225—229. (Zusammen mit Andreas C. Bimmer).

Schwarzwäler Originale. Notizen zu einer Geschichte des Andersseins. In: *Allmende. Eine alemannische Zeitschrift* 2. 1982, S. 36—42.

Bäuerliches Leben im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Fotogeschichte* 2. 1982, Heft 5, S. 37—43. 2 Abb. Neue Entwicklungen in der Bauländer Grünkernwirtschaft. In: *Badische Heimat* 62. 1982, S. 335—348. 6 Abb.

Zur Frühgeschichte der Fotografie im badischen Hinterland. In: *Fotografie auf dem Lande um 1900*. Karl Weiß, Fotograf in Buchen. Buchen 1982, S. 5—12. 9 Abb. = *Zwischen Neckar und Main*, Schriftenreihe des Vereins Bezirksmuseum Buchen 21.

Die Bedeutung des Bildarchives Karl Weiß für die Volkskunde. Ebenda S. 33—37. Dazu Bildanhang S. 38—96.

Heimat in alten Fotografien: Hirschhorn. In: *Der Odenwald* 29. 1982, S. 62—63. 1 Abb.

Die letzten Hafner am Ostrand des Odenwaldes. Persönlichkeiten, Kundschaft, Ware. In: *Zu Kultur*

und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gotthilde Güterbock. Breuberg-Neustadt, 2. Auflage 1982, S. 155—198. 9 Abb., 1 Karte.

Werkstattstudien zur Figurentöpferei in Walldürn Odenwald. In: *Keramos. Zeitschrift der Gesellschaft der Keramikfreunde e. V. Düsseldorf* 1982, Heft 96, S. 131—136. 9 Abb.

Walldürn und die Schlacht bei Seckenheim 1462. In: *Walldürner Museumsschriften* 5. 1982, S. 93—99. 2 Abb.

Wie sah der Miltenberger Torturm aus? Ebenda S. 100—102. 1 Abb.

A Baden '48er in California. In: *pacific Historian*, Volume 26, Nr. 3, S. 1—21. 11 Abb.; Nr. 4, S. 38—57. 20 Abb. (Zusammen mit Robert Barlett Haas und Charles Haas).

In: *Badische Biographien NF*, Hrsg. von Bernd Otnad, Band 1. 1982: Eugen Fehrle, *Volkskunder*, S. 112—114; Otto Hefner, *Komponist*, S. 160 f.; Heinrich (gen. Heiner) Heimberger, *Volkskundler*, S. 168 f.; Michael Joseph Hennig, *kath. Geistlicher, Zentrumsabgeordneter*, S. 169 f.

In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Berlin-New York 1982. 2. Auflage. Matthias Hütlin, Spalte 332—337; Jakob von Landshut, Spalte 475 f.; Jiddische Arzneibücher, Spalte 523—525; Jude von Kreuznach, Spalte 887 f.; Ambrosius Jung, Spalte 904—907; Ulrich Jung, Spalte 908 f.

Der Hof Herzog Siegmunds von Tirol als Zentrum spätmittelalterlicher Fachliteratur. In: *Fachprosa-Studien. Beiträge zur mittelalterlichen Wissenschafts- und Geistesgeschichte*, hrsg. von Gundolf Keil u. a. Berlin 1982, S. 37—75.

Jokob von Landshut. Zur Geschichte der jüdischen Ärzte in Deutschland. In: *Medizin im mittelalterlichen Abendland*. Hrsg. von Gerhard Baader und Gundolf Keil. Darmstadt 1982, S. 386—409 = *Wege der Forschung CCCLXIII*.

Nachrichten zur Rezeptüberlieferung der Augsburger Stadtärzte Ambrosius und Ulrich Jung. In: *Gelerter der arzenie, ouch apoteker*. = *Festschrift zum 70. Geburtstag von Willem F. Daems*. Hrsg. von Gundolf Keil. Pattensen/Han. 1982, S. 337—359 = *Würzburger medizinische Forschungen* 24. Das Arzneibuch der Landgräfin Eleonore von Hessen-Darmstadt. Ein Beitrag zum Phänomen medizinischer caritas nach der Reformation. In: *Medizinhistorisches Journal* 17. 1982, S. 317—341. 3 Abb.

Besprechung: Martin Scharfe, *Die Reigion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus*. Gütersloh 1980. 179 S. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* 13. 1982, S. 288 f.

Besprechung: Walter D. Kamphoefner, *Westfalen in der neuen Welt*. Münster 1982, 211 S. In: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*. 1982, S. 104—105.

Besprechung: Hans-Günther Bäurer, Brunnenheilige im Narrenhä. Narrenbrunnen und närrisches Wasserbrauchtum einst und heute. Konstanz 1977, 203 S. 46 Abb. In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 130. 1982, S. 516 f.

Das pfälzisch-fränkische Sagenbuch. Zwischen Rhein und Tauber. Karlsruhe 1983. 272 S. (Zusammen mit Rudolf Lehr und Paul Schick).

Anfänge und Entwicklung der Mundartliteratur im badischen Frankenland. In: Badische Heimat 63. 1983, S. 401—411. 3 Abb.

Der „Dürmer Aff“ und sein Ursprung. In: Dürmer Faschingsheftl zum 20. Fränkischen Narrentreffen des Narrenrings Main-Neckar am 5. und 6. Februar 1983 in der Affenstadt Dürn. Walldürn 1983, S. 33.

Vom Dürmer Herzlis-Alis. Ebenda, S. 39. 1 Abb.

Der Wallfahrtsweg von Hainstadt nach Walldürn. In: Hainstadter Heimatblätter, Heft 45, 1983, S. 48—52. 1 Abb.

Andachtsgraphik. Das Walldürner Musterbuch. In: Christa Pieske. Das ABC des Luxuspapiers. Herstellung, Verbreitung und Gebrauch 1860—1930. Berlin 1983, S. 81. 2 Abb. = Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin 9.

Papierblumen. Ebenda, S. 196—197. 1 Abb.

In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon Bd. 4. Berlin 1983. Artikel: Katharina von Alexandrien, Sp. 1055—1073; Klaus von Matrei (Metry), Sp. 1190—1193.

St. Elisabeth in Legende und Graphik des 19. Jahrhunderts. In: Brigitte Rechberg, Die heilige Elisabeth in der Kunst — Abbild, Vorbild, Wunschbild. Marburg 1983, S. 181—188. Abb. im Katalogteil. = 700 Jahre Elisabethkirche in Marburg 1283—1983, Ausstellungskatalog Bd. 2.

Der soziale Gehalt aktueller Frömmigkeitsformen. Zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 14/15, 1982/83, S. 5—17.

Auswanderungsforschung in Marburg. Ebenda S. 166—168. (Zusammen mit Peter Schwinn).

Amerika-Auswanderung und Fotografie 1860 bis 1930. In: Fotogeschichte 3. 1983, Heft 7, S. 3—18. 20 Abb.

Acht Jahre im Wilden Westen. Erlebnisse einer Farmersfrau. Einleitung und Kommentar. Marburg 1983, 118 S. 27 Abb.

Von Hessen nach Amerika. 300 Jahre deutsche und hessische Amerika-Auswanderung. In: Hessische Heimat 33, 1983. Heft 3/4, S. 95—103. 7 Abb.

Odenwald-Schelte in sprichwörtlichen Redensarten. In: Der Odenwald 30. 1983, S. 39—49.

Heimat im alten Bild: Bödigeheim. Ebenda S. 96—97. 1 Abb.

„Em Thewalds Will sa Lied“. Ein Liedfund sozialkritischen Charakters bei Volksliedaufnahmen in Walldürn. Ebenda S. 114—123. 1 Notentafel.

Kulturelle Auswirkungen neuer landwirtschaftlicher Arbeitsmittel. In: Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dingegebrauchs. 23. Deutscher Volkskundekongress in Regensburg vom 6.—11. Okt. 1981, hrsg. von K. Köstlin und H. Bausinger, Regensburg 1983, S. 151—166 = Regensburger Schriften zur Volkskunde 1.

Gerhard Eis + . In: Ruperto Carola. Heidelberger Universitätshefte 35. 1983, S. 301.

Besprechung: Helmut Fielhauer und Olaf Bockhorn (Hrsg.), Die andere Kultur. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht. München. 1982, 367 S. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 14/15. 1982/1983, S. 188—190.

Besprechung: Badisches Wörterbuch. Hrsg. v. Gerhard W. Baur, 3. Bd., Lfg. 38—42. Lehr. 1980—1983. In: Badische Heimat 63. 1983, S. 654 f.

Besprechung: Hans Werner Siegl, Hrsg., Zwischen Tag und Dunkel. Sagen und Geschichten aus dem Taubertal. Tauberbischofsheim 1982., 319 S. Ebenda S. 664.

Besprechung: Hanno Tauschwitz, Presse und Revolution 1848/49 in Baden. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der periodischen Literatur und zu ihrem Einfluß auf die Geschichte der badischen Revolution 1848/49. Heidelberg 1981, 472 + 63 S. In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 131. 1983, S. 485 f.

Besprechung: Christoph Daxelmüller, Disputatioes Curiosae. Zum „volkskundlichen“ Polyhistorismus an den Universitäten des 17. und 18. Jahrhunderts. Würzburg. 1979, 368 S. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 1983/84, S. 186 f.

Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten. Dörfliche Kultur vom 15.—19. Jahrhundert. Stuttgart 1984, 236 S. 130 Abb., 7 Zeichnungen. = Bauernhäuser in Baden-Württemberg. Bauen, Wohnen und Leben im Dorf. Stuttgart 1984. (Zusammen mit Rolf W. Brednich).

Volkskunde in Baden. Versuch einer Standortbestimmung. In: Badische Heimat 64, 1984, S. 463—490. 4 Abb.

Zum Stand der Erforschung des bemalten Odenwälder Möbels. In: Der Odenwald 31. 1984, S. 3—25. 10 Abb.

Heimat in alten Fotografien: Limbach. Ebenda S. 97—98. 1 Abb.

Gotische Pieta auf einem Walldürner Ziegelsteinfund. Ebenda S. 136—138. 1 Abb.

„Volksfrömmigkeit“ als Identitäts- und Unterscheidungsmerkmal. Konfession und Alltagskultur. In: Der Bürger im Staat 34. 1986, S. 120—123. 2 Abb.

Arbeiterbewegung und katholisches Vereinswesen. In: Albrecht Lehmann (Hrsg.), Studien zur Arbeiterkultur. Beiträge zur 2. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Hamburg vom 8.—

12. Mai 1983. Münster 1984, S. 174—200. = Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 44.

Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskundekongreß in Berlin vom 26.—30. September 1983. In: Zeitschrift für Volkskunde 80. 1984, S. 81—86.

Festakt ehrte Gerhard Heilfurth. Begründer und langjähriger Leiter des volkskundlichen Instituts, 75 Jahre alt. In: Marburger Universitätszeitung, Nr. 162, 5. Juli 1984, S. 4.

Johannes Künzig (1897—1982). In: Jahrbuch für Volksliedforschung 29, 1984, S. 120—122.

Karl Haas — Ein badischer Achtundvierziger in Kalifornien. In: Walldürner Museumsschriften Heft 6. 1984, S. 5—114. 48 Abb. (Zusammen mit Robert Bartlett Haas).

Papierblumen. In: Christa Pieske, Das ABC des Luxuspapieren. Herstellung, Verbreitung und Gebrauch 1860—1930, Berlin 1984, S. 196—197. 1 Abb.

Sterben nach tradierten Mustern. Leichenpredigten als Quelle für die volkskundliche Brauchforschung. In: Rudolf Lenz (Hrsg.) Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften Bd. 3. Marburg 1984, S. 227—247.

Vom Walldürner Händlergewerbe. In: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau. Obrigheim 1984, S. 202—204.

Besprechung: Günter E. Th. Bezenberger und Karl Dienst (Hrsg.), Luther in Hessen. Kassel 1983, 120 S. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 16. 1984, S. 245.

Wohnen im Odenwälder Bauernhaus. Zum Wandel der häuslichen Funktions- und Sozialstruktur seit der frühen Neuzeit. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1. 1985, S. 71—102. 8 Abb.

Der Buchener Mundartdichter Adam Bauer. In: Der Warturm 26. 1985, Nr. 4, S. 5—7.

Augusta Bender über den „Schlotfeger von Seckach“. In: Seckach 13. 1985, S. 66—70. 1 Abb.

Heimat im alten Bild: Zwingenberg am Neckar. In: Der Odenwald 32. 1985, S. 92—93. 1 Abb.

Thüringer Truhen in Hessen. Zum Möbelhandel und zur Sachkultur des Gesindes im 19. Jahrhundert. In: Hessische Heimat 35. 1985, S. 64—72. 7 Abb.

Westerwälder Steinzeug in Kapstadt. Ebenda S. 115—119. 3 Abb.

Abschied, Überfahrt und Ankunft. Zur brauchtümlichen Bewältigung des Auswanderungsverlaufs. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 17. 1985, S. 125—150. 8 Abb.

Gerhard Heilfurth, 75 Jahre. Ebenda S. 230—231.

Laudatio auf Grimm-Preisträger Lutz Röhrich. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 18. 1985, S. 195—199.

Robert Hensle zum 80. Geburtstag. In: Badische Heimat 65. 1985, S. 473—478. 1 Abb.

Die Malerin Gerlinde Grund. Ebenda S. 643—648. 4 Abb.

In: Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 6, Berlin 1985. Artikel: Marquart von Stadtkyll. Spalte 128—129.

„Was Mythos unseres Volkes ist“. Zum Werden und Wirken des NS-Volkskundlers Eugen Fehle. In: Zeitschrift für Volkskunde 81. 1985, S. 220—244. 5 Abb.

Kulturexport — Kulturkonflikt — Anpassung. Tyska kolonister i Sydafrika: förhållanden mellan emigration, mission och kolonialideologi. In: Anders Gustavsson (Hrsg.), Stockholm 1985.

Nord-Süd-Unterschiede in der ländlichen Arbeits- und Gerätekultur. In: Günter Wiegelmann (Hrsg.), Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas. Münster 1985, S. 251—263. 1 Karte. = Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 40.

Besprechung: Bernhard Oeschger, Zwischen Santiklaus und Martinsritt. Strukturen jahreszeitlicher Brauchphänomene in Endingen am Kaiserstuhl. Frankfurt/M. 1981, 387 S. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 30. 1985, S. 176 f.

Besprechung: Jerome Blum (Hrsg.), Die bäuerliche Welt. Geschichte und Kultur in sieben Jahrhunderten. Übersetzungen aus dem Englischen. München 1982, 240 S. In: Hess. Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 17. 1985, S. 239—241.

Besprechung: Hans Herder (Hrsg.), Hessisches Auswandererbuch. Chroniken und Dokumente zur Geschichte hessischer Einwanderer in die Vereinigten Staaten 1683—1983. Frankfurt/M. 1983, 452 S. Ebenda S. 242 f.

Besprechung: Gert Raethel, „Go West“. Ein psychohistorischer Versuch über die Amerikaner. Frankfurt/M. 1981, 124 S. Ebenda S. 243—245.

Besprechung: Leo Schelbert und Hedwig Rappolt, Alles ist ganz anders hier. Auswandererschicksale in Briefen aus zwei Jahrhunderten. Freiburg 1977, 484 S. Ebenda S. 250 f.

Besprechung: Dieter Harmening, Der Anfang von Dracula. Zur Geschichte von Geschichten. Würzburg 1983, 157 S. Ebenda S. 263.

Besprechung. Helge Gerndt, Klaus Roth und Georg Schroubek, (Hrsg.), Dona Ethnologica. Leopold Kretzenbacher zum 70. Geburtstag. München 1983, 360 S. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1985, S. 117 f.

Besprechung: Stadt und Utlur. 21. Arbeitstagung in Ulm 29.—31. Okt. 1982. Hrsg. v. Hans Eugen Specker. Sigmaringen 1983, 191 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 81. 1985, S. 96—98.

Besprechung: Heinrich Mehl, Dorf und Bauernhaus in Hohenlohe-Franken. Schwäbisch Hall, 1983, 198 S. Ebenda S. 326—328.

Das Geheimnis von Walldürn. Ein Schriftsteller

unserer Zeit und seine Eindrücke vom Gnadenort. In: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau. 1986, Obrighheim 1985, S. 89—93. 2 Abb.

Walldürn, Kalifornien: Begegnungen. In: Said and done. An annotated Bio-Bibliography of Robert Bartlett Haas. In the form of a Festschrift, planned by his friends and colleagues for his seventieth birthday. Compiled and edited by Prof. Dr. Peter Assion, Marburg and Walldürn 1986, S. 2—3.

Der Volkskundler Alfred Höck, Zum 65. Geburtstag. In: Hessische Heimat 36. 1986, S. 60—62 Geleitwort. In: Alfred Höck, Marburg-Moischt. Veröffentlichungen 1960—1985, Marburg 1986, S. 3—5.

Ehrenpromotion für Alfred Höck. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 19. 1986, S. 221—222.

Anton Anreith and his artistic background. In: Suid-Afrikaanse Tydskrif vir Kultuurgeskiedenis/ South African Journal of Cultural History, Jaargang/ Volume 3, 1986, Nummer/Number 2, S. 4—7. 6 Abb.

A Critique of Parapsychological Folklore. In: James R. Dow/Hannjost Lixfeld (Hrsg.), German Volkskunde. A Decade of Theoretical Confrontation, Debate, and Reorientation (1967—1977). Indiana University Press Bloomington 1986, S. 157—171. Historismus, Traditionalismus, Folklorismus. Zur musealisierenden Tendenz der Gegenwartskultur. In: Utz Jeggle u. a., Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Hamburg 1986, S. 351—362. = Festschrift für Hermann Bausinger zum 60. Geburtstag.

Vorwort. In: Volkskultur im Odenwald. Gotthilde Güterbock zum 80. Geburtstag gewidmet. Otzberg 1986, S. 5—6. = Sammlung zur Volkskunde in Hessen 27/28. (Zusammen mit Gerd J. Grein).

Neue Quellen zur Geschichte der Odenwälder Tracht. Ebenda S. 7—24. 4 Abb., 1 Farbtafel.

Ein Sammler Odenwälder Kulturgutes. Zur Erinnerung an Bezirksarzt Dr. Georg Emil Baumann. In: Der Wasserturm 27. 1986, Nr. 4, S. 2—5. 5 Abb.

Wo beginnt der Odenwald? Zu einer Scherzfrage und ihrem ersten Hintergrund. In: Kurt Bräutigam u. Rudolf Lehr (Hrsg.), Daheim. Ortstypische Mundarten zwischen Rhein und Tauber, Main und Murg. Karlsruhe 1986, S. 144—149.

Odenwälder Andenken an das Hungerjahr 1817. In: Volkskunst 1986, Heft 4, S. 20—24. 3 Abb.

„Soziales Wandern“ im Odenwald. Zur Geschichte der Naturfreundebewegung zwischen Main und Neckar. In: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften 4. 1986, S. 577—587. 9 Abb.

„Ich seh das noch ewig vor mir“. Zur mündlichen Überlieferung von Arbeitergeschichten. Ein Erfahrungsbericht aus Groß-Zimmern/Südhessen. In:

Peter Assion (Hrsg.), Transformationen der Arbeiterkultur: Beiträge der 3. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg vom 3.—6. Juni 1985. Marburg 1986, S. 234—245. 2 Abb.

Das Wandergewerbe der Stadt Walldürn. In: Badische Heimat 66. 1986, S. 403—424. 4 Abb.

In: Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon Bd. 6. Berlin 1986. Artikel: Ulrich Molitoris, Spalte 637—640.

Aus einem Walldürner Hausbuch des 18. Jahrhunderts. In: Unser Land. Hauskalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 1987. Obrighheim 1986, S. 140—144.

Besprechung: Kurt Schobert, Soziale und kulturelle Integration am Beispiel der deutschen Einwanderung und Deutsch-Chilenen in Süd-Chile. München. 1983, 755 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 82. 1986, S. 123—125.

Besprechung: Mit uns zieht die neue Zeit. Die Naturfreunde. Zur Geschichte eines alternativen Verbandes in der Arbeiter-Kulturbewegung. Hrsg. Jochen Zimmer. Köln 1984, 308 S. Ebenda. S. 101f.

Besprechung: Herbert Berner (Hrsg.), Fasnet im Hegau und Linzgau. 2. vollständig neu bearbeitete Auflage. Konstanz 1982, 330 S. In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. 1986, S. 147f.

Besprechung: Edmund Ballhaus, Dorfentwicklung im Spiegel der Fotografie und im Bewußtsein der Bewohner am Beispiel Echte. Wiesbaden 1985. 228 S. 329 Abb. In: Fotogeschichte 6. 1986, Heft 19, S. 72f.

In: Badische Biographien. NF Hrsg. Bernd Otnad Bd. II, Stuttgart 1987. Artikel: Arthur Grimm, Maler, S. 109—111; Otto Heilig, Mundartforscher und Volkskundler, S. 124—126; Johannes Künzig, Volkskundler, S. 174—177; Rudolf Schick, Heimatforscher, S. 237f

Helmut Paul Fielhauer (8. 10. 1937—5. 2. 1987): In: Zeitschrift für Volkskunde 83. 1987, S. 264—267.

Von der Volksforschung zur volkskundlichen Kultursoziologie. Klassen-, Schichten- und Gruppenkultur als Forschungsobjekt der Volkskunde. In: Isac Chiva — Utz Jeggle (Hrsg.), Deutsche Volkskunde — Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt 1987 S. 153—177.

Zum Kontext des neuen regionalkulturellen Historismus in der Bundesrepublik Deutschland. Kulturmuseumalisierung als Kompensatorik? In: Informationen zur Raumentwicklung. Hrsg. von der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung, Heft 7/8, 1987, S. 475—484.

Truhnenexport aus dem Thüringer Wald. In: Volkskunst 10. 1987, Heft 3, S. 5—10. 6 Abb.

Bäuerliches Wirtschaften auf dem Hof Schüßler zwischen 1900 und 1920. In: Der Hof Schüßler in Gottersdorf. Zur Geschichte eines großbäuerlichen

Hofes auf der Walldürner Höhe. Walldürn-Gotterndorf. 1987, S. 37—57. 1 Abb. = Schriften des Odenwälder Freilichtmuseums 1.

Die Gesindeverhältnisse im hinteren Odenwald. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 22 (Gesindewesen in Hessen) 1987, S. 101—124. 5 Abb.

Der Wagner. Ein ausgestorbenes Handwerk in Odenwald und Bauland. In: Badische Heimat 67. 1987, S. 193—205. 5 Abb.

Heimat- und Wallfahrtsmuseum Walldürn. Ebenda S. 447—457. 5 Abb.

Fränkische Literaturschau. Ebenda S. 465—467.

Heimat im alten Bild: Amorbach. In: Der Odenwald 34. 1987, S. 70—71. 1 Abb.

Überlegungen zu einem alten Rezept zur Verlängerung des Lebens. Ebenda S. 119—129. 1 Abb.

In: Deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon Bd. 7, Berlin 1987. Artikel: Ecco Adolf I. Sp. 12—14; Johannes Ohnsorge, Spalte 32 f.

Fachliteratur. In: Die deutsche Literatur im späten Mittelalter 1250—1370. = Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Begründet von Helmut de Boor und Richard Newald. III. Band, München 1987. S. 371—395 und 500—506.

Von Hessen in die neue Welt. Eine Sozial- und Kulturgeschichte der hessischen Amerikaauswanderung mit Text und Bilddokumenten. Frankfurt/M. 1987. 411 S. 69 Abb.

Besprechung: Gerhard Heilfurth, Bergbaukultur in Südtirol. Bozen 1984, 376 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 83. 1987, S. 326 f.

Besprechung: Heinrich Mehl und Hans-Jürgen Flamm, Haller Schützenscheiben. Sigmaringen 1985, 171 S. In: Volkskunst 10. 1987, Heft 3, S. 69.

Arbeiterforschung. In: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. Hrsg. von Rolf W. Brednich. Berlin 1988. S. 185—213.

Novationen im ländlichen Hausbau nach Einführung der Stallfütterung. In: Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegmann zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Nils-Arvid Brिंगéus u. a. Münster 1988. Bd. II. S. 601—619. = Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 60.

Karl Knortz and his Works. In: The Folklore Historian, Volume 5, Number 1, Spring 1988. S. 2—12.

Fremdheitserwartung und Fremdheitserfahrung bei den Deutschen Amerikaauswanderern im 19. Jahrhundert. In: Kulturkontakt, Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. 26. Deutscher Volkskundekongreß in Frankfurt vom 28. September bis 2. Oktober 1987. Hrsg. von Ina-Maria Greverus u. a. Frankfurt/Main 1988. Teil I. S. 157—167. = Notizen 28.

Migration, Politik und Volkskunde 1940/43. Zur

Tätigkeit des SS-Ahnenerbes in Südtirol. Ebenda S. 221—226. (Zusammen mit Peter Schwinn).

Schwarzwälder Kunsthandwerk im 18. und 19. Jahrhundert. In: Breisgau-Hochschwarzwald. Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar. Hrsg. vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald 2. Auflage. Freiburg 1988. S. 250—255. 1 Farbtafel.

Die Holzmotive der St. Ulrichskapelle in Oberhausen. In: „s Eige zeige“. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte, Bd. II. 1988. S. 9—20. 4 Abb.

Der Strahlenberger Hof und seine Geschichte. Mannheim 1988. 28 Seiten. 10 Abb.

Gedenkblatt für Felix Anton Blau, den Mainzer Jakobiner aus Walldürn. In: Unser Land. Heimatkalendar für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 1989. Obrigheim 1988. S. 76—79.

Heilfurth Gerhard, Volkskundler. In: Ostdeutsche Gedenktage 1989. Persönlichkeiten und historische Ereignisse. Hrsg. von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Bonn 1988. S. 114—116. 1 Abb.

Besprechung: Wallfahrt kennt keine Grenzen. Themen zu einer Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums und des Adalbert Stifter Vereins. Hrsg. v. Lenz Kriss-Rettenbeck und Gerda Möhler. München. 1984, 592 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 84. 1988, S. 126—128.

Besprechung: Volker Zimmermann, Rezeption und Rolle der Heilkunde in landessprachigen, handschriftlichen Kompendien des Spätmittelalters. Stuttgart. 1986, 201 S. Ebenda S. 132 f.

Besprechung: Paul Pach, Arbeitergesangsvereine in der Provinz. Berlin 1987, 132 S. Ebenda S. 274 f.

Besprechung: Katharina Steffen, Über die äußeren und inneren Territorien des eigenen und des anderen Geschlechtes in einer auto-mobilen Gesellschaft — Perspektiven von Taxifahrerinnen und ihrer Kundschaft. Zürich. 1985, 420 S. Ebenda S. 275—277.

Besprechung: Hans Moser, Volksbräuche im geschichtlichen Wandel. Ergebnisse aus 50 Jahren volkskundlicher Quellenforschung. München 1985, 416 S. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 1988, S. 214 f.

Besprechung: Franz C. Lipp, Oberösterreichische Bauernmöbel. Rosenheim 1986, 159 S. In: Volkskunst 11. 1988, Heft 1, S. 78—80.

Besprechung: Rosengarten. Ungarndeutsche Volkslieder, gesammelt von Axel Hesse. Budapest 1983, 53 S. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 33. 1988, S. 132 f.

Besprechung: Peter Schwalm, Waschkut erzählt und singt. Sitten und Gebräuche einer deutschen Gemeinde in der Batschka. München 1985, 442 S. Ebenda S. 133 f.

Vorwort. In: Gerhard Heilfurth, Einzelzüge im geschichtlich-kulturellen Antlitz des Erzgebirges

mit Ausblicken auf sein Umfeld. Marburg 1989. S. 7—11. = Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde 44.

Die Volksliedersammlung der Gebrüder Grimm und ihre Bedeutung für Hessen. In: Brüder Grimm, Volkslieder. Aus der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek Marburg. Hrsg. Charlotte Oberfeld u. a. Bd. II. Marburg 1989. Kommentar S. 24—33.

Elzacher „Schuddig“ und Lötschentaler „Tschäggete“. Ein deutsch-schweizerischer Vergleich zur jüngeren Geschichte der Fastnacht. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 3. 1989. S. 166—211. 7 Abb.

Steinhauerei im Odenwald. In: Volkskunst 12. 1989, Heft 2, S. 5—12. 5 Abb.

Die Steinhauerei im Buntsandstein-Odenwald. In: Steinmetz und Bildhauer 105. 1989, Heft 9, S. 30—38. 3 Abb.

Odenwälder Belege zum Männerohrring. In: Der Odenwald 36. 1989. S. 43—50. 3 Abb.

Lob des Dialekts. In: Norbert Feinäugle und Thomas Eha (Hrsg.), Mei Sprooch — dei Red. Mundartdichtung in Baden-Württemberg. Bühl 1989. S. 75—78.

Felix Anton Blau (1754—1798) Theologe, Aufklärer und Revolutionär aus Walldürn. In: Badische Heimat 69. 1989, S. 399—409. 2 Abb.

Revolutionssagen. Ebenda S. 411—415.

Zur Geschichte der Fotografie in Baden. Ein Beitrag zum 150. Geburtstag der Lichtspielkunst. Ebenda S. 609—626. 5 Abb.

Schlaraffenland schriftlich und mündlich. Zur Wiederkehr von Märchenmotiven in der Auswanderungsdiskussion des 19. Jahrhunderts. In: Lutz Röhrich und Erika Lindig (Hrsg.), Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Tübingen 1989, S. 109—123. 2 Abb.

Die Ursachen der Massenauswanderung in die Vereinigten Staaten. Objektive Zwänge und ihre subjektive Wahrnehmung. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 39. 1989, S. 258—265. 1 Abb.

Besprechung: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 5. Lfg. 1, Göttingen 1985; Lfg. 2—3, 1986; Lfg. 4—5, 1987. In: Fabula 30. 1989, S. 125—129.

Besprechung: Mensch und Umwelt im Mittelalter. Hrsg. v. Bernhard Herrmann. Stuttgart 1986, 288 S. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 3. Stuttgart. 1989, S. 399 f.

Besprechung: Albrecht Lehmann, Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. München 1986, 201 S. In: Zeitschrift für Volkskunde 85. 1989, S. 149 f.

Besprechung: Historische Methode und regionale Kultur. Karl-S. Kramer zum 70. Geburtstag. Hrsg. v. Konrad Köstlin u. a. Berlin 1987, 178 S. = Regensburger Schriften zur Volkskunde 4. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 1989, S. 97 f. Auswanderung und soziokulturelle Strukturen

deutscher Niederlassungen in Nordamerika. Eine deutsch-amerikanische Tagung in New Harmony/Indiana vom 28. September bis 1. Oktober 1989. In: Zeitschrift für Volkskunde 86. 1990, S. 97—100.

Besprechung: Herbert Schwedt, Elke Schwedt, Martin Blümcke, Masken und Maskenschnitzer der schwäbisch-alemannischen Fasnacht. (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 7) Stuttgart 1984, 204 S. In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 137. 1989, S. 572 f.

Vorwort. Hanne Assion-Bausback, Blumme und Lichder. Walldürn 1989, S. 7.

Aus den Papieren des Habitzheimer Auswanderers Heinrich Haas (1802—1876). In: Hessische Heimat 40. 1990. Heft 2, S. 56—59. 2 Abb.

Der Strahlenberger Hof in Schriesheim 1240—1990. Zur 750-Jahr-Feier eines Bau- und Geschichtsdenkmals an der Bergstraße. Mannheim 1990. 78 Seiten. 37 Abb. 1 Karte.

Die Geschichte des Strahlenberger Hofes. Ebenda S. 7—35. 13 Abb.

Karlsruhe und das badische Frankenland. In: Badische Heimat 70. 1990, S. 423—430.

Das Odenwälder Freilichtmuseum in Walldürn-Gottersdorf. Dokumentationsstätte dörflicher Kultur zwischen Rhein und Tauber. Ebenda S. 481—491. 5 Abb. (Zusammen mit Thomas Naumann)

Weiteres zum Männerohrring. In: Der Odenwald 37. 1990, S. 70—74. 2 Abb.

Heimat im alten Bild: Walldürn. Ebenda S. 76—77. 1 Abb.

Besprechung: Heinz Schmitt, Volkstracht in Baden: Ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit zwei Jahrzehnten. Karlsruhe 1988, 144 S. m. zahlr. Abb. In: Zeitschrift für Volkskunde 86. 1990, S. 316—318.

Besprechung: Bernward Denecke (Hrsg.), Geschichte Bayerns im Industriezeitalter in Texten und Bildern. Stuttgart 1987, 276 S. m. 52 Abb. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 1990., S. 176 f.

Der Heckerkult. Ein Volksheld von 1848 im Wandel seiner geschichtlichen Präsenz. In: Zeitschrift für Volkskunde 87. 1991, S. 53—76.

Besprechung: Auf's Ohr geschaut. Ohrringe aus Stadt und Land vom Klassizismus bis zur neuen Jugendkultur. Berlin 1989, 248 Seiten m. zahlr. Abb. = Schriften des Museums für deutsche Volkskunde Bd. 16. In: Zeitschrift für Volkskunde 87. 1991, S. 328—330.

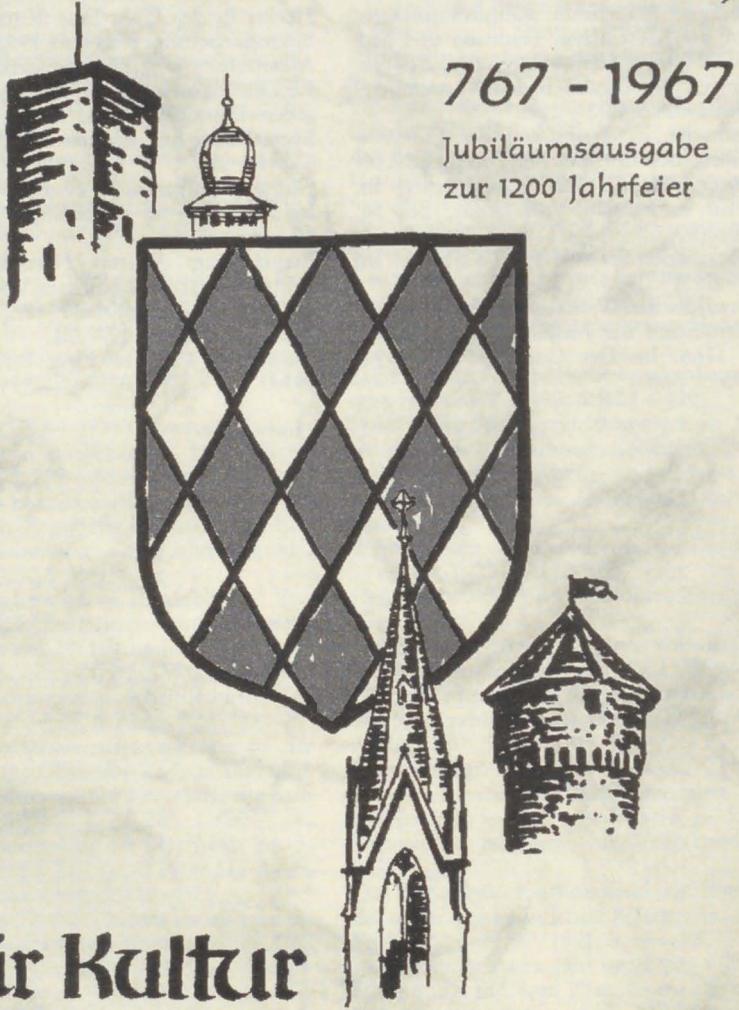
Über Hamburg nach Amerika — Hessische Auswanderer in den Hamburger Schiffslisten 1855—1866. Marburg 1991, 370 S. zahlreiche Abb.

Besprechung: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung 6, Lfg. 1, 1988; Lfg. 2—3, 1989;

- Lfg. 4—5, 1990. In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 33, 1992, S. 315—319.
- Schwarzwälder Hinterglasmalerei. Zu der Ausstellung des Freiburger Augustiner Museums vom 23. 12. 1992—21. 02. 1993. In: *Badische Heimat* 72, 1992, S. 485—502.
- Gotthilde Güterbock zum Gedächtnis. In: *Badische Heimat* 72, 1992, S. 623—625.
- Volkskultur und Brauchtum: Kulturraumfragen, Volkskultur und Geschichte, Tradition und Moderne. In: *Der Neckarodenwaldkreis. Bd. 2 (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg) Sigmaringen* 1992, S. 202—212.
- Rußlanddeutsche in Freiburg i. Br. Ein Forschungsprojekt des Instituts für Volkskunde zur Integrationsproblematik der Spätaussiedler. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, Bd. 36, 1993, in Druck.
- Der Bildstockmeister Franz Hefner (Walldürn). In: *Der Odenwald* 40, 1993, S. 57—69. 4 Abb.
- Des „Odenwäldischen Wahrsagers Anmerkungen“ — Ein Periodicum der Aufklärung aus Michelstadt von 1766. In: *Der Odenwald* 40, 1993, S. 127—145. 2 Abb.
- Zweite Heimat Walldürn. Hrsg. Peter Assion. = *Walldürner Museumsschriften* 8. Walldürn 1993, 125 S.
- Walldürn und seine Heimatvertriebenen. Ebenda S. 79—120.
- „Es lebe Hecker! Stoßet an!“ Die Popularität und Verehrung Friedrich Heckers von 1848/49 bis zur Gegenwart. In: Alfred G. Frei (Hrsg.) *Friedrich Hecker in den USA. Eine deutsch-amerikanische Spurensicherung*. Konstanz 1993, S. 117—134.
- Arbeiterforschung. In: *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. Hrsg. Rolf W. Brednich. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin 1994, S. 243—273.
- Günter Kapfhammer. 27. 1. 1937—16. 8. 1993. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 90, 1994, S. 87—90.
- Besprechung: Andreas Hartmann und Sabine Künsting, *Grenzgeschichten. Berichte aus dem deutschen Niemandsland*. Frankfurt/M. 1990, 382 S. Ebenda S. 149—151.
- 1250 Jahre Walldürn. Hrsg. Peter Assion. Herbst 1994.

Brettener Jahrbücher noch erhältlich

Brettener Jahrbuch



767 - 1967

Jubiläumsausgabe
zur 1200 Jahrfeier

für Kultur

und Geschichte

Titelseite Brettener Jahrbuch

Folgende Hefnummern können noch erworben werden: Nr. 3 (1964/65), Nr. 4 (1967), Nr. 5 (1972/73), Nr. 6 (1983/84). Preis pro Heft 15,00 DM

Zu beziehen durch: Selbstverlag der Ortsgruppe Bretten des Landesvereins Badische Heimat, 75015 Bretten, Postweg 47

Johann Peter Hebel-Gedenkplakette für Prof. Dr. Gustav Oberholzer

Elmar Vogt, Hausen

Die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1994 wurde beim Hebelabend am 7. Mai in Hausen im Wiesental an Prof. Dr. Gustav Oberholzer aus München verliehen.

Der Dank der Gemeinde Hausen im Wiesental gelte einem Mann, der sich um die Einrichtung von Museen in unserer Region ver-

dient gemacht habe. Die Arbeit von Gustav Oberholzer sei „wegweisend“ und nicht selten bedürfe er bei seiner Arbeit eines detektivischen Spürsinns, um die vielen kleinen Einzelheiten herauszufinden und zusammenzutragen, sagte Hausens Bürgermeister Karl Heinz Vogt. Gustav Oberholzer studierte von



Mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1994 der Gemeinde Hausen im Wiesental wurde Prof. Dr. Gustav Oberholzer von Bürgermeister Karl Heinz Vogt ausgezeichnet.

Foto: Elmar Vogt

1955 bis 1959 Vermessungswesen in Karlsruhe, promovierte, war leitender Flurbereinigungsingenieur und erhielt einen Lehrauftrag zur „Neuordnung des ländlichen Raums“. Seit 1978 ist er Lehrstuhlinhaber für Landentwicklung an der Hochschule der Bundeswehr in München.

Kulturlandschaft, Landwirtschaft und Dörfer des ländlichen Raums betrachtet Gustav Oberholzer als eine Einheit. Weil kulturelle Zeugen und Zeugnisse im ländlichen Raum zunehmend verschwinden, versucht der jüngste Hebel-Gedenkplakettenträger „zu retten, was zu retten ist“.

Erkenntnis, Theorie und Praxis gehen dabei Hand in Hand. Zwölf Werkstätten mit Originalgeräten sind von Gustav Oberholzer in Museen der Region eingerichtet worden, verdeutlichte Rektor i. R. Paul Eisenbeis aus Görwihl in seiner Laudatio. Der Arbeitsprozeß samt Dokumentation der Arbeitsschritte stehe dabei im Vordergrund. Oberholzer habe schon sehr früh sein Augenmerk auf die Landschaftspflege und nicht nur auf die Flurbereinigung, die heutige Flurneuordnung gerichtet. Er habe immer schon alle wichtigen Funktionen des ländlichen Raums im Blick gehabt, meinte Paul Eisenbeis, der den Ausgezeichneten als „ganzheitlichen Denker und

Planer“ lobte. Der „Resenhof“ in Bernau habe von seiner Arbeit genauso profitiert, wie das Görwihler Heimatmuseum, wo den Besuchern der frühere Umgang mit Webbändern aus der Textilindustrie gezeigt werde. Lebendige Geschichte: Unter diesem Aspekt stehe auch die Nachbildung zweier historischer Hauensteiner Trachten.

Überhaupt liege die Kraft Oberholzers in Visionen wie der vom Museumsverbund, um das Kulturwesen exemplarisch darstellen zu können, so Paul Eisenbeis. Tatkräftig hilft Gustav Oberholzer auch beim Aufbau des Schneiderhofs in Endenburg-Kirchhausen mit, in dem unter anderem auch ein Museum der Hausbrennerei, die in Südbaden einst einen wichtigen Stellenwert hatte, eingerichtet werden soll. „Ich fühl mi immer no als Huusemer“ meinte der Geehrte, der sich über die Auszeichnung, die „ermutigt, weiterzumachen“ sichtlich freute. Sein Engagement für die Kulturgeschichte der ländlichen Bevölkerung und der Landschaft erklärte Gustav Oberholzer mit der Faszination, die sowohl das Alte als auch das Neue auf ihn ausübe. „Wir verstehen die Gegenwart nur, wenn wir wissen, woher wir kommen“, sagte Oberholzer.

Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg für Andreas Mannschott

Martin Frenk, Schwanau-Ottenheim

Auf Grund seiner überaus großen Verdienste um die Lahrer Ortsgruppe der „Badischen Heimat“ erhielt der scheidende Vorsitzende Andreas Mannschott aus der Hand des Lahrer Oberbürgermeisters Werner Dietz die von Ministerpräsident Erwin Teufel verliehene Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg. Damit werden, so Werner Dietz in seiner Laudatio, die überaus großen Verdienste von Andreas Mannschott gewürdigt, die mit der ganzen Kraft einer einsatzfreudigen, stets umsichtigen und ideenreichen immer selbstlos tätigen Persönlichkeit erbracht wurden.

1981 nach dem Tod des ebenfalls überaus verdienstvollen Willi Hensle sprang Andreas Mannschott als „Zwischenlösung“ — wie er damals meinte — in die Bresche. Aus dieser „Zwischenlösung“ wurden mehr als zwölf Jahre, in denen der pensionierte Sparkassendirektor die „Badische Heimat“ in Lahr wie auch im ganzen Land zu einem Aktivposten entwickelte. Daß die Lahrer Ortsgruppe eine der größten im gesamten Landesverein geblieben ist, sei nicht zuletzt ein Verdienst von Andreas Mannschott, wobei der Oberbürgermeister das ebenso engagierte und anregende und opferbereite Mittun seiner Gattin ausdrücklich anführte. Jedenfalls verdiene und

rechtfertige der langjährige ehrenamtliche Einsatz, der sehr vielen Menschen Gewinn für Geist und Gemüt gebracht habe, in hohem Maße die Würdigung durch das Land. Ludwig Vögely, der Präsident des Landesvereins der „Badischen Heimat“, war anlässlich der Verabschiedung von Andreas Mannschott aus dem Amt des 1. Vorsitzenden der Lahrer Ortsgruppe nach Lahr gereist. Er betonte in seiner Laudatio, daß die Verdienste, die sich der Geehrte um die Ortsgruppe Lahr aber auch als Landesbeirat um den Gesamtverein erworben habe, sich nicht in Worte fassen lassen. Andreas Mannschott habe das hohe Niveau der „Badischen Heimat“ im Raum Lahr zu einem festen kulturellen Faktor gemacht. Ludwig Vögely dankte Andreas Mannschott für sein ungewöhnlich großes Engagement im Namen des Landesvereins.

Im Namens des Vorstandes ernannte schließlich Alois Obert, der Nachfolger von Andreas Mannschott als Leiter der „Badischen Heimat“, in Würdigung und Anerkennung der Verdienste, die sich Andreas Mannschott in der 20jährigen Vorstandsarbeit erworben hat zum Ehrenvorsitzenden der Lahrer Ortsgruppe.



Labr, Ehrung von Andreas Mannschott

Bundesverdienstkreuz für Dr. Lothar Brandstetter

Dieter Baerle, Baden-Baden

Auf Vorschlag des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg hat Bundespräsident Richard Weizsäcker Stadtoberforstrat a. D. Dr. Lothar Brandstetter das Verdienstkreuz am Bande verliehen. In einer würdigen Feierstunde überreichte Oberbürgermeister Wendt den Verdienstorden und die Verleihungsurkunde am 13. April im Trauzimmer des Palais Gagarin

Dr. Brandstetter ist im Landesverein Badische Heimat kein Unbekannter, leitete er doch von 1967 bis 1990 die Ortsgruppe Baden-Baden. Während dieser Zeit sind unzählige Zusammenkünfte mit Vorträgen und Studienfahrten zu verzeichnen, wodurch den Einheimischen, den neu Zugezogenen und den Kurgästen ein breites Spektrum aus der Heimatgeschichte aber auch aktuellen örtlichen Anliegen vermittelt wurde. Die Hege des Stadtwaldes war, oft vergeblich, das Herzensanliegen seiner 23 Jahre dauernden Vorstandsarbeit. So ist seine 1992 erfolgte Ernennung zum Ehrenmitglied des Landesvereins Badische Heimat eine verdiente Auszeichnung und zugleich die logische Konsequenz der Ernennung zum Ehrenvorsitzenden der Ortsgruppe Baden-Baden im Mai 1990 gewesen.

Lothar Brandstetter wurde am 8. Juni 1923 in Rastatt geboren, kam aber schon im ersten Lebensjahr nach Baden-Baden, wo sein Vater als Studiendirektor Biologie, Chemie und Mathematik am Ludwig-Wilhelm-Gymnasium lehrte. Nach dem 1942 bestandenen Abitur mußte er an die Front und kam im Januar 1945 nach einer Verwundung in Gefangenschaft. Im August 1945 konnte er zu seinen Eltern nach Baden-Baden zurückkehren und

im Mai 1946 das Studium der Forstwissenschaften in Freiburg beginnen. Ende 1949 fand er eine Anstellung beim Städtischen Forstamt in Baden-Baden, 1951 folgte die große Staatsprüfung für den höheren badischen Forstverwaltungsdienst. Am 1. April 1963 wurde er im Jahr seiner Promotion zum städtischen Forstmeister ernannt.

Ein ganz besonderer Verdienst ist das nach jahrelanger Forschung herausgegebene 400-seitige Werk „Forstgeschichtliche Untersuchungen über den Stadtwald von Baden-Baden“. Bis dahin war aus der Vergangenheit des ca. 7500 Hektar umfassenden Waldes wenig bekannt. Dieses Grundlagenwerk umfaßt ein breites Spektrum Waldgeschichte, zugleich ist es auch eine Würdigung zahlreicher Forstmänner seit 1800. Mit dieser Arbeit promovierte Brandstetter. Das Buch wurde weit über die Landesgrenzen beachtet, in forstlichen Fakultäten des Auslandes ist es vorhanden, bzw. durch Auszüge in den jeweiligen Landessprachen bekannt gemacht worden. Es folgten auch Einladungen ausländischer Universitäten zu Vorträgen.

Viele Veröffentlichungen folgten und die Geschichte des Stadtwaldes erfuhr vor einigen Jahren durch Broschüren über den Hauenersteiner und Sandweierer Wald Vervollständigung. Dr. Brandstetter war und ist jedoch alles andere als ein reiner Theoretiker. Mit Studenten aus Spanien, Türkei, Schweden, Norwegen, Polen, Slowakei, USA, die über den „Akademischen Auslandsdienst“ nach Baden-Baden vermittelt wurden, bestand und besteht noch immer ein lebhafter Gedankenaustausch. Diese Ausländer wurden in das Familienleben der Brandstetter's integriert,

im Sinne der praktischen Völkerverständigung. Manch einer inzwischen zu hohen Ämtern Gekommener kehrte mit einer revidierten Ansicht über Deutschland in seine Heimat zurück.

Das Engagement ging weit über das übliche Maß eines gewissenhaften Beamten hinaus. Vor allem um unsere Natur und Landschaft hat sich Brandstetter bleibende Verdienste für Baden-Baden und Umgebung erworben. Sein Engagement im *Natur- und Umweltbereich* belegt dies:

— „Mit dem Förster durch den Wald“

Um ein spürbar vorhandenes Informationsdefizit über das komplexe Ökologiesystem Wald abzubauen, war es Herr Dr. Brandstetter, der die Aktion „Mit dem Förster durch den Wald“ in mehrjähriger Initiativarbeit vorbereitete und 1973 ins Leben gerufen hat. Diese Einrichtung hat sich bestens bewährt und ist zu einem festen Bestandteil des Kurprogrammes der Stadt Baden-Baden geworden. Gerade vor wenigen Tagen wurde die Saison mit der 410. Führung eröffnet. In mehr als 20 Jahren 10 900 Teilnehmer, davon 6000 Kurgäste, sprechen für die Beliebtheit dieser Einrichtung.

— Einrichtung von Naturlehrpfaden

Schon sehr früh hat Herr Dr. Brandstetter die Einrichtung von Naturlehrpfaden betrieben, mit denen per „Selbststudium“ die Natur den Menschen näher gebracht wurde. Die erste Einrichtung (Friesenberg — Katzenberg) war so erfolgreich, daß bald eine weitere folgen.

— Aktion Dreckspatz (1972—1985)

Lange, bevor dies in anderen Regionen „Mode“ wurde, regte Herr Dr. Brandstetter diese Säuberungsaktion in Walderholungsgebieten und in Siedlungsnähe durch Schüler an. Die Erkenntnis über den erschreckenden Grad

der Verschmutzung weckt und stärkt das Problembewußtsein bei jungen Menschen.

— Vorträge in Schulen und gemeinnützigen Einrichtungen

Um sein Wissen und die Freude an der Natur weiterzugeben, hielt und hält Herr Dr. Brandstetter unzählige Vorträge bei den verschiedensten Einrichtungen und Organisationen (Studenten und Mitarbeiter inländischer und ausländischer Universitäten, Kurgäste, Schulen, unzählige Vereine, bis zu Gefängnisinsassen und Pfarrgemeinden).

— Gründung und Leitung des Vereins Waldwacht (1960—1985)

Aus der Erkenntnis, daß die Natur und insbesondere der Wald schutzbedürftig sind, und der Erhalt dieser Lebensgrundlage die Einbeziehung der Bürger verlangt, wurde der Verein mit den Zielen

- Anregungen für Walderholungseinrichtungen,
- Meldung von Schäden und Gefahren,
- Information über das Ökologiesystem Wald durch Kurzreferate ins Leben gerufen

— Naturschutzreferent und Vorstandsmitglied der Bergwacht (1969—1980)

Der Verein unterhält ein Hilffssystem zur Rettung von Menschen aus Bergnot, ist aber auch eine gemeinsame Plattform für naturinteressierte Menschen.

— Ehrenamtliches Mitglied des Naturschutzbeirats der Stadt Baden-Baden

Nicht zuletzt seine umfangreichen Studien über Geschichte, Landschaft und die darin und davon (!) lebenden Menschen haben ihn „weit vor der Zeit“ für Umweltprobleme sensibel gemacht. Sein frühzeitiges Aufmerksam-

machen auf die Probleme des Waldsterbens schufen ihm nicht nur Freunde. Anfangs auch in Teilen der Bevölkerung als personifiziertes Waldsterben „hier kommt's Waldsterben) be„titelt“, blieb er seinen Erkenntnissen treu: sachlich, fair, fundiert, überlegt aber konsequent. Dieselbe, oft unpopuläre aber dafür um so bemerkenswertere Haltung hat er auch beim Denkmalschutz an den Tag gelegt.

Einen Großteil seines ehrenamtlichen Engagements galt den *Geschichts- und Heimatvereinen*:

— Arbeitskreis für Stadtgeschichte

Seine aktive Mitarbeit im Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden seit 1957. Zur Zeit ist Brandstetter im Rahmen seiner Vereinstätigkeit mit der Erhebung und Katalogisierung historischer Grenzsteine und dem geschichtlichen Hintergrund der vielen Brunnen in und um seine Heimatstadt befaßt.

— Schwarzwaldverein

Selbstverständlich war er auch in diesem Verein aktiv, was 1966 zur Ernennung zum Ehrenmitglied führte.

— Stiftung Grimmelshausenarchiv (seit 1979)

Bei der Gründung der Stiftung Grimmelshausenarchiv, die sich für die Geschichtsforschung und die Bewahrung der kulturellen Überlieferung im Murg- und Kinzigtalbereich einsetzt (Sitz Renchen), wurde Herr Dr. Brandstetter als kompetentes Mitglied in den Vorstand berufen.

Daß der „Missionar des Waldes“⁶ nach seinem 1985 erfolgten Ruhestand auch noch weiteren gesellschaftlichen Verpflichtungen nachging, sei der Chronistenpflicht halber hier kurz angeführt: Jungmännerverein St. Bernhard (1949—1956), Förderverein Freunde des Markgraf-Ludwig-Gymnasiums (seit 1964 Gründungsmitglied und ab 1985 Vorsitzender), Elternbeiratsvorsitzender (1974—1985) und Pfarrgemeinderat in St. Josef (1982—1990).

Bei Lothar Brandstetter war die Liebe zur heimischen Kultur und Landschaft nie reiner Selbstzweck, sie degenerierte auch nie zu beschaulicher Selbstgefälligkeit: sein Blick ging über Grenzen und den jeweiligen Trends und Opportunitäten hinaus, wissend daß man die Zukunft nicht bewältigen kann, ohne die Vergangenheit studiert zu haben.



Dr. Lothar Brandstetter

Buchbesprechungen

Ferdinand Mehle, Der Kriminalfall Kaspar Hauser. Morstadt Verlag Kehl Strasbourg Basel 1994, 320 S., DM 39,—

Die Lebensgeschichte des „Kindes von Europa“ ist wohlbekannt: im Mai 1828 taucht in Nürnberg ein hilfloser junger Mann auf, der angeblich unter die Soldaten will. Ärztliche Untersuchungen belegen, daß er jahrelang fernab von menschlichen Kontakten in einem Kerker isoliert gewesen ist, offenbar in sitzender Position angekettet. Schrittweise wird er unter wechselnder Obhut ins bürgerliche Leben eingewöhnt, er lernt lesen, schreiben und Handarbeiten. Der berühmte Strafrechtler und Gerichtspräsident von Feuerbach forscht über Kaspars Vergangenheit nach, spricht von einem Verbrechen am Seelenleben eines Menschen. Im Jahre 1829 soll es zu einem ersten Attentatsversuch im Daumerischen Hause in Nürnberg gekommen sein, Hauser ist an der Stirn verletzt. Nun wird er in Ansbach untergebracht, wo ihn am 14. 12. 1833 im Hofgarten ein Unbekannter durch Messerstiche tötet. Seither nehmen die Mutmaßungen über Ursachen und Hintergründe kein Ende. Bereits im Jahre 1927 weisen Peitler und Ley in ihrer Kaspar-Hauser-Bibliographie über 1000 Veröffentlichungen nach. Inzwischen gehen die einschlägigen Titel in die Tausende. Sie lassen sich in zwei Gruppen aufteilen: die eine Meinung hält Kaspar Hauser für einen entführten badischen Erbprinzen, die Gegenmeinung bezeichnet ihn als unbekanntes Findelkind oder gar als Schwindler.

Mehle hat sich auf die Seite der Verfechter einer Prinzentheorie geschlagen. Mit Eifer hat er all jene Fakten zusammengetragen, die aus diesem Sichtwinkel bekannt sind. Neues hat er allerdings nicht beizusteuern vermocht — bei der bestehenden Quellenlage auch nicht verwunderlich. Gerne wird der französische Diplomat Edmond Bapst zitiert, aus dessen von mancherlei Gedankensprüngen getragener Darstellung der ebenfalls bemühte Otto Flake seinen „Tatsachenbericht“ zu zwei Teilen herausübersetzt hat. Nun haben auch ernsthaftere Forscher wie Fritz Bartning, Fritz Klee und Herrmann Pies sich im Sinne der Baden-Hypothese mit dem Gegenstand befaßt. Und man muß ihnen zugestehen, daß es eine ganze Reihe von Einzel-tatsachen gibt, die sich in das Bild einer organisierten Entführung einpassen lassen. Andere Erklärungsmöglichkeiten für solche Fakten sind aber keineswegs ausgeschlossen. Davon abgesehen klaffen Lücken in der Beweisführung der Befürworter. So fehlt beispielsweise bis heute jeder sachliche Anhalt

für den Verdacht, daß Großherzog Leopolds Ehefrau Sophie den Mord an Hauser veranlaßt hat. Doch bei Mehle liest man auf Seite 238: „... Bei Großherzogin Sophie in Karlsruhe führte dieses hohe Interesse an Kaspar zu der Entscheidung, nun nicht mehr länger zu warten, sondern ein Ende zu machen und die latente Gefahr, die der Findling für den badischen Thron darstellte, für immer zu beseitigen.“ Nichts als Vermutung, vielleicht von anderen Vermutern übernommen. Soweit ersichtlich hat sich Mehle nicht mit Einwendungen oder Gegenargumenten der modernen Kaspar-Hauser-Forschung auseinandergesetzt, etwa dem aufschlußreichen Beitrag von Lore Schwarzmaier in ZGO 1986, S. 245 oder dem Erklärungsversuch von Günter Hesse in der Neuen Juristischen Wochenschrift 1989, S. 365. Gleichermäßen vermißt man in Mehles Literaturverzeichnis die kürzlich erschienenen Aufsätze, in denen Walther Schreibmüller eine fürstliche Abstammung Hausers mit wissenschaftlich fundierter Begründung zurückweist, vgl. Genealogisches Handbuch, Band 32 (1991/92) S. 43 und Genealogie; Band 21, 1993, S. 513. Auch aus Eberhard Kippers gründlicher Feuerbachbiographie (2. Aufl., 1989, S. 168) klingen kritische Töne zur Haltung des hohen Richters in der Abstammungsfrage.

Nach heutigem Erkenntnisstand läßt sich lediglich aussagen, daß es eine Reihe von mehr oder weniger glaubhaften Verdachtsmomenten gibt. Unstreitig war Hauser eingesperrt, sicher ist er ermordet worden. Von einer lückenlosen Beweiskette, die zu bestimmten Anstiftern und Tätern führt, kann hingegen nicht die Rede sein. Dies sollte einer, der von dem Kriminalfall berichtet, auch klar sagen.

Dr. Reiner Haehling von Lanzener

Kappel im Tal. Dorfgemeinde und Stadtteil — Eine Ortsgeschichte. Herausgegeben von der Stadt Freiburg i. Br., Ortsverwaltung Kappel. Redaktion: Wolfgang Hug und Ulrike Rödling. Selbstverlag Freiburg 1993, 362 Seiten, 180 Abbildungen, davon 22 in Farbe; gebundene Ausgabe 42,— DM, Leinenausgabe 48,— DM; Bezug: Ortsverwaltung Kappel und Buchhandel.

„Aus Kappel ziehen nur Leute fort, die aus beruflichen oder familiären Gründen dazu gezwungen sind.“ — Auf diese Formel bringt Wolfgang Hug in der Einleitung zur Ortsgeschichte von Kappel die Attraktivität der seit 1272 urkundlich belegten Gemeinde. Drei Jahre lang haben gut ein Dutzend

Autoren die Geschichte des einst von Landwirtschaft und Bergbau geprägten Dorfes erforscht, das seit der Eingemeindung 1974 gefragte Wohnlage im Freiburger Osten ist, ohne seinen ländlichen Charakter eingebüßt zu haben. Die Mehrzahl der Autoren — unter ihnen Historiker, Archivare, Archäologen, Kunsthistoriker und Förster, aber auch geschichtsinteressierte Laien — wohnt in Kappel, was ihren Beiträgen die nötige Bodenhaftung verleiht.

Im ersten Teil wird der Bogen von den ersten Siedlungsfunden aus der mittleren Steinzeit bis in die Gegenwart geschlagen. Mangels schriftlicher Überlieferungen und materieller Relikte klaffen beträchtliche Lücken in der Chronologie, besonders für das frühe Mittelalter. Dagegen berichten Grabungsfunde vom Leben des kleinen Adelsgeschlechts zu Kyburg, das im 12. und 13. Jahrhundert die Burg auf dem Kybfelsen bewohnte.

Im Mittelpunkt steht jedoch durchgängig das Leben der kleinen Leute: der Bauern, Bergarbeiter und Tagelöhner. Der Besiedelung des Schwarzwaldes verdankte die bäuerliche Bevölkerung als „Rodungsfreie“ die Freiheit von Leibeigenschaft sowie ausgedehnte Holz-, Weide- und Wegrechte, Grundlage einer beachtlichen, bis heute andauernden Wohlhabenheit. Doch war die Geschichte des Dorfes keineswegs nur ungetrübt, wie besonders die mit Fingerspitzengefühl vorgestellten Jahre der faschistischen Herrschaft zeigen.

Schwerpunkt des zweiten Teils ist die Sozial- und Alltagsgeschichte in Landwirtschaft und Bergbau. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts wurde auch auf Kappeler Gemarkung dem „Erzkasten“ Schauinsland Blei und Silber entrissen, was nicht nur seine Vorzüge hatte: Fragen der Wald- und Weidenutzung durch Bergarbeiter, vor allem aber die schwermetallhaltigen Abwässer der Erzverarbeitung sorgten immer wieder für sozialen und politischen Sprengstoff und hinterließen bis heute kaum sanierbare Altlasten.

Ökologische Aspekte der Dorfgeschichte kehren ständig wieder, insbesondere beim Thema Wald. Obwohl er für sauberes Trinkwasser, reine Luft und Schutz vor Bodenabtrag und Überschwemmungen unverzichtbar ist, sind vor allem die Tannen- und Fichtenbestände in Hochlagen und nach Südwesten bereits so stark geschädigt, daß forstliche Maßnahmen kaum noch greifen und nur eine spürbare Verringerung der Schadstoffe in der Luft eine katastrophale Entwicklung noch aufhalten kann.

Ausführlich werden Lebens- und Arbeitsbedingungen auf den 17 Höfen beschrieben, die vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert den Kern des Dorfes ausmachten. Allmählich begann sich die bäuerliche Dorfgemeinschaft zu differenzieren: eine Schicht von Handwerkern bildete sich heraus, und seit Ende des 18. Jahrhunderts zeichneten sich

neue Konflikte zwischen der bäuerlichen Oberschicht und der neuen Unterschicht aus Bergleuten, kleinen Bauern und Tagelöhnern ab; es spricht für den Zusammenhalt der Einwohner, daß daraus keine dauernden Feindschaften entstanden.

Der dritte Teil befaßt sich mit Kirche, Schule und den Vereinen als Mittelpunkt des geselligen und karitativen Lebens. Herauszuheben ist besonders der Beitrag über die Mondsichelmadonna in der Pfarrkirche, die Hans Wydyz gestaltete, ein Bildschnitzer, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit Hans Baldung Grien das Freiburger Münster mit Skulpturen ausstattete. Eine ebenfalls Wydyz zugeschriebene, nach dem Kappler Vorbild gestaltete Marienfigur befindet sich heute im Besitz des Art Institute of Chicago.

Allen, die mehr über dörfliche Lebenswelten im Wandel erfahren wollen, steht jetzt eine gut lesbare Dorfgeschichte zur Verfügung, die wegen der zahlreichen Abbildungen und Fotografien aus Privatbesitz, von denen die meisten zum ersten Mal veröffentlicht werden, besonders für die Bewohner von Kappel außerdem hohem Wiedererkennungswert besitzt.

Bernd Boll

Störzer, Manfred: Wasser für Bretten, Geschichte und Technik. Ubstadt-Weiher 1993 (Verlag Regionalkultur); 158 Seiten mit zahlreichen Abbildungen; 34,80 DM (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Band 14; ISBN 3-929366-05-3)

Mit dem Thema des vorliegenden Bandes wurde ein nicht nur für Bretten stadtgeschichtliches Neuland beschritten. Im Zentrum steht die wohl wichtigste Grundlage jeglicher Siedlungstätigkeit, die Versorgung von Mensch und Tier mit dem Lebens- element Wasser.

Ausgehend von den verschiedenen Quellen der Brettener Gemarkung geht Manfred Störzer zu einer akribisch genauen Darstellung der von den einzelnen Quellen jeweils gespeisten Leitungs- und Brunnensysteme über. Der zeitliche Rahmen umfaßt dabei die Spanne vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Mit großer Fachkenntnis dargebotene technikgeschichtliche Details — der Autor war jahrzehntelang Leiter der Brettener Stadtwerke — bilden das Gerüst des vorliegenden Werkes, doch reicht seine Thematik weit über sie hinaus. In packender Weise versteht es der Autor, auch die Sozialgeschichte der einzelnen Brunnen zu erheben, ihre jeweilige Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Stadt und ihrer einzelnen Viertel deutlich zu machen und damit Zusammenhänge zwischen Technik- und Stadtgeschichte zu offenbaren, die in vielen der üblichen lokalhistorischen Abhandlungen allenfalls am Rande Beachtung finden. Es ist diese ungewöhnliche, von der Entwicklung der Versorgungstechnik ausgehende Perspektive, die

den besonderen Reiz des Buches ausmacht und zu neuen, überraschenden Einsichten in die Geschichte der Melanchthonstadt führt.

Neben Technik-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Wasserversorgung tritt als weiterer Aspekt die Kunst- und Architekturgeschichte der Brettener Brunnen. Bereits das auf dem Titelblatt abgebildete sogenannte „Weckerles-Brünnele“ mit seiner gründerzeitlichen Fassung verweist darauf. Ausführlich dargestellt und beschrieben werden auch jene beiden Brunnen, die für viele Besucher der Großen Kreisstadt im südlichen Kraichgau gerade zu prägenden Symbolcharakter besitzen: Der achteckige Marktbrunnen mit der Pfalzgrafensäule und der „Hundesbrunnen“, den seit 1888 eine Figur des berühmten „Brettener Hundes“ ziert. Beide gehören, worüber ihre heutige und selbst schon wieder historisch gewordene Gestaltung nichts aussagt, zu den ältesten Brunnen der Stadt. So läßt sich der Betrieb des „Hundesbrunnens“ bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen.

Eine reiche Bebilderung sowie Karten, Tabellen und Übersichten machen Manfred Störzers Buch nicht zuletzt auch optisch zu einer stadsgeschichtlichen Fundgrube. Sowohl für Lokalhistoriker, wie für technikgeschichtlich Interessierte bietet es reichhaltiges Anschauungsmaterial.

Dr. Peter Bahn

Reiner Haehling von Lanzenauer: Die vergessene Kanone. Eine Erzählung gegen den Krieg. 56 S., 9,80 DM, Göller-Verlag Baden-Baden, 1993
Dr. Haehling von Lanzenauer hat mit seiner Schrift „Die vergessene Kanone“ ben blutungen Schülern, die von der Schulbank weg als Flakhelfer dem Moloch Krieg vorgeworfen wurden, ein Denkmal gesetzt. Die Darstellung der sinnlosen Opferung dieser Jungen wurde zu einer Schrift gegen den Krieg. In geschickter Weise werden zwei Erzählebenen miteinander verwoben. Auf der einen Seite betreibt der Autor ein Stück eigener Vergangenheitsbewältigung, indem er die harte Ausbildung zum Flakhelfer mit ihrem Drill, Schikanen und menschenunwürdiger Behandlung in einem winterlichen Lager im Schwarzwald schildert, den Einsatz am Hochrhein und schließlich die einsame Wache bei der vergessenen Kanone, bei welcher der Kamerad noch fällt, der Erzähler selbst aber glücklich das Kriegsende erlebt. Das ist spannend und realistisch geschrieben, und die Distanz dieser Sechzehnjährigen zu dem Leben, das sie verlassen mußten, wird durch den Einschub der zweiten Erzählebenen besonders deutlich. Die zu kurze Kindheit, das behütete Leben in der Familie, Schulzeit, Kriegsausbruch, Tod des Vaters usw. werden dargestellt in einer Sprache, die den Verlust dieser kaum begonnenen Gegenwart schmerzhaft deutlich macht. Man hat diese Jungen

um die schönsten Jahre beraubt und sie einer ungewissen Zukunft überlassen. Man hat sie zu Männern machen wollen, und sie waren eigentlich noch Kinder. Man wollte sie opfern aus dem Wahn der Machthaber heraus, ihr Leben bedenkenlos fordern zu können. „Die vergessene Kanone“ ist eine Schrift gegen den Krieg. Sie bringt vieles in Erinnerung und macht nachdenklich. Und das ist wertvoll. Vögely

Startschuß für die Heimattage Baden-Württemberg 1994 in Ettligen Kulturprogramm von Mai bis Oktober — Landesfest am 11. September

Ein breitangelegtes Kulturprogramm präsentiert die Stadt Ettligen anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg in diesem Jahr. Bereits Anfang Mai wird die landesweite Veranstaltung eröffnet mit einem neuen Programm mit Wanderungen, Exkursionen in Ettligen und der Region, den Abschluß bildet ein Symposium im Oktober über den heimischen Reformator Caspar Hedio aus Anlaß seines 500. Geburtstages. Das Spektrum der verschiedenen Veranstaltungen von Mai bis Oktober reicht von Ausstellungen, Konzerten, Mundartkultur über Jugendveranstaltungen bis hin zu einem großen Landesfest sowie einer Badisch-elsässischen Woche. Ein ausführlicher Terminkalender wurde jetzt von Josef Offele, Oberbürgermeister der Stadt Ettligen, und Regierungspräsident Dr. Karl Miltner vorgelegt.

Mit dem Ziel, überregionale wie regionale Heimatpflege in ihren verschiedensten Facetten zu fördern und darzustellen werden die Heimattage Baden-Württemberg jährlich jeweils in einem anderen Regierungsbezirk veranstaltet. In Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden hat die Stadt Ettligen für diese Veranstaltung ein zeitlich wie inhaltlich breitangelegtes Programm entwickelt, das der traditionellen Heimatpflege ebenso Raum gibt wie Problemen und Perspektiven der Gegenwart. Es wird jetzt eröffnet mit einem neu konzipierten kultur-touristischen Angebot an Wanderungen und Exkursionen in Ettligen und der Region.

Höhepunkt der Heimattage ist das Festwochenende vom 8.—11. September. Es wird eröffnet von Ministerin Brigitte Unger-Soyka. Ein großer „Jahrmärkte wie anno dazumal“ wird am 10. und 11. September von den Ettliger Vereinen in der Altstadt inszeniert. Altes Handwerk, zünftige Musik- und Tanzgruppen, Getränk' und Speis' nach alter Art bilden eine besondere Attraktion. Am Sonntag findet der traditionelle große Festumzug mit Trachtengruppen aus dem gesamten Land statt. Zur Festrede zum „Tag der Heimat“ hat Ministerpräsident Erwin Teufel sein Kommen zugesagt. „Total regional“ präsentiert sich nicht nur das

Spektakel mit Mundartbands zur Eröffnung am 8. September. Mit Veranstaltungen wie der Preisverleihung zum Mundartwettbewerb des Arbeitskreises und „Liedermacher der Region“ mit dem SDR wird regionale und überregionale Vielfalt in der Sprachkultur vorgestellt. Dazu gehören mit einigen Beiträgen aus dem Elsaß und der Pfalz natürlich auch die Grenznachbarn.

Heimat-Grenzregion ist, prägend für unseren Raum, ein wichtiges Thema für die diesjährigen Heimattage. Ihm gilt die Ausstellung der grenzüberschreitenden Künstlergruppe „Realismus am Oberrhein“ ab 28. August im Schloß sowie die Badisch-elsässische Woche vom 18.—25. September. Konzerte, Sportbegegnungen, Präsentation des Regionalverbandes und ein Symposium in Zusammenarbeit mit dem Haus für Geschichte widmen sich von verschiedenen Seiten her der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Ein Höhepunkt ist das Programm der Kleinkunsthöhne „Choucrouterie“ und Roger Siffer mit dem Motto „Dein Nachbar — Dein Spiegel“ am 23. September.

Das Museum präsentiert anlässlich der Heimattage eine neue alltagsgeschichtliche Ausstellung über das 19. Jahrhundert in Ettligen und dem Albtal. Insgesamt vier neue Publikationen mit heimat- und landesgeschichtlichen Themen werden von Mai bis September vorgestellt. Tagungsveranstaltungen des Ministeriums für Kultur und Sport sowie des Generallandesarchivs runden das Angebot für den historisch Interessierten ab.

Neben den geschichtlichen und heimatkundlichen Themen wird eine Reihe von Jugendveranstaltungen, wie eine Junge Vernissage und Workshops, Seminare für Architekten und Stadtplaner, Veranstaltungen von und mit ausländischen Mitbürgern durchgeführt.

Mit insgesamt ca. 40 Veranstaltungen präsentieren die Ettliger Heimattage ein attraktives und differenziertes Programm.

Informationen sind beim Kulturamt und der Stadtinformation Ettligen erhältlich.

Philipps, Eugène, Eine Tragödie für das Elsaß. Die nationalsozialistische Diktatur und die Zwangseinziehung. Salde/Media, 1993, 390 S.

Dieses neue Buch von E. Philipps, den wir als Mahner zur Erhaltung des ganzen elsässischen Kulturerbes kennen, geht auch das Land Baden in ganz besonderer Weise an, denn der Verfasser gibt einen kritischen Bericht über eine gemeinsame Zeit des Elsaß und Badens, die er von 1940—43 persönlich miterlebt hat, der Zeit von 1940 bis 45. Man wagt es langsam, auch im Elsaß diese Zeit objektiv aufzuarbeiten, stößt dabei aber immer noch auf klischeehafte Bilder. Kurz streift der Autor das Wirken und Handeln badischer Reprä-

sentanten in dieser Zeit im Elsaß, viel wichtiger für uns ist, was Philipps über seine „Umschulung“ als Lehrer im Badischen zu sagen hat, zumal über diesen Gegenstand noch wenig an kritischer Über-sicht vorliegt. Es ist nicht immer erhebend, was er an Hand eines Tagebuchs zu diesen für ihn dop-pelt undurchsichtigen und schwierigen Jahren zu sagen hat. Zur Tätigkeit der badischen Vertreter im Elsaß und im Blick auf die Umschulung und Lehrtätigkeit von Philipps im Badischen kommt dieser zum Urteil, daß es ein verhängnisvolles System war, in das alle eingespannt waren, daß aber viele der badischen Leute verständnisvoll, freund-lich und hilfsbereit waren, Schlimm war dabei, daß man auch in Baden trotz der Nähe zum Elsaß auf die Aufgaben dort nicht im geringsten vorbereitet war und daß man um das Besondere der Menschen dort überhaupt nichts wußte. Es soll sich jetzt auch in unseren Tagen noch nicht viel geändert haben. Nobel ist es, was Philipps von seiner Zwangsein-ziehung und seinem Einsatz von der russischen Front zu berichten hat, er hat sich dort als Mensch bewährt, obwohl ihm alles schwer fiel. Dieser Teil über den Kriegsdienst bis zu seinem Überwechseln Ende April 1945 im Raum des Bodensees zu den Franzosen, was sich als einzige Lösung anbot, ist zumeist an Hand von brieflichen Zeugnissen ge-schrieben, die im Buch in der ursprünglichen Sprache, der deutschen, wiedergegeben sind. Daß dieses Buch erst jetzt so spät erscheint, hat auch sein Gutes. Man sollte es auch hierbei, vor uns allen, mit seinen Schlußfolgerungen zur Kenntnis nehmen. me

Vogler, Bernard, Geschichte der Kultur im El-saß. Vom Mittelalter bis in unsere Tage. Die überaus reiche Überlieferung einer Grenzregion, 580 S., Verlag der DNA (Straßburger Neueste Nachrichten), 1993

Bock, Hildegard und Heinrich, Literatur-Reisen. Wege, Orte, Texte. Straßburg und das Elsaß; 262 S., Ernst Klett Verlag für Wissen und Bildung, Stuttgart/Dresden, 1993

Diese zwei Veröffentlichungen verfolgen wohl je-weils eine andere Absicht, aber doch gehören sie thematisch eng zusammen. Das kompendiarische Buch von Bernard Vogler, dem Direktor des Insti-tuts für elsässische Geschichte an der Universität Straßburg, ist ein Meisterstück und stellt einen einzigartigen Wurf dar, denn noch nie ist die Kultur des Landes zwischen Rhein und Vogesen als etwas Ganzes dargestellt worden. Allein aus diesem Grunde muß man den Verfasser loben, der aber darüber hinaus ein gut lesbares Werk geschaffen hat, das voller Leben und Dynamik ist. Z. Zt. gibt es wohl keinen Historiker oder Kulturhistoriker, der solch eine Aufgabe zu übernehmen wagt, wie das Vogler tut. Der Grundgedanke oder Leitfaden,

den der Verfasser verfolgt, woran er sich auch durchweg hält, ist die Tatsache des Vorhandenseins einer Doppelkultur, in der sich die Beziehungen zu den beiden Nachbarn im Osten und im Westen widerspiegeln, das, was die Identität des Landes und der Menschen ausmacht, wenngleich wir nicht übersehen können — aber das ist in einem Buch, das für französische Leser geschrieben worden ist, nicht verwunderlich — daß der französische Kulturstrang im Lande schon sehr früh und auch betont hervorgehoben wird. Auch wer in der Geschichte und der Kultur des Elsaß einigermaßen daheim ist, der wird immer wieder Neues und sogar Unbekanntes entdecken, auch gut ist es, wie die vielen Zusammenhänge gezeigt werden. Es wäre doch wünschenswert, wenn dieses Buch auch ins Deutsche übersetzt werden könnte, damit es, wie es im Vorwort so schön heißt „seine Mission erfüllen“ kann und alle Deutschen einen rechten Eindruck davon bekommen, was im Elsaß an deutscher Kultur vorhanden ist, damit die „Impulse, die vom Osten und vom Westen“ gekommen sind in dem ihm eigenen „Erbteil“, vom Elsaß an Europa weitergegeben werden. Auch für das Elsaß selbst wäre das im Sinne der Doppelkultur von Wichtigkeit.

Die „Literaturreisen“ nach Straßburg und ins Elsaß — darauf legen die Verfasser den Nachdruck, daß das ganze Land erfaßt wird — gehen, der Sache entsprechend, die sie anstreben, in eine andere Richtung, sie geben Orientierung für den Besucher, für den Kenner wird wieder die Fülle von Dichtern und Schriftstellern, die zum Elsaß gehören im Laufe der Jahrhunderte bis in unsere Tage hinein, deutlich. Daß auch ausgiebig Textproben dieser Dichter und Schriftsteller gebracht und diese in den Zusammenhang gestellt werden, erhöht den Reiz dieses Buches. In gewisser Weise ist es eine Ergänzung, besser noch eine Erläuterung dessen, was Vogler in seinem Compendium gebracht hat. me

Weber, Peter, Karl, Lichtenberg. Eine elsässische Herrschaft auf dem Weg zum Territorialstaat. Soziale Kosten politischer Innovationen. Verlag Brigitte Guderjahn, Heidelberg, 1993; 318 S.

Die Herrschaft Lichtenberg, nach dem Aussterben, 1480, der männlichen Linie, zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg geworden, heute als Hanauerland oder Hanauer Ländel auf beiden Seiten des Rheins noch bekannt als geschichtliche Einheit, hatte schon Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts Besitzungen auf dem rechten Rheinufer, jenes Gebiet etwa, das man heute das badische Hanauerland nennt. Die beiden Gebiete links und rechts des Rheins bildeten lange mit Buchweiler als Hauptstadt eine Verwaltungseinheit, das reichte

über 1648 hinaus, als das Hanauerland mit dem größten Teil des Elsasses französisch wurde, bis zur Französischen Revolution. So ist auch in dieser Abhandlung der badische Teil dieser einstmaligen Herrschaft mit den Ämtern Lichtenau und Willstätt einbezogen. Die Herrschaft Lichtenberg hat im Mittelalter als nichtgeistliches Territorium am Oberrhein eine bedeutende Rolle gespielt. Fritz Eyer, auf dessen Forschungen diese Untersuchung aufbaut, hat in einer Monographie von 1938 dieses Gebiet abgesteckt. Die vorliegende Untersuchung, der eine Dissertation an der Universität Bern zugrundeliegt, versucht modellhaft, die soziale Entwicklung dieses Territoriums vom Grundherrschaftsgefüge bis zum Frühabsolutismus der frühen Neuzeit aufzuzeigen, dabei kommt der Autor zum Ergebnis, daß sich die soziale Lage der Untertanen in dieser Herrschaft nicht grundlegend gebessert hat. Interessant sind aber auch die einzelnen Angaben über die Orte dieser Herrschaft Lichtenberg. Daß gerade in den Bauernkriegen in dieser Herrschaft keine Hinrichtungen stattfanden, zeigt auch wieder von der relativen Zufriedenheit der Untertanen. Nicht uninteressant mag sein, daß gerade die badischen Hanauerländer in späteren Jahrzehnten sehr freiheitlich gesinnt waren und mit anderen Gebieten in der Ortenau für die Ideen der badischen Revolution von 1848/49 sehr aufgeschlossen waren. me

Matzen, Raymond, Goethe, Friederike und Salomé-Olivie. Bilder und Klänge aus Sesenheim und Meissenheim. Schauenburg-Verlag, Lahr.

Raymond Matzen, der auch in der „Badischen Heimat“ schon oft zu Wort gekommen ist und den wir zuletzt mit seinem Lyrikbändchen „Hebb din Ländel fescht am Bändel. Elsaßland. Alemannenkant. Europastrand“, im gleichen Verlag erschienen, gelobt haben, fügt dem Friederiken-Stoff hier wieder neue Facetten hinzu, diesmal mit einer, von den Personen her, Erweiterung auf die ältere Schwester von Friederike Brion, Salome, die mit dem Pfarrer Gottfried Marx verheiratet war, der in Meissenheim wirkte. Es ist die Olivie aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Dann ist es auch eine Erweiterung von den Orten her, auf Meissenheim hin, auf dessen Friedhof Friedrike die letzte Ruhe gefunden hat. Alles, was Matzen an Neuem bringt, ist kenntnisreich und einfühlsam dargeboten, man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß Matzen in unserer Zeit der ist, der diesen Goethe-Friederike-Stoff am souveränsten beherrscht. me

Zink, Georges, Haiet, Arn und Ahmet; Schauenburg-Verlag, Lahr, Hagenbach, das kleine Dorf im Sundgau ist wirklich eine Pflanzstätte für Germanisten, die zugleich auch Dichter in ihrer Heimat-

sprache sind. Wir meinen damit Professor Adrien Finck und Professor Georges Zink, der viele Jahre Professor für altddeutsche Literatur an der Sorbonne in Paris war und schon zum wiederholten Male in seiner sundgaischen Mundart zu Wort gekommen ist, dieser ist 1909 in Hagenbach geboren. Wie könnte es anders sein, als daß ein solch heimatverbundener Mensch aus der Ferne seiner Sehnsucht nach dieser Heimat, dem Dorf seiner Jugend und dem Ablauf der Bauernätigkeit in der Natur (Ahmtet = Öhmd) Ausdruck gibt. Der Sundgau, das war einmal für ihn die behütete Heimat, aus der er und viele Menschen Kraft für ihr Leben geschöpft haben. Sundgaisch, das ist auch eine Ausdrucksweise des Hoch-Alemannischen, das sich, formal und inhaltlich, gut für die dichterische Inspiration eignet (Nathan Katz), gerade auch darin, daß es altertümlich Ausdruck verwendet.

me

Weckmann, André, Simon Herzog, Substanz-Fragmente. Eine Erzählung; Salde, Straßburg, 1992

Was Weckmann hier auf französisch wieder vorlegt — seine Gedichte schreibt er in der Kocherberger Mundart, die Prosa hingegen in Hochdeutsch und Französisch — ist nichts anderes als wieder eine Suche nach der elsässischen Identität, in der er sich auch entdeckt. Darum geht es in allen Formen und Stilarten Weckmann'scher Provenienz. Dazu hat er unnachahmliche Bilder, Metaphern und Dialoge, durch deren Skurrilität man auf den Grund hindurchdringen muß. Man möchte doch wünschen, daß ein wenig von dem im Elsaß wahr wird, was Weckmann unternimmt

me

Rehm, Max, Reichsland Elsaß-Lothringen, Regierung und Verwaltung 1871 bis 1918, Dietrich Pfahler, Verlag, Bad Neustadt 1991:

Max Rehm, der sich hier in der Schriftenreihe der Erwin-von-Steinbach-Stiftung in einem Ertrag eines langen Lebens (1896—1990) äußert, kann und darf man als Zeitzeuge ansprechen: er hat als Sohn eines Universitätsprofessors in Straßburg das illustre Protestantische Gymnasium besucht, kam mit Ely Heuss-Knapp und Theodor Heuss, Albert Schweitzer, Rudolf Schwander, Robert Ernst im Leben zusammen, hat in Straßburg noch etwas von der großen geistigen Zeit der elsässischen Metropole von vor dem 1. Weltkrieg mitbekommen und versucht nun in einem sehr persönlich gehaltenen Bericht, sich über die Reichslandzeit des Elsaß und Lothringens Rechenschaft zu geben. Dieser Bericht ist wie ein Mosaikstein, der mithelfen kann, die großen Leistungen der Reichslandzeit, die heute gerade im Elsaß ihre Würdigung langsam erfahren,

herauszustellen, wenngleich der Autor auch nicht versäumt, die psychologischen Fehler, die in dieser Epoche im Elsaß und in Lothringen gemacht wurden, zu erwähnen.

me

Ulrich Henri, Ein Leben im Elsaß, Oberlin-Verlag, Straßburg, 1992

Der Autor ist ein echter Schüler und Nachfolger von Albert Schweitzer, den er schon vor dem 2. Weltkrieg als Helfer bei seinen Orgelkonzerten assistiert hat, darum ist es auch aus erster Hand, was wir über den großen Menschenfreund aus dem Elsaß hören. Ulrich ist von Hause aus Mediziner, er ist aber auch als Archäologe (mit Robert Forrer, dem Altmeister dieser Disziplin), als Musiker, Photograph, Filmemacher und Schriftsteller, vor allem aber in den letzten Jahrzehnten als Naturschützer und namhafter Ökologe hervorgetreten. Dieses Buch ist Zeugnis für all diese Aktivitäten, die Ulrich zum Wohle seines Heimatlandes unternommen hat — er stammt selbst aus Oberbronn im Unterelsaß, ist aber teilweise in Straßburg aufgewachsen. Bei allen seinen Aktivitäten schimmert auch etwas durch von den Geschehnissen dieser Jahre, die Ulrich versucht, geistig zu erfassen und zu deuten. Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß vieles, was Ulrich gemacht hat und worüber er hier berichtet, über den engen Horizont des Landes zwischen Rhein und Vogesen hinausreicht und daß er uns dabei eine Lektion in Sachen Europa gibt.

me

Frei, Alfred G. Hrsg.: Friedrich Hecker in den USA. Eine deutsch-amerikanische Spurensicherung. 232 S., viele Abb., Verlag Stadler, Konstanz, 1993

Dieses Buch, das der Singener Hecker-Gruppe gewidmet ist, beinhaltet Beiträge von Susanne Asche, Peter Assion, Alfred G. Frei, Franz Henn, Detlef Hoffmann, Martin Leuenberger, Walter Möll, Jörg Nagler, Roland Paul, Steven Rowan, Hans L. Trefousse. Die Anzahl der z. T. recht bekannten Autoren zeigt schon die Bandbreite der bearbeiteten Themen auf, die einfach notwendig ist, will man den Spuren Heckers von Muttentz in der Schweiz aus bis zu seinem Tode in den USA verfolgen. Dabei geht es ja nicht nur um den „geographischen“ Lebensweg Friedrich Heckers allein, was ziemlich einfach wäre, sondern um sein Wirken in den USA, seinen Einfluß dort und schließlich um den Mythos, der sich um diese komplexe Persönlichkeit gebildet und die Zeiten lange in erstaunlicher Weise überdauert hat, wenn auch die Erinnerungen zu schwinden beginnen. Das machte eine Spurensicherung notwendig, weil man tatsächlich viel zu wenig über Hecker in den USA gewußt hat. Und deshalb befaßten sich namhafte Wissenschaftler, wie der leider viel zu früh verstorbene

Prof. Dr. Assion, mit der Popularität und Verehrung, die Hecker genoß, werteten seine nun zugängliche Hinterlassenschaft aus und publizierten ihre Erkenntnisse.

Das abenteuerliche Unternehmen der Hecker-Gruppe Singen, die, ausgerüstet mit der Kleidung der Heckerzeit und Trommeln, Sensen usw. eine Amerikareise veranstalteten (kein Wunder, daß sie bei der Einreise von den amerikanischen Zöllnern für eine Jodlergruppe gehalten wurden) und den Wegen Heckers folgten, bildete der Anlaß zu diesem Buch. Die Reise selbst mußte wissenschaftlich untermauert werden, um sie einerseits zu rechtfertigen und andererseits ein gesichertes, allgemein interessierendes Ergebnis zu erlangen. Das ist den einzelnen Beiträgen gelungen, das sei dankbar anerkannt. Viele Spuren wurden gefunden und gesichert. Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis sind eine willkommene Hilfe für den, der sich intensiver mit dem Thema befassen will. Lohnt es sich heute noch, sich mit Friedrich Hecker zu befassen, oder ist er endgültig tot? Es scheint aber so, daß man mit Friedrich Hecker nie ganz fertig werden wird. Der Mythos, der sich um seine Persönlichkeit gebildet hat, wird dauern, besonders in seiner Heimat. Er war, um auf das Buch zurückzukommen, der hochgeachtete Vertreter des Deutschtums in den USA, zusammen mit Carl Schurz und Emil Preetorius, die Leitfigur Tausender Auswanderer trotz aller Zwiespältigkeiten seiner Persönlichkeit. In Deutschland aber war er der Sprecher des Volkes in den politisch bösen Jahren des Vormärz und der Revolutionszeit, ein Mann, der die Massen begeisterte, der unermüdlige Kämpfer für Freiheit und Recht. Das vorgelegte, sehr gut ausgestattete Buch wird das Seine dazu beitragen, sein Leben und Wirken in den USA zu erhellen ohne Schönfärberei und seine heutige Bedeutung in seiner Wahlheimat widerspiegelnd.

L. Vögely

Der Überlinger Rathausaal, ein Kunstwerk aus dem Herbst des Mittelalters. Reihe Kunst am See. Bd. 25. Hrsg. Landratsamt Bodenseekreis u. Stadt Friedrichshafen. 88 S., 46 Farbb., DM 30,—, Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen, 1993

Zum 500. Jahrestag der Fertigstellung des spätgotischen Rathausaales von Überlingen, erschien ein neuer Bildband mit Beiträgen von Guntram Brunner, Georg Poensgen und Peter Putzer. Die hervor-

ragenden Fotos lieferten Ulrike und Toni Schneiders. Dieses Buch stellt eine ausgezeichnete Gemeinschaftsarbeit der renommierten Autoren und Fotografen dar und wird, wie der Überlinger Oberbürgermeister Eberhard in seinen Geleitwort schreibt, dem Saal mit den Arbeiten des Jakob Russ, die den Saal schmücken, der „weit und breit nicht seinesgleichen, nicht am Bodensee und auch nicht in ganz Deutschland, hat.“ Der hohe Anspruch den der Überlinger OB für seinen Rathausaal erhebt, muß natürlich begründet werden. Vor allem interessiert das Werk des Jakob Russ, einer der besten Holzplastiker des späten Mittelalters. Ihm ist der Aufsatz von Dr. Georg Poensgen „Das Schnitzwerk des Jakob Russ“ gewidmet. Der Künstler erfährt durch den verstorbenen ehemaligen Direktor des kurpfälzischen Museums in Heidelberg eine ihm adäquate Würdigung und mit ihm die Stadt Überlingen mit ihrer großen historischen Vergangenheit und dem Bürgerstolz, der die Schaffung eines solchen Kleinodes, wie es der Rathausaal darstellt, ermöglichte. Peter Putzer widmet sich in seinem Beitrag kenntnisreich und informierend dem Thema „Kaiser und Reich. Der Kurfürstenfries des Jakob Russ als Dokument der Verfassungsgeschichte.“ Guntram Brunner, Kulturreferent der Stadt Überlingen, trägt mit seinem Aufsatz „500 Jahre Überlinger Rathausaal. Aus der Geschichte von Erforschung und Deutung. Mit Beiträgen zur Historie der weiteren Ausstattung von Saal und Vestibül“ in profunder Kenntnis der Materie zur Abrundung der Bestandsaufnahme des Überlinger Rathausaales bei. Alle Beiträge, die auf bewährte alte Literatur zurückgreifen konnten, warteten mit neuen Erkenntnissen auf und würdigen erstmals auch die Epochen nach Russ. Am Schluß des verlegerisch erstklassig betreuten Bandes bringt G. Brunner wesentliche und aufschlußreiche Interpretationen zu den Abbildungen. Ihnen folgen ein Standplan der Plastiken im Saal und die Bibliographie.

Was die Fotografen leisteten, ist hoher Anerkennung wert. Sie holten die wunderbaren Plastiken aus ihrer Höhe herunter und präsentieren sie dem Beschauer augengerecht. Und so wird das geschnittene Werk des Jakob Russ in seiner Schönheit zu einem Erlebnis.

Der Stadt Überlingen ist zu dieser Festgabe zu gratulieren. Sie ist eine vollauf geglückte Würdigung des wirklich einmaligen Rathausaales und wird viele Freunde finden.

L. Vögely

Autoren dieses Heftes

Robert Albiez, Gym. Prof.

Kapellenweg 10, 76275 Ettlingen

Dieter Baeuerle

Stephanienstr. 52, 76530 Baden-Baden

Martin Frenk

Rheinstr. 6, 77963 Schwanau-Ottenheim

Dr. Reiner Haebling von Lanzenauer

Hirschstr. 3, 76530 Baden-Baden

Dr. Klaus Oesterle

Paul-Klee-Straße 4, 76227 Karlsruhe

Traudel Schucker

Jägerstr. 40, 76227 Karlsruhe

Dr. Johannes Anselm Steiger

Universität Heidelberg,
Praktisch-Theologisches Seminar
Karlstr. 16, 69117 Heidelberg

Rosemarie Stratmann-Döhler

Landesmuseum Karlsruhe, 76133 Karlsruhe

Walter Vesenbeckh

Holzweg 51, Bad Dürkheim

Elmar Vogt

Riedacherweg 7, 79688 Hausen im Wiesental

Dr. Johannes Werner

Steinstr. 21, 76477 Elchesheim

Waltraud Werner-Künzig

Im Oberfeld 10, 79117 Freiburg

Errata

Im Heft 4/1993 wurde vergessen, den Aufsatz von Dr. Johannes Werner „Über eine Bittschrift des Dichters Bonafont, eine Anstellung in Rastatt betreffend“ ins Inhaltsverzeichnis aufzunehmen. Ebenso fehlt der Bildnachweis „Generallandesarchiv Karlsruhe“ auf Seite 670.

Wegen des Poststreiks kann das Heft 2/1994 nicht zum üblichen Termin ausgeliefert werden. Wir bitten um Verständnis.